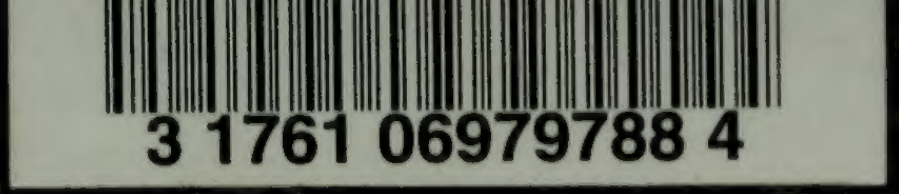
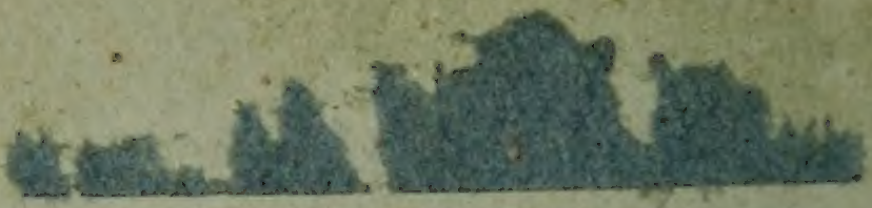

3 1761 06979788 4



309
J. 730 III
331 C

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten Reisen

in die

Türkei.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

Mehren,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

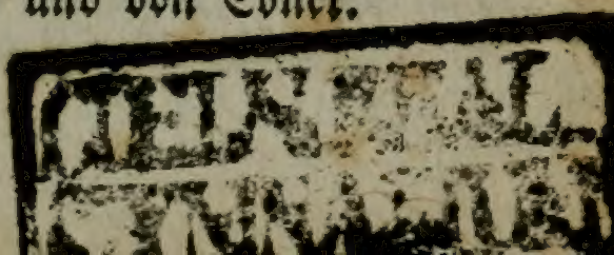
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 1. Bändchen.

Nürnberg.

Verlegt von Haubenstricker und von Ebner.

1829.



DR
425
J3
v.3

LIBRARY
DEC 28 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

Auszüge aus den Denkwürdigkeiten des Freiherrn von Tott über die Türken und Tartaren.

(Fortsetzung.)

Auf unserer Reise kamen wir in ein Thal, wo wir mehrere Reihen von Obas (nogaischer Zelte) vor uns sahen, in deren einige wir einquartiert wurden. Die Bauart meines tartarischen Hauses war in der Form eines großen Hühner-Korbes, das Holzwerk gitterartig, ging in einem Zirkel in die Höhe, und war mit einer Art von Thurm bedeckt, welcher oben offen war. Ein Filz von Kamel-Haaren war von Außen überall herum gezogen, und ein Stück eben dieses Filzes bedeckte das oberste Loch, welches zum Durchzuge des Rauches bestimmt war.

Zu Kischela hatte ich mir Brod eingekauft, dessen sich die Tartaren nicht bedienen, welche auch aus Sparsamkeit nicht beständig Fleisch genießen, ob-

gleich sie sehr lüstern nach diesem sind. Auch hatte ich Gelegenheit, die Gerichte der Tartaren kennen zu lernen. Der beste Koch der Heerde schüttete in meiner Gegenwart Mehl von geröstetem Hirse in einen Topf mit kochendem Wasser, welches er beständig herum rührte, und warf endlich sehr stark getrocknete Käse von Pferde-Milch hinein; das Ganze erhielt die Gestalt eines blätterigen Fladens, welcher sehr gut schmeckte.

Während das Abendessen zubereitet wurde, sahen wir einen großen Haufen von Tartaren gegen uns kommen, welcher in einer Entfernung von 400 Schritten stehen blieb, und uns einen alten Mann entgegen schickte mit der Bitte, uns besuchen zu dürfen. Ich antwortete selbst, und gab sogleich meine Einwilligung. Der Tartar aber bat den Mirza, ihm zu zeigen, wie weit sie kommen dürften. Nach gezeigter Stelle grüßte ich denjenigen, welchen ich für den vornehmsten hielt. Er nahm die Mütze ab, machte eine Verbeugung, und alle übrigen standen auf. Dieses befremdete mich, weil die Türken nie den Kopf entblößen, außer wenn sie allein, oder in Gesellschaft guter Freunde sind.

Am folgenden Tage reiste ich nach dem zweiten Thale. Wir bemerkten einige kleine Hügel, wie man sie in Flandern oder Brabant sieht, von welchen man glaubt, daß sie von Menschen-Händen, und besonders durch die Erde entstanden wären, welche je-

der Soldat auf das Grabmal seines Generals gestreut hätte. Man trift ähnliche Hügel auch in Thrazien; aber nie einen allein.

Auf meinem ganzen Wege fand ich keine Spur vom Feldbaue, weil die Tartaren die Gegenden, durch welche man reist, nicht besäen, damit die Felder nicht durch die Pferde der Reisenden abgeweidet werden. Sie erreichen zwar dadurch ihren Zweck. Dafür aber werden ihre Reis-Felder oft von ungeheuren Wolken der Heuschrecken heimgesucht, welche das Feld 6—7 Zoll hoch bedecken. Das Geräusch bei dem Abfressen derselben ist dem Geklapper des Hagels ähnlich; wenn sie das Feld verlassen, ist alles wie vom Feuer abgezehrt. Sie würden unstreitig, Klein-Asien oder Griechenland verheeren, wenn nicht das schwarze Meer eine große Menge Heuschrecken verschlänge. Oft sah ich die Gegend am schwarzen Meere gegen den Kanal mit ihren trocknen Aesern so bedeckt, daß man nicht am Ufer gehen konnte, ohne in diese dürren häutigen Gerippe zu sinken.

Als wir im ersten Thale angekommen waren, sahen wir einen Haufen nogaischer Tartaren um ein Pferd sitzen, welches eben abgezogen war. Man legte einem jungen Menschen von 18 Jahren, welcher ganz nackt war, die Haut auf die Schultern. Eine Frau schnitt nun sogleich das Kleid zu, welches man soviel als möglich, in einem Stücke ließ, damit es nicht viel zu nähen gäbe. Es wurde auch in 2 Stunden

fertig. Durch die Näſſe war die Haut geſchmeidig, und der junge Menſch mußte ſie durch die Bewegungen ſeines Körpers zu gerben ſuchen. Er ſtieg auch gleich zu Pferde, und trieb mit ſeinen Kameraden die Vorlege-Pferde zuſammen.

Mit so Pferden traf ich in der Vorſtadt von Oczakow ein. Dieſe Feſtung liegt am rechten Ufer des Dnieper, neben deſſen Ausfluſſe, auf einem etwas abhängigen Grunde gegen den Fluß. Ein Graben und ein bedeckter Gang ſind das ganze Befeſtigungswerk dieſes Ortes, welcher die Figur eines Parallelogrammes hat. Hier, wie zu Bender und Kotſchim iſt eine große Menge Artillerie, und neben jeder ſchlecht bedienten und ſchlecht aufgerichteten Kanone ſtehen zwei große Schanzkörbe, welche hier zur Zinne dienen, und zugleich die Schuß-Scharten bilden.

Die Juden in der Vorſtadt verſahen uns mit Lebensmitteln, welche wir noch während unſerer Reiſe durch die Gegend Dgamboyluck brauchten, welche ebenfalls von nogaiſchen Tartaren bewohnt iſt. Am folgenden Morgen gingen wir über den Dnieper, welcher bei ſeinem Ausfluſſe durch eine Erdzunge gedämmt wird, die Kilburnu heißt, und bis an das andere Ufer reicht. Dadurch wird eine Art von See gebildet, welcher ſich nach Norden erſtreckt, woher auch der Fluß kommt. Er iſt breiter, als 2 Meilen zwiſchen Oczakow und dem Forte, welches gerade

über dem Ursprunge der sandigen Spitze liegt, bei welcher wir auch über denselben setzten. Drei Stunden brachten wir mit dieser traurigen Ueberfahrt zu, während welcher uns bloß die Sprünge einiger Delphine belustigten. Endlich langten wir zu Kilburnu, dem gerade gegenüber liegenden Schlosse an.

Unser Weg näherte uns dem schwarzen Meere, und das Geräusch der Wogen interessirte jetzt noch immer mehr, als die großen einfachen Ebenen. Die Tartaren brennen den getrockneten Mist ihrer Heerden, welchen sie mit einer sandigen Erde mischen. Obgleich sie größtentheils von Hirse und Milch leben, so sind sie doch im Stande, so viel Fleisch zu essen, daß ein nogaischer Tartar sicher einen ganzen Schöpsen verzehren kann, ohne bei sich eine Unverdaulichkeit zu veranlassen. Aber wegen ihrer Eigennützigkeit verzehren sie deßhalb nur dasjenige Vieh, welches stirbt, wenn sie noch zeitig genug dazu kommen, das Blut flüssig zu finden. Die Tartaren folgen in diesem Punkte auch den mahomedanischen Gesetzen bei kranken Thieren; sie beobachten genau ihre Krankheit, und schlachten sie nicht eher, als einen Augenblick vorher, ehe sie eines natürlichen Todes sterben, weil sie sonst noch immer den Verkaufspreis einzubüßen befürchten. Ihre Heerden, Getreide, schlechtes Leder und eine Menge Hasenbälge sind Ausfuhr-Artikel, wofür sie ein ansehnliches Geld bekommen, welches sie, weil sie keinen Gebrauch davon zu machen wissen, ver-

scharren. Viele sterben, ohne daß Jemand erfährt, wo es vergraben liegt.

Wir brachten die Nacht in einer elenden Hütte neben dem Meere zu; den folgenden Morgen reisten wir längs der Küste fort, und bemerkten bald die Abendseite der Halbinsel, welche sich uns zur Rechten in das Meer erstreckte. Dieses Land ist auch eben; aber etwas erhabener, als jenes, auf welchem ich reiste, und verbindet sich mit dem festen Lande durch einen sanften Abhang, welcher nur auf einem schmalen Erdstriche liegt, und auf dessen höherem Theile die Linien von Orcapi sich befinden.

Die Linie geht über die Erdenge und ist ungefähr drei viertel Meilen lang; zwei Meere decken die Flanken, und sie ragt ungefähr 40 Fuß hoch über die vor ihr liegende Ebene. Die Zeit der Erbauung ist ungewiß; aber man ist veranlaßt, zu glauben daß dieses Werk vor Ankunft der Tartaren errichtet wurde, oder diese Nation müßte eine größere Kenntniß, als gegenwärtig besessen haben. Die Salzwerke von Orkapi, welche zu den landesherrlichen Einkünften gehören, sind entweder an Juden, oder an Armenier verpachtet. Sie sind sehr unwissend, ihren Vortheil zu benutzen, und ihr Geitz wird oft durch ihre Unwissenheit getäuscht. Sie haben gar kein Dach, unter welchem sie das Salz aufbewahren und trocknen können, welches von selbst in den Salz-Seen erzeugt wird.

Nachdem wir die Gegend der Salz-Seen verlassen

hatten, erblickten wir einen Boden, welcher mehr Fruchtbarkeit, als Anbau verrieth, und der Anblick einer Menge zerstreuter Dörfer war für uns um so reitzender, weil wir denselben lange nicht genossen hatten. Gegen Abend kamen wir an einen bewohnten Ort, welcher tief in einem Thale lag; einige daselbst liegende Felsen ließen eine andere Beschaffenheit des Bodens erwarten. Am folgenden Morgen reisten wir über eine bergige Gegend, und kamen durch einen steilen Weg nach Bachtschiesarei.

Bei meiner Ankunft schickte mir der Khan sogleich den Etat des Tayn. Dieses ist eine freie Lieferung von Lebensmitteln für diejenigen, welche man begünstigen will. Die Ertheilung desselben wird im ganzen Orient als eine Ehre betrachtet. Ich machte dann dem Khan meine Aufwartung, und wurde sehr gut aufgenommen. — Gegen die Kälte des Winters baute ich mir eine neue Wohnung. Ich war bei dem Khan öfters zur Abend-Unterhaltung eingeladen, und machte ihm durch Abbrennung kleiner Feuerwerke, und durch elektrische Versuche viel Vergnügen. Am folgenden Morgen war die ganze Stadt voll von den Wunderwerken, welche ich verrichtet hatte. Die Leute stürmten mit Bitten in mich, und die Zahl der Neugierigen wurde täglich vermehrt.

Oft belustigte ich mich mit dem Khan auf der Jagd, wobei ihn immer fünf bis sechs hundert Reiter begleiteten. Wir reisten durch die umliegenden Ebenen,

und die Menge des Feder-Wildprets, nebst der Eigenliebe der Jäger, machte diese Jagd sehr lebhaft. Nur Hühnerhunde fehlten, das Wildpret zu jagen. Meinen, durch Liebkosung verdorbenen Hund mußte ich dem Khan abtreten. Als er aber bei der ersten Jagd seinen Falken los ließ, packte er den Falken so, daß beide gleich eingeschreckt nach Hause zurück kehrten.

Als ein Juden-Sklave seinen Herrn in seinem Weinberge ermordet hatte, wollten ihm die Muselmänner dadurch der Strafe zu entziehen suchen, daß sie ihn überredeten, die Lehre Mahomeds anzunehmen. Als dieses der Khan erfuhr, so ertheilte er den Juden die Erlaubniß, den Verbrecher, wie es im alten Bunde erlaubt war, zu Tode zu steinigen.

Die Auslieferung des Verbrechers ist bei den Türken durch den Koran eingeführt, welcher den nächsten Verwandten des Ermordeten das Recht gibt, mit dem Blute des Mörders nach Willkühr zu verfahren. In der Türkei ist der Kläger nur bei der Hinrichtung zugegen. Bei den Tartaren, welche sich mehr an den Buchstaben halten, muß der Kläger die Hinrichtung vollziehen. In der Türkei hat man Beispiele, daß der Streich des Henkers noch zurück gehalten wurde, weil die Frau des Ermordeten die ihr gebotne Summe Geldes annahm. Bei den Tartaren hat man hievon kein Beispiel. Die Frau des Ermordeten, die selbst das Messer in die Brust des Mörders stoßen muß, gibt hier nur allein den Empfindungen der Rache Ge-

hör. Ein Offizier des Fürsten, welcher mit aufgehobenem Arme ein silbernes Beil hält, geht vor dem Verbrecher, und ist bei seiner Hinrichtung zugegen. Die Verbrechen sind in keinem Lande so selten, als in der Tartarei.

Die nogaischen Ebenen liegen beinahe der Meeresfläche gleich; hingegen die schmale Erdenge, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, 30—40 Fuß höher. Die höhere Ebene erstreckt sich über die ganze mitternächtliche Gegend der Halbinsel, der übrige Boden ist voll schroffer Felsen und Berge, welche in einer Richtung von Ost nach West gehen; unter letzteren ragt der Tschadir-Dagu (der Berg des Zeltes) hervor, welcher dem Meere so nahe liegt, daß er wegen seiner geringen Grundfläche keine außerordentliche Höhe erreichen kann, und deßwegen auch nur unter die Berge zweiter Klasse gerechnet wird.

Alle Berge von einer gleichen Höhe haben die gleiche Gestalt einer Felsenlage. Diese Felsen von ihrer Außenseite mehr oder weniger verwittert, geben einen offenbaren Beweis, wie geschäftig ehemals das Wasser gewesen ist. Sehr deutlich unterscheiden sich von diesen jene Berge, welche noch der Gewalt des Meeres ausgesetzt sind; sie sind noch mit Schalen-Gehäusen angefüllt, welche man nur mit Mühe losmachen kann. Die Thiere, welche sonst diese Schalen-Gehäuse bewohnten, sind in der Levante völlig unbekannt. An der Nordseite des schwarzen Meeres

befinden sich jetzt keine Schalthiere, und in dem südlichen Theile ist nur die kleine Gattung befindlich. Ja man findet selbst an den Felsen ein Schalen-Gehäuse, welches sonst nur im rothen Meere einheimisch ist. In den Thälern dieses Theiles der Krimm befinden sich noch ganze Muschelbänke, deren Schalen-Gehäuse nur aus einem einzigen Stücke bestehen, und die von derjenigen Gattung sind, welche man chinesische Münze nennt; in einigen Thälern sind sie so häufig, daß sie alle Pflanzen in ihrem Wachsthume ersticken. Die Schalen-Gehäuse sind mit Stücken von blättrigem Tuff vermischt, welcher häufig Pflanzen-Abdrücke enthält, und dessen Grund man in den ausgespülten Flußbeeten erblickt. Die Muschelbänke fand ich in Hinsicht ihrer Höhe der Meeresfläche gleich.

Die Luft ist in der Krimm sehr rein, der Boden außerordentlich fruchtbar, der Feldbau erfordert wenig Arbeit. Unter den wilden Gewächsen zeichnen sich Spargel, Nüsse und Haselnüsse durch ihre vorzügliche Größe aus. Auch wachsen Blumen in Ueberflusse. Der Weinbau kann wegen seiner geringen Pflege in den Thälern nie zur Vollkommenheit gelangen.

In der Krimm ist auch eine Gattung wilder Gänse bemerkenswerth, deren Beine höher, als gewöhnlich sind, sie haben ein ziegelrothes Gefieder. Auch findet man in keinem Lande Wachteln häufiger, als hier.

Das Land, welches man mit dem Namen der kleinen Tartarei belegt, besteht aus der Halbinsel Krimm, der kubanischen Tartarei und einem Theile von Kirkassien und allen Ländern, welche das russische Reich vom schwarzen Meere trennen. Dieses Land von der Moldau bis Taganrog liegt zwischen dem 46. Grade der Breite, ist ungefähr 30—40 Meilen breit, und beinahe 200 Meilen lang. Es enthält von West nach Ost Yetitschekule, Ogiamboyluk, Yedesan und Bessarabien.

Bessarabien, welches man auch Budjak nennt, bewohnen Tartaren, welche sich gleich jenen in der Krimm, in Dörfern niedergelassen haben. Die Einwohner der übrigen drei Provinzen (nogaische Tartaren genannt), haben nur Zelte aus Filz, welche sie dorthin tragen, wo es ihnen gefällt. Sie wohnen in den Thälern, welche sich von Nord nach Süd erstrecken. Ihre Hütten, welche in einer Reihe stehen, bilden eine Art von Dorf, das oft 30—35 Meilen lang ist, durch welches jede Horde von der andern sich absondert. Das mäßige Leben und die wenigen Bedürfnisse dieses Hirten-Volkes begünstigen die Bevölkerung.

Die Familie der Fürsten aus dem Stamme des Dschingis-Khan, und die eigenthümliche Art der Lehen-Verfassung hat sich bis auf diese Zeit bei den Tartaren erhalten.

Nach der regierenden Familie sind die vornehmsten

die von Schirin, von Mansur, von Sadjud, von Arguin und von Barun. Aus der Familie des Dschingis Khan kommen die Beherrscher, und aus den fünf andern Familien die vornehmsten Vasallen des Reichs. Diese, Beys genennt, überlassen die höchste Würde den Aeltesten ihrer Familien. Diese alten Mirza, nach den Chroniken von den Gefährten des Dschingis Khan abstammend, bilden den hohen tartarischen Adel, und können nie mit den neugeadelten Familien vermischt werden. Letztere stehen unter der Herrschaft des Mirza Kapikteln (Mirza, ein Sklave des Fürsten), haben indessen doch einen Bey, welcher sie vertritt, und auch das Recht der höhern Vasallen, nämlich einen Sitz in der Versammlung der Stände. Der Bey der neugeadelten und jene der fünf genannten Familien machen in Verbindung mit ihrem Lehensherrn den Senat und Hof der Tartaren.

Die Versammlungen werden nur bei außerordentlichen Veranlassungen zusammen berufen. Damit aber der Khan, welcher das Recht der Zusammenberufung der Beys hat, nicht durch ihre Abwesenheit die Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Macht erhalte, so stellt der Bey von Schirin die fünf andern Beys vor. Er, das Haupt des tartarischen Adels, hat, wie der Khan, seinen Kalga, seinen Nuradin und seine Minister. Die Würde eines Kalga von

Schirin besitzt der älteste nach dem Bey in dieser Familie.

Es gibt in der Krimm und in Bessarabien adeliche Lehen, landesherrliche Domainen und bürgerliche Ländereien. Erstere sind völlig erblich, fallen nie wieder an die Krone zurück, und zahlen auch keine Steuern. Mit den herrschaftlichen Domainen sind gewisse Abgaben verknüpft, aus welchen die davon fallenden Einkünfte bestehen. Die übrigen Ländereien sind von dem Landesherrn an diejenigen vertheilt, welche er damit begünstigen will. In Ansehung aller adelichen Güter ist das Rückfalls-Recht eingeführt, sobald Erben im siebenten Grade fehlen. Jeder Mirza hat in seinem ganzen Lehen dasselbe Recht auf die Ländereien der Bürgerlichen. Auf die nämliche Art wird auch die jährliche Abgabe eingehoben, welcher alle Christen und Juden unterworfen sind. Vermittelst des letzten Rechtes erlangen die Eigenthümer adelicher Güter in der Tartarei eine sehr große Gewalt. Nur durch die Versammlung der Stände können die Mirza, welche Lehen besitzen, zum Kriegsdienste verpflichtet werden.

Diese Beschränkung des Länder-Eigenthums ist in der nogaischen Tartarei unbekannt. Dieses Hirtenvolk kennt keine andere Gränze, als die, durch welche eine Horde von der andern abgesondert ist. Obgleich die nogaischen Mirzas mit ihren Unterthanen in Gemeinheit leben, und selbst mit dem Ackerbaue den Begriff

von Niedrigkeit verbinden, so sind sie deßhalb nicht weniger mächtig. Während des Winters sind sie in den Thälern, welche ihre Herden einschließen; sie empfangen dort, jeder in seinem Aoul (dem Bezirke einer Horde, welcher von den Vasallen eines Adelichen bewohnt wird), die Abgaben in allerlei Vieh und Lebensmitteln, und wenn die Saatzeit ankömmt, begeben sie sich mit ihren Vasallen auf die Ebenen, wählen das Land zum Ackerbaue, und theilen dasselbe aus. In der Krimm sind zwar Frohndienste eingeführt, unbekannt aber in der nogaischen Tartarei. Die nogaischen Tartaren bezahlen bloß den Zehent an den Statthalter der Provinz. Die Sultane, gewöhnlich Statthalter, führen den Titel Seraskier, und herrschen als Vize-Könige.

Die wichtigste Würde im Reiche ist jene des Kalga, welche der Khan immer demjenigen Prinzen seines Hauses ertheilt, welchem er das meiste Vertrauen schenkt. Seine Residenz ist zu Achmet-Schid, einer Stadt, welche 8 Meilen von Bachtschiesárei entfernt ist. Er hat hier das Ansehen eines Souverains; seine Befehle werden von seinen Ministern vollzogen; seine Herrschaft erstreckt sich bis nach Kaffa. Bei dem Tode des Herrschers verwaltet der Kalga die Regierungs-Geschäfte bis zur Ankunft eines neuen. Er ordnet als Ober-Befehlshaber die tartarischen Armeen, wenn der Khan nicht selbst in das Feld zieht, und ist, wie die Mirzas, der

Erbe aller derjenigen, welche in seiner Statthalterschaft ohne Erben im siebenten Grade sterben.

Die Würde eines Nuradin, die zweite im Staate, verwaltet gleichfalls ein Sultan, welcher auch seine Minister hat, die, wie er, nichts zu sagen haben. Er hält sich zu Bachtschiesarei auf, und macht beinahe einen Theil des Hofstaates des Khan aus. Wenn der Nuradin im Kriege eine Armee anführt, hat er mit seinen Ministern souveraine Gewalt.

Die dritte Würde im Reiche verwaltet auch ein Sultan unter dem Titel Or-Bey, Fürst von Orkapi; zuweilen erhielten Mirzas aus der Familie Schirin dieselbe, wenn sie mit Prinzessinen vermählt waren. Diese Adelichen nehmen Stellen der Minister nicht an, sondern nur solche, welche eigentlich Sultanen bestimmt sind. —

Außer diesen Stellen, welche von den in gewissen Provinzen eingeführten Abgaben ihr Einkommen erhalten, gibt es auch zwei weibliche Bedienungen; die Stelle der Alabey, welche der Khan gewöhnlich seiner Mutter oder einer seiner Gemahlinnen ertheilt, und die Würde einer Oulukani, welche immer die Schwester, oder älteste Tochter des Khans erhält. Verschiedene Dörfer hängen von diesen Fürstinnen ab; sie schlichten auch die Rechtshändel ihrer Unterthanen, und verwalten die Gerechtigkeit durch ihre Minister, welche deßhalb nahe bei dem Harem wohnen.

Die Würden des Mufti, der Veziere ꝛc. kommen mit denen in der Türkei überein, außer daß ihre Gewalt durch die Lehen-Verfassung eingeschränkt wird. Alle Einkünfte des Khan zur Unterhaltung seines Hofes, übersteigen keine 600,000 Livres.

Im Verlaufe des Krieges von Seite Rußlands gegen die Pforte kam ich auch nach Botuschan, einer Stadt, welche ich wegen des Krieges leer fand. Ich erfuhr durch den Prior des Klosters, daß die Anzahl der Einwohner auf 700 — 800 sich belief, welche sich durch die Mißhandlung einiger Reiter (Spahis) hinter die Mauer des Klosters verkrochen.

Nach vielen überstandenen Beschwerlichkeiten, und nachdem wir eine sehr sparsame Diät zu halten gezwungen waren, kamen wir zu Kischenow an. Wegen des stark gefallenen Schnees bediente ich mich eines Schlitten, und kam durch die Schnelligkeit desselben bald in die Ebenen von Kauschan, wo ich neue Hindernisse fand.

Während des Krieges mußte ich den Khan begleiten, und erhielt ein tartarisches Zelt. Ein Gitterwerk, welches sich leicht zusammen legen, und auseinander nehmen läßt, dient zu einer zirkelförmigen Wand, welche ungefähr 4 1/2 Fuß hoch ist. Die beiden Ende des Gitters, welche ungefähr 2 Fuß von einander entfernt sind, bilden den Eingang, und einige 20 Ruthen, welche an einem Ende zusammen gebunden, und am andern Ende mit kupfernen Rin-

gen versehen sind, und um das Gitterwerk eingehängt werden, dienen zur Stütze des Zelt-Daches. Dieses besteht aus einer Filzdecke, an welcher ein herabhängender Streif die Fuge des Zeltes bedeckt, mit welchem das Gitter umzogen ist. Diese Bedeckung hält ein umwickelter Gurt fest. Schnee und Erde, welche man rund herum geworfen hat, verhindern den Durchzug der Luft. Das Zelt wird dadurch ohne alle Stangen und Stricke befestigt, und da es die Figur eines abgestumpften Kegels hat, so kann man in demselben Feuer machen. Der Rauch zieht sich oben zwischen den zusammen gebundenen Ruthen durch, und man ist gegen alle Folgen der Witterung geschützt. —

Bei Tombaschir wurde gelagert, um die Truppen zu erwarten. Am folgenden Tage näherte sich die Armee dem Bog, ging über das Eis desselben, und wir schlugen unsere Zelte in der zarporovischen Steppe auf. —

Die Armee, welche immer nach Norden ihren Weg nahm, suchte den großen Fluß Jugul zu erreichen, an dessen Ufer sie nach 12 Meilen ankam. Einige verlassene Wohnungen und Heu-Haufen kamen uns trefflich zu statten.

Wir kamen jetzt an Neu-Servien, wo der Einfall geschehen sollte. Am folgenden Tage setzten wir über den Jugul. Während des Uebersetzens ertrank ein Haufen von Spahis. Ein Jnat-Kosak holte mit vieler Geschicklichkeit das Geld eines Er-

trunkenen aus dem Wasser. Viele Soldaten verloren ihr Leben durch den Frost.

Auffallend ist die Behendigkeit, Geduld und Thätigkeit, welche die Tartaren zur Erhaltung ihrer Beute anwenden. Ein halb Dutzend Sklaven verschiedener Art, 60 Schafe und 20 Ochsen, welche ein einziger erbeutet hatte, setzten ihn in keine Verlegenheit. Die Kinder werden in einem Sack, aus welchem nur der Kopf gesehen wird, vorne am Sattel gehängt, ein junges Mädchen wird vorne auf den Schooß gesetzt, und mit dem linken Arme fest gehalten, indeß die Mutter hinten aufsitzen muß; der Vater sitzt auf dem einen, der Sohn auf dem andern Handpferde, das Vieh wird voraus getrieben, und alles so genau beobachtet, daß nichts entkommen kann. Ihr Wächter versammelt sie, führt sie, sorgt für ihren Unterhalt, und geht selbst zu Fuß, um es seinen Sklaven leichter zu machen.

Der Befehl, Adjemka zu verbrennen, wurde so schnell vollzogen, daß wir selbst, als wir diese Stadt verließen, durch die Mitte der Flammen gehen mußten. Die Luft, mit Asche und den Ausdünstungen des geschmolzenen Schnees gefüllt, verdunkelte einige Zeit die Sonne. Endlich fiel ein Schnee, welcher hievon eine graue Farbe hatte, und beständig unter unsern Füßen knisterte. Hundert und fünfzig Dörfer verbrannten auf ähnliche Weise.

Auf unserm Marsche gegen die polnische

Ukraine kam die Armee in das Dorf Krasnikow Einige Freiwillige von der Armee verbrannten die Vorstädte von Sibiloff, während sich der Khan mit seiner Armee nach Burki in Polen begab. Alle Dörfer, welche auf dem Wege lagen, wurden abgebrannt, und die Einwohner zu Sklaven gemacht. Bei dem ersten Anblicke konnte man die Sklaven auf 20,000 schätzen; die Heerden waren unzählig.

Besonders streng zeigte sich der Tartaren-Khan gegen jene, welche seine Befehle in Betreff des Plünderns übertraten. Seine Vorsorge erstreckte sich sogar für den Gottesdienst in Polen. Einige Tartaren, welche überführt wurden, ein Christus-Bild verstümmelt zu haben, bekamen 100 Stockhiebe vor der Thüre der Kirche. Man muß, sagte er, die Tartaren lehren, die schönen Künste und die Propheten hoch zu schätzen.

Zu Savran wurde die Beute vertheilt, und die verschiedenen Truppen entlassen. Der Fürst erhielt 2000 Sklaven, welche er verschenkte; einige, die er mir anbot, schlug ich aus, weil meine Religion Sklaven zu haben, nicht erlaubt.

Als ich den Kadileskier des Khan besuchte, bemerkte ich einige junge Mädchen, und machte die Aeußerung, daß mancher nogaische Tartar zu früh derselben für seine Absichten sich bemächtigt hätte. Er erzählte mir, daß bei diesem Volke eine ganz eigene Sitte herrsche, die weiblichen Fähigkeiten zu prüfen. Ein Tartar, wenn er sich verheirathen will, sucht das

Mädchen so weit zu bringen, daß es vor ihm her läuft; wenn es in vollem Laufe begriffen ist, wirft er seine große Mütze auf ihren Rücken; fällt es dadurch nieder, so hält er seinen Antrag für zu früh angebracht. Ich äußerte meine Bedenklichkeit gegen das Unzureichende dieser Probe und ihrer pünktlichen Befolgung. Der Kadileskier aber versicherte mir, daß altes Herkommen bei einem einfältigen Volke besser beobachtet würde, als die strengsten Gesetze bei einer civilisirten Nation.

Wir kamen am folgenden Morgen nach Bender, wo der Khan von den Kanonen der Festung begrüßt wurde. Er hielt sich nur so lange auf, bis sein Haus zu Kaufchan zu seinem Empfange bereitet war. Während dieser Beschäftigungen hatte er seine häufigen Anfälle von Hypochondrie stärker, als jemals. Durch einen Trank von dem griechischen Arzte Siropolo endete er sein Leben. Die Spuren des Giftes zeigten sich bei der Einbalsamirung des Leichnames sehr deutlich; aber das gegenwärtige Interesse des Hofes unterdrückte jeden Gedanken an Rache und Bestrafung des Schuldigen. Der Körper des Fürsten wurde in einem mit Tuch behängten Wagen nach Krimm geführt, vor welchem sechs mit schwarzem Tuche bedeckte Pferde angespannt waren. Fünfzig Reiter, einige Mirzas und ein Sultan, welcher die Leichen-Begleitung befehligte, waren ebenfalls in

Trauer. Es ist auffallend, daß im ganzen Oriente nur die Tartaren allein diesen Gebrauch kennen.

Die vielen Beschwerlichkeiten während einer so langen Zeit, und die Unwissenheit meiner Lage durch den Tod des Khan, machten mich zur Abreise nach Konstantinopel geneigt, um dort die Befehle zu erwarten, welche man mir zu ertheilen für gut fände. In tartarischer Kleidung reiste ich mit einem Sekretär, einem Wundarzt und Bedienten, und dem Baschetschoadar des Khan ab, welcher mir zum Führer mitgegeben war. Wir machten den ersten Tag nur 15 Meilen, und hielten in Bessarabien auf einem Platze, welcher rund mit Häusern umgeben war. Bei unserer Ankunft traten die Einwohner vor die Thüren ihrer Häuser, und der Inwohner schätzte sich glücklich, dessen Haus wir wählten. Als ein Greis meine Wahl auf sich zog, begaben sich die Einwohner sämmtlich in ihre Häuser. Ich wurde in ein niedriges reinliches Zimmer geführt, wo seine Frau und Tochter gegen die Sitte der Türken mit unverschleiertem Gesichte mich empfingen. Die europäischen Meubels, als Stühle, Tische und Bett, erregten gleichfalls meine Aufmerksamkeit.

Am folgenden Tage kamen wir nach Ismael. Diese Stadt wird durch die Niederlage des auf der Donau verschifften Getreides, und noch durch ihre Industrie blühend, indem daselbst jene Leder-Art bereitet wird, welche wir unter dem Namen Thagrin

kennen. Man sieht rund um die Stadt große Striche Landes zu dieser Arbeit. Das Leder wird zuerst wie Pergament bereitet; nachher auf 4 Stöcke aufrecht und gespannt erhalten, und darauf zur folgenden Bereitung geschickt gemacht, welche darin besteht, daß man es mit einer Art sehr zusammenziehender Körbe bedeckt, wodurch man nach dem Verlaufe einer gewissen Zeit den Chagrin völlig gut erhält.

Um an das andere Ufer zu kommen, mußten wir über 2 Arme des Flusses setzen. Mit dem Anbruche des Tages brachte uns die Fähre auf die dazwischen liegende Insel. Wir reisten über die ganze Brücke derselben, welche 4 Meilen betrug, um den zweiten Arm zu erreichen, welcher Tultscha, einer türkischen Festung oberhalb des Zusammenflusses beider Arme gegenüber ist.

Nachdem wir über die Ebenen von Dobrodgan (einer Provinz der europäischen Türkei zwischen der Donau und dem thrazischen Gebirge) gekommen waren, bemerkte ich, daß der Boden, welcher nun allmählich gegen das thrazische Gebirge höher wurde, aus Schichten von Marmor bestand, welche wahrscheinlich dem Gebirge Balkan zur Grundlage dienten. Durch einen hohlen Weg kamen wir in dieses Gebirge, aus welchem der Kamtschikfui (Peitschenfluß) entspringt. Dieser reissende Fluß macht so viele Krümmungen, daß man hier siebenzehn Male über ihn setzen muß. Endlich fingen wir auf sehr be-

schwerlichen Wegen an, das Gebirge selbst zu ersteigen. Wir machten in einem Dorfe Halt, welches ungefähr in der mittleren Gegend dieses Gebirges lag. Hier traf ich mit dem Bruder des verstorbenen Khan zusammen, entschloß mich auf sein Bitten, auch durch seine tartarischen Ländereien zu reisen, um diese Nation noch in Romelien zu betrachten.

Wir mußten noch über die höchsten Bergketten des Balkan steigen. In dieser Gebirgs-Gegend sah ich die Ueberbleibsel alter Schlösser, und eben so häufige Höhlen, als ich in der Krimm bemerkt hatte. Auf dem Gipfel des Gebirges fanden wir eine Menge Veilchen, deren Stengel und Blätter unter dem Schnee versteckt, dem Boden eine seltene Gestalt gaben.

In Kirk-Kiliffin (vierzig Kirchen) erkannte ich an einem Türken durch seinen niederhängenden Kopf, seinen langen Hals, daß er ein Freund des Opiums war. Er verschlang drei Pillen, deren eine so groß, wie eine Olive war. Diese Dosis wäre bei uns hinreichend gewesen, 20 Personen zu tödten. Ich beobachtete das Spiel der Muskeln und die stufenweise erfolgende Verwirrung der Einbildungskraft, welche der Berauschung vorher ging, in welcher ich diesen Theriaky (Opium-Esser) verließ.

Wir waren jetzt in Romelien. Mannigfaltige Erzeugnisse im Ueberflusse, Landhäuser, gut angelegte Gärten, viele Dörfer, wo sich in jedem noch das

Schloß des Gutsherrn auszeichnete, nahmen hier die Ebenen ein, und dehnten sich noch bis auf die Hügel aus.

Bald lag die Stadt Seray, und das Schloß des Khan vor unsern Augen. Ich übernachtete in dem zweiten Hofe des Khan. Auf meinem Wege von Seray erblickte ich die Unordnungen und Verwüstungen, welche das türkische Heer bei seinem Abzuge aus Konstantinopel verübt hatte.

Durch einen alten Gebrauch werden die gewöhnlichsten Spaßmachereien mit dem sehr feierlichen Anblicke verbunden, welcher dadurch entsteht, wenn man hier alle Kräfte eines großen Reiches zum Kriege versammelt antrifft. Die Türken nennen diese Posse Alay (Pomp des Triumphes). Er besteht in einer Maskarade, bei welcher jede Zunft und jedes Handwerk ihre Handthierung öffentlich vorstellt. Der Ackersmann führt seinen Pflug, der Tischler hobelt u. s. w., alle auf hohen köstlich ausgeschmückten Wagen, welche den Zug eröffnen, wenn man die Fahne des Propheten (Sandjak-Scherif) aus dem Serail zum Heere bringt. Die Emire haben allein das Recht, sie zu berühren. Ihr Oberhaupt trägt sie; nur Muselmänner dürfen sie anblicken; sie würde durch die Blicke anderer entheiligt werden, und deßhalb ist auch der grausamste Fanatismus in ihrer Nachbarschaft so gemein.

Als einige unvorsichtige Christen zuliefen, bemächtigte sich die Wuth aller; sie bewaffnete jeden Arm,

und die größte Schandthat wurde für das verdienstlichste Werk gehalten. Man verschonte kein Alter, kein Geschlecht, schwangere Weiber wurden bei den Haaren auf die Straßen geschleppt, und von dem Pöbel auf die unbarmherzigste Weise todt getreten.

Der Hatty-Scherif (kaiserliches Manifest) fordert alle waffenfähige Rechtgläubigen zu den Waffen gegen die Feinde. Die Hauptstadt, wie die Provinzen, wurden durch das Raubgesindel, aus welchem die Armee zusammen gesetzt war, auf das schrecklichste mißhandelt. Die Unwissenheit der Feldherren, ihr Eigendünkel und Stolz brachte dem Reiche großen Schaden. Das Seewesen befand sich in dem schlechtesten Zustande. Der Kapitän-Pascha verkaufte die Stellen an die Meistbietenden, und ertheilte ihnen zugleich die Freiheit, alle niederen Stellen auf ihren Schiffen nach derselben Weise zu verhandeln. — Bald erfüllte die Nachricht von der völligen Niederlage der beiden Heere zu Wasser und zu Lande ganz Konstantinopel mit Schrecken. Ein Beweis für die schlechte Organisation der See- und Land-Soldaten, für die Unwissenheit der Feldherren, welche keine Kenntniß von Taktik, Geschichte, Geographie ꝛc. haben, sondern ihre stolze Unwissenheit und ihre Tollkühnheit für alles halten.

Die Begierde des Großherrn, mich bald in den Dardanellen zu sehen, erlaubte mir nicht, so lange zu warten, bis ich die zur Arbeit erforderlichen Ge-

genstände mitnehmen konnte. Man stellte für den glücklichen Fortgang meiner Unternehmungen öffentliche Gebete an, und der Sultan, welcher seine ganze Hoffnung auf mich gesetzt hatte, glaubte nicht eher frei athmen zu können, als bis er mich an Ort und Stelle gesetzt hatte. Der Befehl war gegeben worden, daß mir alles unterworfen seyn sollte.

Bei der Untersuchung des Zustandes der Schlösser fand ich, daß die Soldaten eben so wenig taugten, als die Befestigungswerke. Hohe, alte Mauern, mehr als 30 Fuß hoch, über die am Wasser liegenden Batterien hervor ragend, drohten bei den ersten Kanonen-Schüssen der Russen, die Batterien und ihre Vertheidiger zu bedecken.

Ihre Artillerie von ungeheuerem Kaliber war wegen der schlechten langsamen Bedienung, nachdem sie einmal abgefeuert war, wenig fürchterlich. Die Batterien auf der Seite Asiens und Europas waren mit diesen ungeheueren Steinstücken besetzt, deren Kugeln sich zwar an einigen Stellen, bei dem Eingange aber gar nicht erreichen konnten. Diese Stücke waren zwar durchgängig von Metall, hatten aber weder Zapfen an den Seiten, noch Lavetten, sondern sie lagen bloß auf dicken ausgehölten Bohlen. Ein ungeheuerer Stein hinten an der Traube verhinderte sie, bei dem Abfeuern zurück zu springen. Andere Kanonen und einige Mörser lagen bloß auf dem Sande, und schienen eher Ueberbleibsel einer Bela-

gerung, als Vorkehrungen, sie auszuhalten. So war der Zustand der Dardanellen, als ich ankam.

Der Kanal der Dardanellen, 50 Meilen westlich von Konstantinopel, liegt zwischen dem Archipel und dem kleinen Meere von Marmora, geht von der Küste Trojas bis Gallipoli, Lampsakus gegenüber. Er ist ungefähr 12 Meilen lang, von ungleicher Breite, und verschiedene Spitzen ragen so weit hervor, daß an manchen Orten die Ufer von Europa und Asien, welche dieser Kanal trennt, nicht mehr als 3—400 Klafter von einander entfernt sind. Drei Meilen von seiner Mündung, von der Seite des Archipel an der schmalsten Stelle, sind die unter dem Namen Dardanellen bekannten Schlösser erbaut, deren Kanonen sich hier völlig bestreichen. Diese Vertheidigungs-Anstalt war eine lange Zeit das einzige Mittel zum Schutze Konstantinopels. Da die Türken unruhiger wurden, aber unwissend blieben, bauten sie in der Folge noch zwei Schlösser an der Mündung, welche ungefähr 1500 Klafter von einander entfernt sind, und dieses macht, daß beinahe in einem Drittheile dieses Raumes, die Schüsse unsicher, und die Schlösser selbst sich nicht gehörig zu vertheidigen im Stande sind.

Nachdem ich mehrere Batterien zur Vertheidigung angelegt, und mich von der Ungeschicklichkeit der Türken auf alle nur mögliche Weise überzeugt hatte, so beschloß ich, nachdem die Hauptstadt von der See-

seite gedeckt war, nach meiner Ankunft zu Konstantinopel (meine erste Bemühung) dem Hofe den Vorschlag zu machen, auch die Hauptstadt gegen eine Landung zu schützen, welche man in dem ganz unbedeckten Meerbusen von Enos zu befürchten hatte. Der Sultan schickte bloß einen Pascha von drei Roßschweifen mit einigen Bedienten zum Schutze ab, und antwortete auf meine Vorstellung, daß er es mit seinem Kopfe bezahlen müsse, wenn der Feind landen sollte.

Ich hatte mich heimlicher Mittel bedient, mich dem Groß-Sultan zu nähern, und ihn zu überzeugen, daß er sich bei den Dardanellen besserer Lavetten und besserer Kanoniere bedienen müßte. Durch die Niederlage von Kraul war er auf den Gedanken gekommen, daß die Muthlosigkeit seiner Soldaten dem russischen Feuer zuzuschreiben sey. Er ließ mich fragen, ob ich wohl Leute zu dieser Gattung von Kriegern abrichten könnte, welche bis daher den Türken unbekannt gewesen? Als ich dieses bejahte, erhielt der Groß-Vezier den Befehl, mir in allem, was dazu dienlich wäre, hülfreiche Hand zu leisten. —

Als sich Konstantinopel von dem Schrecken, welchen die Verbrennung der osmannischen Flotte veranlaßte, erholt hatte, sahen die Minister es nicht mehr gleichgültig an, daß mir noch mehrere Aufträge gemacht wurden. Der Name des Großherrn wurde gebraucht, um mich dahin zu bewegen, die Kleidung eines

Dolmetschers anzuziehen, weil das Volk sehr ungerne einen Europäer mit denjenigen Gegenständen beschäftigt sehen würde, deren Besorgung man vorher nur den Rechtgläubigen anvertraute. Sie wünschten mich gänzlich zu entfernen, aber die Furcht, sich den Unwillen ihres Herrn zuzuziehen, hielt sie davon ab.

Die Pforte schickte mir einen Artillerie-Offizier in seiner Zeremonien-Kleidung, der mit dem Stabe in der Hand für meine Sicherheit sorgen, und mir in dem Arsenale der Stückgießerei, oder wo ich es sonst nöthig fände, freien Zutritt verschaffen sollte. Als ich die Kanonen mit Schweins-Borsten auswischen ließ, murrte das Volk, und konnte nur dadurch besänftigt werden, daß ein Maler hervor gerufen wurde, und bezeugte, daß die Moscheen mit Pinseln aus Schweins-Borsten angestrichen, und noch viele Borsten in den Wänden zu finden seyen.

Bei der Verfertigung von Pontons, welche der Großherr bald fertig wissen wollte, lieferten mir die Kupferschmiede Blech, um die Gerippe der Pontons zu beziehen, von sehr schlechter Arbeit, bei welchem sie mehr Mangel an guten Willen, als an Geschicklichkeit verriethen. Als ich darauf bestand, daß sie bessere Arbeiten liefern sollten, antworteten sie, daß die Pforte dieselben dem Miry (Fiskus) unterwerfen wollte. Der Miry der Türken hat auf alle Arbeiten für die Krone eine so geringe Taxe gesetzt, daß die Arbeiter dabei zu Grunde gerichtet, und die

schlechtesten Arbeiten zu liefern gezwungen werden. Am folgenden Tage nahm ich mich dieser Leute an, und erklärte, daß ich die Pontons mit Leder überziehen lassen wollte, um sie leichter zu machen.

Der Versuch mit den Pontons lag dem Sultan am Herzen. Die Brücke wurde über den Fluß Kiathana, gerade oberhalb des Kiosk des Oberstallmeisters aufgeschlagen. Der Großherr erschien selbst in der Kleidung eines Oda-Paschi (Hauptmannes). Da er sah, daß mir das lange Stehen Schmerzen veranlaßte, denn ich war vor einigen Tagen auf dem Glatteise gefallen), sprach er von meinem Unfalle mit vieler Theilnahme; und da der Chamlu-Hussein-Effendi (Aufseher über die Wagen) mich dem Sultan rühmte, sprach er, ich will dir, Hussein, den Unterschied zwischen euch beiden erklären. Als Tott auf die Welt kam, fiel er auf seine Füße, und fing sogleich an zu laufen; du aber fielst auf den Hintern, und bist auch darauf sitzen geblieben. Für diese Kränkung wurde er aber bald durch den Befehl getröstet, einen Sack Dukaten, welche er ihm gab, unter meine Leute zu vertheilen. Der Sultan fand großes Vergnügen an dieser Brücke. Pontons mit einem Aufseher und Leuten an die Armee zu schicken, wurde bald vergessen.

Der türkischen Armee fehlte eine gute Feld-Artillerie. Sie bedienten sich in ihren Stück-Gießereien eines ganz gewöhnlichen Ofens, wo sie die Flamme

mittelst eines Blasebalges erregten, und das halb kalcinirte, halb noch klumpige Metall, wurde nachher in elende Formen gegossen, welches die Kanonen völlig verdarb. Ich machte den Vorschlag, einen Reverberir-Ofen anzulegen, die Kanonen in Vollem zu gießen, und hernach zu bohren. Dieses bewegte ihre erfahrnen Künstler zum allgemeinen Gelächter; allein da der Sultan mir sein Zutrauen geschenkt hatte, befahl er seinen Ministern, mit mir in Unterhandlung zu treten. Endlich überwand ich die Hindernisse von Seite der Minister, und die Unerfahrenheit der Arbeitsleute, und brachte vermittelst eines Griechen, welcher einige Kenntniß vom Mühlen-Baue hatte, die Maschine zum Bohren, ziemlich gut zusammen. Ich hatte in meinem Leben noch keine Kanone gießen gesehen, und St. Remi nebst der Encyklopädie waren die einzigen Stützen, auf welche ich mich noch verließ. Da alles fertig war, ließ ich 30,000 Pfund Metalls schmelzen, und goß 20 Kanonen zum Erstaunen der Türken und zur größten Freude des Grafen von St. Priest.

Indessen ich für neue Artillerie der Türken sorgte, war die russische an der Donau zu dem Nachtheile derselben beschäftigt; und einige Bomben, welche durch Bogenschüsse in die Mitte der türkischen Kavallerie getrieben wurden, und sie zerstreuten, veranlaßten den Groß-Vezier ebenfalls, sich solche Bomben und Bombardirer zu erbitten.

Auf der Ebene von Okmeidan (Ebene der Pfeile) wurde die erste Probe gemacht. Der Sultan erschien in Begleitung seines Sohnes Selim. Der Erfolg war so günstig, daß der Sultan mich mit einem Hermelin-Pelze beschenkte, welchen mir zwei Zeremonien Meister anzogen. Der Hasnadar (Schatzmeister der Privat-Kasse des Sultan), überreichte mir einen Beutel mit 200 Dukaten, welche ich meinen Leuten schenkte.

Mit Untergang der Sonne verließ ich die Pforte, und langte erst, da es völlig Nacht war, in der Vorstadt Pera an. Die zwei mich begleitenden Offiziere wurden angegriffen; aber die Hülfe der herbei eilenden Janitscharen vertrieb unsere Gegner.

Obgleich ich mich nicht über diesen Angriff beschwerte, so versprach mir doch der Polizei-Aufseher von Pera alle Genugthuung, wenn ich die Thäter anzeigen könnte. Selbst der Groß-Vezier schickte deßhalb am folgenden Morgen zu mir, und der Sultan ließ sich nach meinem Befinden erkundigen.

Die Erzählung einer anderen Begebenheit wird die Sitten der Türken und die niedrige Verfahrungsart ihrer Regierung näher aus einander setzen. Ein junges Mädchen, ungefähr 13 Jahre alt, tanzte oft in einem Wirthshause zu Galata, um demselben mehr Abgang zu verschaffen. Die Janitscharen von der Kompagnie Las, und die See-Soldaten wollten sie haben; beide Parteien griffen einander Tag und

Nacht an, wobei mehr als 50 Personen ihr Leben verloren. Als einst eine Partei sich hinter die Mauern einer Moschee flüchtete, nahm die andere mit Gewalt Kanonen aus den Kaufmanns-Schiffen, und beschoß die Mauern. Schon dauerte die Unruhe 3 Tage, ohne daß gehörige Maßregeln dagegen ergriffen wurden. Zuerst war man dann besorgt, den Gegenstand des Streites zu erhalten. Sobald man demjenigen Theile, welcher das Mädchen besaß, die Versicherung gegeben hatte, daß sie nie in die Hände ihrer Gegner kommen sollte, wurde sie der Obrigkeit ausgeliefert, und sogleich gehängt; wogegen beide Parteien nichts einwendeten.

Auch wollte ich ein neues Artillerie-Korps einrichten, und mußte zuerst dem Sultan den Plan dazu entwerfen. Das Korps erhielt den Namen Suratschis (Fleißige), und der Sultan bestätigte die Errichtung desselben durch das Hattu Humayonn. Dieses ist die höchste Art eines Ediktes, welches die Kraft eines Gesetzes hat, und beständig bleibt. Ich wählte für dasselbe, um nicht anstößig zu seyn, die Kleidung der Albaner, und übte die Soldaten, obgleich sie nur bei den Kanonen dienen sollten, auch im Bajonet-Fechten, weil sie dadurch von den Russen viel litten. Um auf jede Weise sicher zu seyn, mußten die neuen Waffen eingeweiht werden.

Da unter den Türken schon äußerst strenge militärische Strafen eingeführt sind, so gewann ich die

Liebe meiner Soldaten leicht, ohne die Kriegs-Zucht zu vernachlässigen. Geringe Vergehen wurden auch leicht bestraft. Die Desertion, welche bis dahin bei den Türken nicht bestraft war, wurde mit Galeeren-Strafe von mir belegt; die Schildwache, eine bei den Türken unerhörte Sache, von mir eingeführt. Die neuen Truppen waren vorzüglich nur für die Feld-Artillerie bestimmt; und da sie täglich geübt wurden, schossen sie bald fünfzehnmal in einer Minute. Beständig aber schlug ich ihnen ab, sie im Exerziren zu üben, weil mein Korps zu schwach war, dem Spotte der übrigen Einhalt zu thun.

Der Sultan Mustapha kam oft, die Uebungen zu sehen, freute sich über die Schnelligkeit bei dem Feuer, belohnte jedes Mal die Kanoniere, gab nie selbst einen Befehl, sondern ordnete alles durch mich an.

Als der Sultan den Kanal des schwarzen Meeres gegen alle Angriffe sichern wollte, schlug ich ihm vor, an der Mündung zwei Schlösser zu bauen. Neben den beiden Leucht-Thürmen an der europäischen und asiatischen Seite wurde zu bauen angefangen, aber von so ungeschickten Baumeistern, daß einige schlechte Thürme, welche so weit von einander lagen, daß keine 36pfündige Kugeln sich von beiden Seiten erreichen konnten, eine bloße Mauer, mit keinem Walle bedeckt, auf welcher die Artillerie gepflanzt werden sollte, alles war, was man hier angebracht hatte; da

nun das ganze Gebäude mit Kalkwasser überstrichen war, meldeten die Minister dem Sultan, daß alles fertig sey.

Als der Sultan unter der Rechnung meinen Namen nicht fand, fragte er nach der Ursache. Die Minister, welche mich gerne von Allem entfernt hätten, entschuldigten sich dadurch, daß sie keinen besondern Befehl dazu erhalten hätten. Sie mußten sich daher die Kränkung gefallen lassen, daß mir die Untersuchung ihrer Werke aufgetragen wurde. Mich setzte der Antrag in Verlegenheit, indem ich entweder den Sultan betrügen, oder unschuldige Menschen unglücklich machen mußte. Ich fand die beiden Schlösser unnütz. Unter Weges aber schienen uns ein Paar sehr bequeme Vorgebirge zur Anlegung der Schlösser tauglich, indem sie zugleich die vor denselben liegenden Ankerplätze bestrichen.

Die Wuth des Sultan über diese Nachlässigkeit setzte alle in Schrecken. Er schickte mir einen Beutel mit verschiedenen von Gold durchwirkten Sacktüchern; nachdem ich sie aufgewickelt hatte, fand ich ein Ellen-Maß (Pik). Alle Handwerker von Konstantinopel standen jetzt unter mir, und ich konnte sie mit körperlichen Strafen belegen. Als ich auf dem bezeichneten Platze anlangte, glaubte der Anführer der Bauleute, daß ich mich nach ihm besonders richten würde, und rieth mir seinen Maßstab zum Muster an. Ich will zuerst den eurigen prüfen, sagte ich, und indem

ich den rothen Beutel nahm, welcher bei meinen übrigen Instrumenten lag, wichen alle bei Erblickung des Maßes wenigstens 10 Schritte von mir. Um mein Ansehen zu begründen, ließ ich alle Maßstäbe zerbrechen, welche mit dem meinigen nicht gleiche Länge hatten; jener des Baumeisters hatte gleiches Schicksal. Ich ließ andere machen und stempeln.

Der Groß-Schatzmeister mit dem astrologischen Ausspruche in der einen, und der Uhr in der andern Hand, erwartete in feierlicher Stille mit den Ministern die angezeigte Stunde zur Legung des Grundsteines. In der letzten Sekunde vor derselben wurde der Name Gottes ausgesprochen, und die Zeremonie nahm ihren Anfang.

Einige von den 1500 Mazedoniern, welche mir zum Arbeiten gegeben waren, besuchten an einem Sonntage die benachbarten Dörfer. Zwei und zwanzig Mazedonier, welche am Schlosse in Europa arbeiteten, waren mit ihren Flinten in das Dorf Fanaraki gegangen. Einer kam mit einem Türken in Streit, und erschoß ihn. Als die übrigen Türken dieses sahen, streckten sie mit ihren Flinten den Mazedonier zu Boden. Die übrigen Mazedonier ergrimmten über diese That, tödteten 9 Türken, und entflohen. Ich beschwerte mich bei dem Groß-Vezier, dieser aber sagte ganz kaltblütig, daß der Tod eines Ungläubigen durch den von 9 Türken hinreichend gerächt sey.

Durch den Krieg war die Schatzkammer erschöpft,

man arbeitete Tag und Nacht in der Münze, das Geld war siebenlöthig, und dadurch ungemein hart, so daß oft der erste Schlag des Münzers den Stempel, welcher aus schlechtem Stahle gemacht war, sprengte. Ich wurde ersucht, der Sache abzuhelfen. Die Münzarbeiter, welchen daran gelegen war, die Stempel zu zersprengen, setzten mir bei dieser Arbeit alle möglichen Hindernisse entgegen, und sprengten aus, daß ich den Stempel nur deßhalb im Urin abgehärtet hätte, um den Namen des Großherrn zu besudeln. Als der Sultan mir befahl, mich hierüber zu verantworten, verläugnete ich nicht, daß ich den Stahl in Urin abhärte, versicherte aber bei aller Achtung, welche ich für den Namen des Großherrn hätte, daß ich mit demselben nicht mit größerer Ehrfurcht, als mit dem Namen Gottes, umzugehen brauchte. Dieser würde täglich auf Papier geschrieben, welches aus unflätigen und zerrissenen Lumpen gemacht würde. Durch diese Nachricht wurde Jedermann beruhigt, und die Sache nachher allgemein belacht.

Der Sultan ersuchte mich, auch eine Schule der Mathematik zu errichten. Dieser Befehl beschuldigte die Muhendis (Geometer) der Unwissenheit. Als ihr Vorsteher behauptete, daß sie in Allem unterrichtet seyen, mußte ihre Prüfung in Gegenwart zweier Minister vorgenommen werden. Auf die Frage: wie sich die Winkel eines gleichseitigen Dreiecks gegen einander verhielten, wurden alle stutzig; ich mußte diese

wiederholen: endlich antwortete der Kühnste, daß man erst das Dreieck sehen müßte. Dieß brachte mich aus aller Fassung; ich erklärte ihnen diesen Lehrsatz, und sie faßten ihn.

Meine neue Schule sollte vorzüglich zum Nutzen der Seeleute dienen; sie wurde daher im Arsenale errichtet. Unter meinen Schülern befanden sich selbst Schiffskapitäne mit grauen Bärten. Ich diktirte täglich meine Vorlesungen in türkischer Sprache, jeder Schüler mußte sie niederschreiben, und derjenige, welchen ich dazu ernannte, am folgenden Morgen wiederholen. — Nichts brachte aber die Türken von ihren Vorurtheilen ab. Das Verhältniß, nach welchem die Höhe der Schiffe verringert werden sollte, wurde verworfen, weil dadurch die Gestalt des Turbans verloren ging. Die Erhöhung der Maste wurde nicht angenommen, weil man glaubte, daß das Schiffs-Volk, wenn man das Schiff auf die Seite legte, sich sehr unbequem dabei befinden würde. Durch die Anlegung der neuen Stück-Gießerei war die alte nicht aufgehoben worden. Der ganze für das Artillerieweſen bestimmte Fond wurde noch für dieselbe verwendet, die Kosten der neuen Stück-Gießerei wurden nur mit Mühe aufgetrieben. Die Schule der Geometer war mit liegenden Gründen versorgt; allein meiner Schule fehlte es sogar an Belohnung und Aufmunterung. Von allen neu eingerichteten Dingen war nur das Korps der Suratschis auf immer gestiftet.

Allein mit Hülfe des Aufsehers der Münze brachte ich es dahin, daß goldene Medaillen geprägt wurden, auf einer Seite mit dem Namenzuge des Sultan, und auf der andern mit einer Inschrift, welche auf meine Schule Bezug hatte. Der Reis-Effendi vertheilte bei der ersten Prüfung die Medaillen an diejenigen, welche ich ihm anwieß, erlaubte ihnen, dieselben an einer goldenen Kette zu tragen, und versprach ihnen eine vorzügliche Beförderung.

Eines Tages sagte der Groß-Vezier ganz ernsthaft zu mir, ob ich wohl glaubte, daß die türkische Armee stark genug gegen die Russen sey. Ich erwiederte, daß ich die Beantwortung dieser Frage nur von ihm erwarten könne. Ich weiß es nicht, antwortete er; ich wüßte auch nicht, wie ich es erfahren könnte, es müßte denn durch die Wiener Zeitung seyn. Eine solche Dummheit übertraf alles, was ich erwarten konnte.

Durch den Tod des Sultan Mustapha gelangte sein Bruder, der einzige noch übrige Sohn des Sultan Achmet, zu dem Throne. Er besaß einen sehr sanften Charakter; vierzig Jahre hatte er, in Einsamkeit und Furcht, in dem Serail zugebracht. Er durchlief anfangs seinen ganzen Palast, welchen er selbst nicht kannte, empfahl seines Vorgängers Einrichtungen, und besuchte bei seinem ersten öffentlichen Ausgange die Schule der Artilleristen, mit deren Fertigkeit er sehr zufrieden war.

Nach dem Abschlusse des Friedens beschloß ich,

weil ich keine Hoffnung hatte, der Pforte mehrere nützliche Dienste leisten zu können, nach Frankreich zurück zu kehren. Der Groß-Sultan ließ mich bei dem Abzuge mit einem Zobel-Pelze bekleiden. Allein ein anderer unerwarteter Abschied war rührender für mich. Als ich bereits auf einer königlichen Fregatte nach Smyrna segeln wollte, kamen verschiedene Fahrzeuge an. Augenblicklich umgaben mich meine Zöglinge, jeder mit einem Buche oder mathematischen Instrumente in der Hand, baten mich noch bei dem Abschiede um Unterricht, fragten über verschiedenes, und begleiteten mich weiter als einige Meilen in die See, wo wir rührend von einander Abschied nahmen.

Die Unordnungen, welche in der Levante herrschten, wo die Franzosen Handelshäuser hatten, bewogen die Regierung, den Zustand der Handelsplätze untersuchen zu lassen. Mir wurde dieses Geschäft übertragen. Auf der königlichen Fregatte Atalante unter dem Kommando des Baron von Durfort segelten wir ab, und langten endlich zu Toulon an, welches wir am 2. Mai wieder verließen.

Wir gingen hierauf nach Malta, wo ich einen Auftrag an den Großmeister hatte, von da begab ich mich auf die Insel Kandia, wo meine Untersuchung den Anfang nahm. Die Insel besteht aus einer Bergkette, welche sich von West nach Ost erstreckt; sie enthält das berühmte Labyrinth. Neuere Dichtung hat an die Stelle der Ueberbleibsel des Heidenthums, die

Grotte der Margaretha gesetzt, welche jetzt noch bei den Griechen in großer Achtung steht, und durch die Mannigfaltigkeit und Beschaffenheit der in derselben enthaltenen Tropfsteine merkwürdig ist. Ihr vorzüglichstes Produkt ist Oel, und die Seife das wichtigste dasige Fabrikat. Die wilden Oelbäume fand ich auf der Südseite der Insel eben so einheimisch, wie die Lorbeer-Rose, die ein jedes Thal beschattet, und bunt färbt, deren Geruch aber jenen, welche in ihrer Nähe einschlafen, sehr nachtheilig ist. Die Felder sind mit Zitronen- und Pomeranzen-Bäumen bedeckt, und die Früchte derselben sind vorzüglicher, als in Portugal und Malta. Eine Art sehr große Aprikosen (Müschmüsch) von vortrefflichem Geschmacke ist nur dieser Insel eigen.

Sultan Soliman entriß sie den Venetianern. Die Einwohner in dürren und schwer zu ersteigenden Gebirgs-Gegenden behaupten noch eine Unabhängigkeit, welche ihre Räubereien befördert; die Bewohner der angebauten Gegenden sind völlig unter das Joch gebracht.

Die 3 Städte: Kandi, Kanea und Retimo, sind die Hauptstädte der 3 Paschaliks, in welche diese Insel eingetheilt wird. Indessen Unterdrückung und Gesetzlosigkeit auf der Nordseite der Insel herrscht, wohnt die Ordnung auf der Südseite unter einem Haufen Räuber, welche in Verbindung mit den Mai-

notten, ihren Nachbarn, das Meer durch ihre Räubereien unsicher machen.

Die Höhe der Berge auf Kandia, die Dürre, welche einigen davon eigen ist, und die Beschaffenheit der auf denselben wachsenden Vegetabilien sind die geringsten Kennzeichen der hier verborgenen Metalle. Auf ähnliche Weise findet man hier überall Spuren verlöschter Vulkane, an vielen Bergen sind noch die Krater sichtbar. Nicht weit vom Vorgebirge Salomon fand ich eine kleine Insel von weißem Marmor mit einer Lavalage bedeckt.

Nach unserer Abreise aus Kanea warf unser Schiff unter dem Schutze dieser Insel Anker, und begab sich in den ersten Tagen des Juni nach Alexandrien. Von da ritten wir nach Maadie, und kamen des andern Tages nach Rosette, wo wir den bewunderungswürdigen Anblick des Delta genoßen, welches das andere Ufer des Nils ausmacht. Am dritten Tage fuhren wir auf einer Feluke nach Kairo, und besahen den Sphinx. In Gisa zeichnete ich die Insel Rhoda, den Nilmesser, und das gegenüber liegende Alt-Kairo. Als ich am gegenüber liegendem Ufer die Lage von Gisa und der Pyramiden aufnehmen wollte, hinderte mich ein Aufstand, welcher von Neuem ausbrach. (In weiterem Verfolge seiner Reise gibt der Verfasser einen näheren Bericht über die Alterthümer Aegyptens; den Nil; über den alten und neuen Zustand des Lan-

des, welche wir, da sie in den Reisen durch Aegypten hinlänglich beschrieben sind, übergehen.)

Von Alexandrien ging die Fregatte nach Jaffa. Wir warfen auf der Rhede, 2 Meilen vom Ufer, Anker. Die Fregatte segelte hierauf nach Acon (St. Jean d'Acre), und von da längs der Küste weiter, und warf in der Bucht von Baruth neben einigen Klippen Anker. Diese Stadt liegt auf einer Erdzunge, welche eine Halbinsel bildet. Der Landungsort wird durch einen anmuthigen Wald von Fichten verschönert. In einer kleinen Entfernung von der Rhede besuchten wir das syrische Tripolis mit schönen Weinbergen, aber einem ungesunden Klima.

Ueber den Libanon setzend, erblickte ich wechselweise die schrecklichsten Abgründe, die gefährlichsten Klüfte, zugleich die schönsten Thäler und die herrlichsten malerischen Ansichten. Besonders sieht man viele Maulbeer-Bäume. Die Dörfer der Drusen liegen jederzeit am Fuße steiler Gebirge, und die mit Fichtenwäldern bedeckten Gipfel der Berge ragen über dieselben empor.

Nach 3 Tagen kamen wir an die kleine Stadt Tschukur am Ufer des Orontes; am folgenden Tage lagerten wir uns zu Rhia auf den Ebenen Syriens; man sieht da Ruinen, welche ein hohes Alter verrathen. Rund um diese Stadt und bis nach Haleb ist die Gegend auf das herrlichste angebaut.

Die Stadt Haleb (Aleppo) ist durch die Menge

ihrer Einwohner, durch die Schönheit der Gebäude, durch ihren ausgebreiteten Handel und ihren dadurch erworbenen Reichthum berühmt, liegt in einem tiefen Thale, und stößt an einen kleinen Fluß.

Am folgenden Tage hielten wir unser Nachtlager in dem syrischen Dorfe Martavan, in welchem man nichts sieht, was irgend eine Religion beweisen könnte. Die Männer sind blos mit Ackerbau und die größtentheils schönen Frauen mit guter Aufnahme der Reisenden beschäftigt. Von da übernachteten wir am Fuße der Gebirge unter Zelten, und brachen vor Tags auf, um durch einen kleinen Fluß zu waden, weil die sogenannte eiserne Brücke von den Turkomannen besetzt war. Um diesen zu entgehen, führte mich meine Begleitung längs der Gebirge bis nach Antiochien, wo wir an den Ufern des Orontes unser Lager aufschlugen, nachdem wir vorher über die Ruinen dieser ehemals so berühmten Stadt gegangen waren. Wir setzten unsere Reise ruhig fort, und blieben die Nacht zu Mahamutkan, einer Art von Schloß am Eingange des Beilan, eines Zweiges des Libanon, welchen Kurden bewohnen.

Durch hohle Wege und über Felsen kamen wir endlich in das Dorf Beilan, welches 3 Meilen vom Meere liegt.

Von Alexandrette, welches wegen seiner mephytischen Luft sehr ungesund ist, segelten wir nach Cypern, von da auf Rhodus, welche unter dem

türkischen Joche schmachten, und trafen, längs der asiatischen Küste segelnd, in Smyrna ein.

Nun mußte ich noch die europäischen Küsten bereisen; ich begab mich also nach dem Hafen von Salonichi, eines von den großen Paschaliks der europäischen Türkei. Die Gewohnheit der Türken, die Garnison niemals zu wechseln, veranlaßt die Zügellosigkeit der Soldaten, daß diese den Ort, wo sie sich einmal niedergelassen haben, als ihr Eigenthum betrachten, und viele Ungerechtigkeiten ausüben.

Auf meiner Reise von Salonichi besuchte ich die Inseln St. George de Squire, Paros, Naxia und Sira. Von Napoli di Romania segelte ich nach Tunis, und dann nach Toulon, wo meine Reise ihr Ende erreichte.

Reise der Gräfin Elisabeth Craven über die Krimm nach Konstantinopel in den Jahren 1785—86. Aus dem Originale mitgetheilt vom Herausgeber *).

I. Vorerst schrieb sie aus Paris vom 13. Juni 1785. Ueber Orleans, Blois, Tours, Veret,

*) Die Verfasserin zeichnete sich frühzeitig als Schriftstellerin aus, wie zeugen: 1) The sleep walker 1778. 8. 2) The family picture. 3) Modern anecdote, or the history of the Baron Kinkvervankotsdarsprakengotchderns. 4) The silver tankard 1781. 5) The miniature picture, a comedy 1781. 8. (1 Sh. 6 d.) 6) Nuriad, comedie en 3 actes. Aspac 1787. 8. 7) Journey through the Crimea to Constantinopel 1789. 4. (18 Sh.) In das Franz. übers. durch Guedon de Berchère, Notar zu Lon-

don, und in das Teutsche zu Leipzig, beide im nämlichen Jahre, und 1814 neu wieder aufgelegt. 8) Le Philosophe moderne, comedie en 3 actes 1790. 8.

Sie war die jüngste Tochter des Grafen August Berkeley, geboren 1750 und vermählt 1767 mit Wilhelm, letzten Grafen von Craven, mit welchem sie 7 Kinder zeugte. Allein nach einer 14jährigen Verbindung wurde sie von ihm so übel behandelt, daß auf die Vermittlung der beiderseitigen Freunde 1781 eine Trennung Statt fand. Bald nachher wurde sie mit dem letzten Markgrafen von Ansbach, Christian Friedrich Karl Alexander, Neffen Friedrichs des Großen, so bekannt, daß sie einen platonischen Liebes-Bund schloßen, und sich Bruder und Schwester nannten. Sie reiste 1786—87 an die Höfe von Europa, und wurde nach vorliegendem Berichte wegen dieser Verbindung überall mit größter Auszeichnung behandelt. Nach ihrer Rückkehr begab sie sich nach Ansbach, und vermälte sich, nachdem Lord Craven 1791 zu Lissabon gestorben war, mit dem Markgrafen. Dieser überließ 1792 seine Länder gegen ein Jahrgehalt dem Könige von Preußen, ging mit seiner Gemahlin nach England, wo er unweit Hammersmith ein Schloß kaufte, es Brandenburg nannte, und 1806 starb. Die Wittwe machte hierauf Ansprüche an Preußen wegen eines jährlichen Witthums von 2000 Pfund Sterling. Sie war Testa-

Bologna, Venedig, Treviso, reiste sie bis zur Mitte Dezembers nach Wien. Daselbst schilderte sie die Kaltblütigkeit und den Eigensinn der teutschen Postknechte und Posthalter, welche dicke Vielfraße sind. Sie glaubte bei jeder Erinnerung an solche Dickbäuche sterben zu müssen wie Zeuxis, welcher vor Lachen starb, als er eines seiner Gemälde nachgeahmet sah. Die teutschen Bauern fand sie sehr dumm, die Frauenzimmer aber schön, liebenswürdig und sehr gebildet, ja die meisten sogar im Lesen und Schreiben der englischen und mehrerer anderer neuer Sprachen gut unterrichtet. Sie wunderte sich, daß diese von ihren Verbindungen in England mehr wußten, als ihre Bekannten zu London, was ihrer Eitelkeit sehr schmeichelte. Sie rechnete den meisten Teutschen eine sehr gute Anlage für Musik zu. Sie war überzeugt, daß ein junger englischer Gentlemann von guten Sitten

---

ments-Erbin des Markgrafen, und lebte seitdem bald in England, bald in Neapel. Ihre Denkwürdigkeiten (Memoirs of the Margravine of Anspach, formerly Lady Craven, written by herself. London 1825. 2 Bände, deren französische Uebersetzung von Parisot zu Paris 1826, jedoch nicht treu ist, verteutscht bei Cotta 1825, sind sehr interessant, weil die Verfasserin mit Katharina II., Joseph II. und andern Monarchen in Verbindung stand. (Vgl. Reuß gel. England, Meusels gel. Teutschland und Encyclopädie von Brockhaus. 7te Auflage.)

zu Wien jeden Abend im Kreise von höheren Damen zubringen könne, welche mit Schönheit alle Vorzüge einer ausgezeichneten Erziehung verbinden. Deßwegen möchte sie ihren Sohn in keine Stadt lieber kommen lassen, als in diese. Der englische Gesandte Robert Keith versicherte sie, daß er mehr als 400 englische Jünglinge vom höheren und niederen Adel in die verschiedenen Gesellschaften eingeführt habe, ohne daß ein einziger ihm Unehre gemacht habe, während die jungen Engländer zu Paris nur Thorheiten mit Opern-Heldinnen oder einer Herzogin begehen, und für ihre Guineen noch verlacht und verspottet werden. Sie fand die dasigen Frauenzimmer groß und blond, mehr schön als artig.

Die Aufwartung bei dem wiener Hof war ganz verschieden von jener bei dem englischen; sie erschien mit der Gemahlin des sardinischen Gesandten Granieri. Im Vorzimmer des Kaisers gefiel ihr die Mannigfaltigkeit der National-Trachten der Wache-Offiziere, besonders der ungrischen und polnischen. Sie äußerte den Wunsch, jede Nation möge streng ihre eigene Tracht behalten, und nicht jene einer andern nachäffen, wie es leider von der halben Menschheit geschieht. Kaum hatte der Kaiser Joseph II. beide Damen an der Thüre sehr höflich gegrüßt, so bat er sie auf dem Sopha sich nieder zu lassen; er selbst blieb während der dreiviertelstündigen Unterredung stehen. Man hatte keine Besorgniß, ihm lästig

zu seyn: denn sobald er keine Zeit hatte, oder die Audienz geendigt wünschte, so sagte er mit größter Artigkeit, er wollte die Besucher nicht länger aufhalten. Man erhob und entfernte sich, sobald er selbst die Thüre wieder geöffnet hatte. Diese Form der Audienz ist weit zweckmäßiger, als wenn man in einem Saal von 100 vorgestellten Personen Fragen und Antworten des Monarchen vernimmt, welche jedes Glied der Gesellschaft nach seiner Dummheit oder Bosheit später verunstaltet. Unmöglich kann der Kaiser zu seinem Vergnügen mit einer solchen Menge meistens geistloser Menschen sich unterreden. Er glich in mehrerer Hinsicht seiner Schwester Antoinette; er redete sehr gebildet und angenehm, und genirte beide Damen bloß dadurch, daß er stehen blieb.

Der erste Staats-Minister, Fürst Kaunitz, schien ihr ein warmer Patriot, ein redlicher, freisinniger und großer Staatsmann zu seyn, welche Eigenschaften vereint die sieten und untrüglichen Zeugen eines tiefen Geistes sind. Sie war überzeugt, daß das Wohl der ganzen Nation seine vorherrschende Idee, wie jene des Kaisers selbst war. Sie wurde von ihm jedoch nur über die Victualien-Aufseher zu Wien vorerst unterhalten. An den Tafeln, zu welchen er sie später einlud, neckte er sie öfters über ihre Vorliebe für Greise, wie er sey, vor den ungeschliffenen Stutzern.

Die täglich aufgesetzten Speisen fand sie zahlrei

cher und besser zubereitet, als irgendwo. Die Krebse kamen ihr so groß vor, als die Hummer von Chichester, und die böhmischen Fasanen fand sie von ausgezeichnetem Geschmacke. Dessen ungeachtet hielt sie die Teutschen überhaupt nicht für Leckermäuler, sondern glaubte, daß sie nur gerne ihre Tische mit dem Besten besetzen, was die Jahreszeit darbietet. Die östreichischen Wälder und Flüsse bieten Vieles im Ueberflusse dar, nach welchem die englischen Köche während des ganzen Jahres vergebens fragen, während sie sich mit fetten Hennen und gekappten Hahnen begnügen müssen.

Abscheulich war, daß die gemeinen Weibspersonen sich schminkten; kein 10jähriges Mädchen ging ungemalt über die Straße, wenn sie einen Auftrag hatte.

Craven fand zu Wien so große Gesellschaften, als zu London, und in diesen so ausgezeichnete Frauenzimmer, daß sie ihr ganzes Leben mit ihnen umgehen möchte. Sie hatten weder die kalte und höhnische Steifheit der Engländerinnen, noch das anziehende Aussehen der Französinnen.

Der Prater gefiel ihr so wohl, daß sie ihn sogar mit einem englischen Park verglich. Bei ihrem Gesandten Keith traf sie auch immer so viele Engländer, daß sie sich fast überreden konnte, sie sey noch in ihrem Vaterlande.

U. Von Wien reiste sie über Nikolsburg, Brünn, Olmütz, nach Krakau, welches schöne Land sie für den Maler und Jäger gleich interessant fand. Zur Rechten der Straßen sah sie öfters alte Tannen-Wälder, zur Linken Gehölz von kurzer Dauer. Hier hatte der Hirt sein zahlreiches Rind vor sich, dort bewachte der Schäfer seine Lämmer, was die schöne Natur sehr erhöhte. Die Häuser der meisten Dörfer waren aus Tannen gebaut, welche quer über einander lagen, und deren Zwischenräume mit Moos oder Lehm verstopft waren.

Krakau bot noch viele Spuren des letzten, sehr verheerenden Krieges dar. Das polnische Regierungs-System mußte diese Unruhen unvermeidlich stiften. Der König war wählbar durch adeliche Familien, welchen er immer verbindlich blieb; daher sagten diese mit Recht; sie hätten auch Ansprüche auf das Königreich. Craven glaubte, daß sie als polnischer Edelmann, ehe sie ihr Vaterland durch die Ränke eifersüchtiger Nachbarn verheeren ließe, ihre Mitbürger versammelt, und ihnen gerathen hätte, auf ihr Wahlrecht für sich und ihre Nachkommen zu verzichten. Sie würde ihnen vorstellen, sie möchten einen der besten teutschen Prinzen rufen, welchem sie eine angeerbte Kraft zutrauten, welcher mit den Tugenden eines friedlichen Helden die Tapferkeit des gemeinen Soldaten, und die Erfahrung des Kapitäns vereinigte.

So würde er und seine Nachfolger gesetzliche Regenten dieses grosen Königreiches.

Schmutzige und edelhafte Vorstädte, welche von Juden bewohnt sind, und der Reichs-Adler sind die Zeichen der Stadt Krakau. Die Thore sind mit Kanonen-Kugeln durchlöchert. Wenn jede dieser Oeffnungen den Namen eines eifersüchtigen Großen trüge, oder wenn man das Thor in so viele Stücke theilte, als Polen Parteien zählt, so hätte man beiläufig ein Bild desselben. Die Strafen sind enger, als daß ein ordentlicher Reisewagen dahin paßt. Daher ist allen Reisenden zu rathen, ihre englischen und französischen Wagen zurück zu lassen.

Craven fand zu Warschau ein bequemes und schon erwärmtes Quartier, welches der Graf von Stackelberg auf Ersuchen des Fürsten Gallitzin gemiethet hatte. Durch den russischen Minister wurde sie in Gesellschaft der Gemahlin des Groß-Marschalls von Polen dem Könige, Stanislaus Poniatowski vorgestellt, welcher eben so schön englisch, als französisch sprach, wie es nach seinem 30jährigen Aufenthalte in England ganz natürlich war. Er sah dem Herzoge von Marlborough sehr ähnlich, hatte eine so reine Mundart und so reine Stimme, daß jeder Zuhörer sich geschmeichelt fühlen konnte.

Zu Warschau machte Craven ihre Besuche in einer ihr ganz ungewöhlichen Art. Sie bediente sich nämlich des sechsspännigen Wagens des Grafen von

Stackelberg und zweier Vorreiter. Die polnischen Damen schienen viel Geschmack, Geist und Lebhaftigkeit zu besitzen. Sie lieben alles Großartige, sind gebildet und liebenswürdig, und haben ein sehr günstiges Vorurtheil für die Engländerinnen. Wäre Craven ein Mann, so würde sie der Fürstin Radziwill den goldenen Apfel zuwerfen. Sie glaubte, sie könnte zu Warschau ein sehr glückliches Leben führen, wenn sie ihre Mutter- oder Freundschafts-Pflicht vergessen könnte.

Es gab hier viele Zwerge, welche sich im Gesellschafts-Saale mit den Edelknaben unterhielten, und die ganze Unterredung hörten. Diese Gewohnheit würde in andern Ländern gefährlich seyn; allein hier gehörten die Dienstboten und Lehenleute im eigentlichsten Sinne ihren Herren, und ihre Treue wurde durch ihre Abhängigkeit gezügelt.

Nach allen Nachrichten handeln die meisten polnischen Edelleute sehr großmüthig gegen alte Bedienstigte.

Der König bewies eine besondere Fertigkeit, viel Angenehmes und Schmeichelndes zu sagen. Er äußerte unserer Reisenden den Glauben, daß in England die Menschen, Thiere, Bäume und alle anderen Produkte vollkommener seyen, als in allen anderen Ländern. Er schrieb die Ursache davon dem Klima und Boden zu. Die Achtung, welche dieser Monarch (wie der Markgraf Christian Friedrich) ihrem

Vaterlande bewies, könnten sie auf ihren Geburtsort eitel machen, wenn ihre Empfindungen noch hätten gesteigert werden können. Zum Abschiede wurde sie noch vom Könige und Grafen von Stackelberg auf die angenehmste Weise begrüßt.

III. Der Weg von Warschau bis Petersburg ist fast eine reitzlose Ebene bis auf die Umgebungen der Narva. In weiter Ferne ruht der Blick auf einem Walde aus; hat man diesen durchfahren, so erneuert sich die vorige Szene. Die Kälte war noch nicht so durchdringend, daß alles zum festen Eise hätte gefrieren können, bis zur Ankunft in Narva.

Zu Petersburg scheint Jedermann auf der Straße höchst dringende Geschäfte zu haben; alle laufen im großen Galoppe. In jedem Winkel der Straßen stehen einspännige Mieth-Wagen und Schlitten, wie zu London. Der Graf Stackelberg hatte unsere Reisende belehrt, daß sie nach ihrem Range daselbst ohne sechsspännige Wagen keine Besuche machen könne. Nun denke man sich dazu noch einen Kutscher auf dem Bock, und auf jedem der 3 Handpferde noch einen Postillon. So fährt man freilich im Galoppe, wie jeder andere Wagenzug, welchem man begegnet. Glücklicher Weise sind die Gassen sehr breit, und die Gewohnheit sichert mehr für Gefahr, als man auf den ersten Blick glauben sollte.

Craven wurde zur K. Katharina II. auf die

Heremitage eingeladen, wo diese wöchentlich eines Abends Hof hielt, und wo auch entweder die französische Komödie, oder die italische Oper sich vernehmen ließ. Die besten Sänger waren Marchesini und Frau Todi. Kaum gab es etwas majestätischeres, als den Einzug der Kaiserin bei ihrer Ankunft im Gesellschafts-Saale. Ihr Blick war lebhaft und versprach Herablassung. Ihre Artigkeit gegen die Reisende, welche man als eine geborne Schottin gemeldet hatte, war sehr groß. Die Heremitage ist eine lange Reihe von Zimmern, welche mit schönen Gemälden aus den vornehmsten Sammlungen Europens besetzt sind. Aber alle diese Meisterstücke erwarten noch einen Künstler, einen Mann von Geschmack, welcher sie nach ihrem Werthe, Verhältnisse und Lichte, dessen sie bedürfen, zusammen stellt. Ein solcher möchte wohl noch gefunden werden.

Petersburg ist eine angenehme und gut aussehende Stadt. Die Gassen sind außerordentlich lang und breit. Die Häuser sind zur Nachahmung des weißen Steines mit Gips überzogen, und keines hat mehr oder weniger, als 3 Stockwerke. Dieß gibt ihnen ein freundliches und geschmackvolles Aussehen. Wenn eine junge Frau von Gegenständen im Großen urtheilen dürfte, statt sich über das Einzelne zu verbreiten, so dürfte man sagen, daß nicht nur die Stadt, sondern auch die dasige Lebensart ihre Grenzen überschreite. Die Großen suchen sich durch Thorheiten

aller Art zu übertreffen; besonders in Mode-Artikeln und im Luxus der fremden Nationen. Die herrschende Mode ist die lächerlichste und ungeeigneteste in diesem Lande. Die Gaze-Kleider und künstlichen Blumen Frankreichs sind von der Natur nicht zum Schmucke Rußlands bestimmt. Das Puppenwerk wird hier so theuer verkauft, daß die Käufer dabei zu Grunde gehen müssen.

Hier gab es öffentliche Gebäude für alle schöne Künste und für alle Wissenschaften. Künstler und Dilettanten vom ersten Range und von Talenten, welche in Italien, Frankreich und England kein sehr glückliches Loos haben würden, fanden bei der Kaiserin sehr anständigen Schutz und freie Wohnung. Ihre Achtung und edle Unterstützung talentvoller Menschen hatte bereits viele an sie gefesselt, und würde in der Folge noch mehrere gewonnen haben; allein ein acht monatlicher Winter und eine grenzenlose Kälte, wie beide hier herrschen, können auch die lebhafteste Einbildungskraft erstarren lassen. Dichter und Maler, welche in milderen Zonen an grünen und lachenden Wiesen sich erschöpfen, müssen bei dem Reise der Eis-Zone zu Grunde gehen.

Die Kaiserin und die Fürstin von Aschkow waren die einzigen Damen, welche sich noch russisch kleideten. Craven war ganz erstaunt, daß die Nationen nicht lieber ihre eigenen Trachten behalten, als Fremde nachahmen. Sehr viele Lebensmittel werden

1600 Meilen von Petersburg, z. B. aus Cherson, an der türkischen Grenze geliefert, und Leckereien, z. B. Trauben, Bohnen, Erbsen, Artischoken ꝛc. kommen aus Astrachan über das kaspische Meer, einer Entfernung von fast 2000 Meilen. Nach diesem Umstande sollte man auf eine außerordentliche Theuerung der ersten Lebensmittel schließen. Dessen ungeachtet stehen die meisten in einem sehr niedrigen Preise, und vielleicht ist kein Land, wo man wohlfeiler leben kann, sobald man auf Weine, französische Moden und englische Waaren verzichtet. Unsere Reisende hatte nie mehr Sehnsucht nach Produkten ihrer Nation, als gegenwärtig. Im Bezirke, wo die englischen Kaufleute wohnten, fand sie englische Röste, Steinkohlen und Gastfreiheit. Zwar hatte sie in ihrem Vaterlande keine besondere Verbindung mit Personen aus dem Handelsstande; allein nach dem Bildungsgrade der zu Petersburg wohnenden Kaufleute zu schließen, würde sie sich nach ihrer Heimkehr sehr freuen, in den Häusern der City zu London jene vernünftige Unterhaltung zu genießen, welche im Bezirke des Hofes selten zu finden ist. Die jungen Engländer eigneten sich zu Eaton oder Westmünster einige Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache an, und verbanden damit einige Rohheiten, Ausgelassenheiten, Unverschämtheit und Dummheit. So ausgestattet wurden sie an der Seite eines unglücklichen Mentors von einem Hofe und Lande zum andern ge-

schickt, und litten an ihren Köpfen keine andere Veränderung, als daß diese recht weiß gepudert, und mit Zöpfen versehen wurden.

Hingegen ist jeder thätige Kaufmann der City überzeugt, daß Redlichkeit und genaue Kenntniß des Handlungswesens die Grundpfeiler des Wohlstandes seiner Familie sind. Daher prägt er auch seinen Kindern nichts mehr ein, und sucht sie durch sein Beispiel an Arbeit zu gewöhnen. Peter der Große hielt den Handel für die vorzüglichste Stütze seines Reiches, und dadurch wurden englische Kaufleute ermuntert, sich zu Petersburg nieder zu lassen. Das kleine Britanien kann einen vollen Beweis geben, wie hoch eine Nation sich durch den Handel erheben kann, während weitläufige Besitzungen in der Ferne ihren Eroberern nur Sorge bereiten, wenn die Vortheile des Handels zwischen dem Mutter-Staate und den Kolonien nicht beiden ein neues Leben geben. Wenn in Rußland die Gemächer mit den vornehmsten Meubles aus ganz Europa besetzt sind, so muß man doch über eine ganz gemeine Treppe dahin kommen, und sich von Postillonen in Schafspelzen führen lassen.

Craven wurde in das neue Landhaus des Fürsten Potemkin zur Tafel geladen, nachdem sie der Kaiserin und Großfürstin aufgewartet hatte. Allein ihr Wunsch, diesen großen Günstling näher zu würdigen, ging nicht in Erfüllung, ungeachtet sie an seiner Seite gesessen war. Denn er war sehr in sich

verschlossen, und ließ sich bloß vernehmen, wenn er zum Genusse einer Speise oder anderer Weinsorte einlud.

Obgleich Peter der Große seine Residenz in der Absicht gründete, sie zur ersten Stadt des großen Reiches zu erheben; obschon Katharina II. Potemkin und andere Große durch außerordentliche Paläste sie zu verherrlichen, und alle Erzeugnisse der Künste und Wissenschaften, der Industrie und des Handels daselbst zu vereinigen suchten, so ist doch möglich, daß einst die Großen des Reiches zur besseren Einsicht gelangen, den für Körper und Geist gleich wirksamen Einfluß der südlicheren Wärme dem beide erstarrenden Eise vorzuziehen, und die prachtvollen Gebäude lieber in Magazine und Comptoirs verwandeln lassen. Der Winter ist daselbst unerträglich hart und lange, der Frühling fast unangenehmer als dieser; daher hat man nur wenige Sommer-Monate zum wahren Lebens-Genusse. Dessen ungeachtet sind die dasigen Frauenzimmer vom höheren Stande meistens sehr schön, sehr gebildet, besonders in Sprachen und und Musik, und sehr angenehm im Umgange. Ihre Physiognomien scheinen oft von den alten Griechinnen entlehnt zu seyn, wie auch viele Männer am feinen und durchdringenden Verstande den alten Athenern gleichen. Man findet an ihnen weder die Vorurtheile der Engländer, noch den Eigendünkel der Franzosen, noch den steifen Hochmuth der Teutschen,

welche Fehler gleich abschreckend sind, so achtbar auch die Menschen im Ganzen sich beweisen mögen. Von den Russen sagt man, sie seyen falsch.

IV. Craven hatte kaum Lust geäußert, über die Krimm nach Konstantinopel zu reisen, so wurde jene neu eroberte Provinz als höchst ungesund von allen ihren russischen Freunden geschildert. Dessen ungeachtet ließ sie sich von ihrem Vorhaben nicht abhalten. Nur reiste sie unglücklicher Weise zur Zeit der Fastnacht ab, in welcher das gemeine Wesen Rußlands gar nicht nüchtern wird; daher sie manche Unannehmlichkeit leiden mußte. Denn die Russen halten es fast für Religions-Pflicht, in dieser Zeit sich recht zu betrinken. Wenn die im Allgemeinen schönen Mädchen diese Untugend auch nicht mit den jungen Männern theilen, so ermuntern sie diese doch durch ihren feiertäglichen Anzug mit bunten Tüchern um die Schläfe. Der russische Bauer ist hübsch, stark, groß, und sieht gutmüthig aus; er und sein Weib haben gewöhnlich sehr weiße Zähne. Man muß sich wundern, daß die Kinder nicht schon zu Grunde gehen, ehe sie in die freie Luft kommen. Denn die ganze Familie ist den größten Theil des Tages, wie die Nacht oberhalb des Schwitzbades oder Brennofens, wo die Hitze unerträglich wäre, wenn die Gewohnheit nicht alles überwinden könnte. Man würde die Oeffnung eines Fensters oder einer Thüre eben so be-

fremdend finden, wie die gebildeten Europäer das stete Verschließen derselben. Die Kinder sehen bis zum 5 — 6. Jahre bleich und krank aus. Die Wohnhäuser der Landleute sind aus aufgeschichteten Bäumen zusammen gesetzt, welche eben so dicke, als dauerhafte Wände bilden, sobald die leeren Zwischenräume durch Moos oder Lehm verstopft sind. Ihre Bekleidung mit Schafpelzen ist sehr warm, und dem Klima ganz angemessen. In England würde man glauben, daß die Leibeigenen von ihrer Herrschaft viele Lasten zu tragen haben, statt daß sie unter deren Schutz ihr Leben und Person gegen den despotischen Gouverneur, wie gegen wilde Soldaten gesichert halten. Diese Bauern haben noch den unschätzbaren Vortheil, daß sie gegen die jährliche Pacht-Abgabe von 5 bis 6 Gulden so viele Grundstücke bauen können, als sie für ihren Unterhalt nöthig haben; ihr Wohlstand hängt ganz von ihrer Thätigkeit ab. Würde der Gutsherr ihre Abgabe erhöhen, oder sie sonst drücken, so würden sie verarmen, und sich zur Auswanderung veranlaßt sehen, durch welche er selbst wieder verarmen würde. Zwar muß er jährlich einen seiner Leibeigenen als Soldaten stellen; allein die Wahl aus 3 bis 400 Menschen ist eine Kleinigkeit. Wenn auch Rußland nach seinem großen Umfange noch nicht genug bevölkert ist; so ist es doch weit mehr besetzt, als Fremde sich vorstellen.

Sobald die Platz-Kommandanten zu Krement-

chouck und Cherson benachrichtiget waren, daß Craven sich nach Perekop, dem Schlüssel der Halbinsel Tauris begeben wolle, so wurde sogleich alles zu ihrer Zufriedenheit veranstaltet. Lange Zeit vor Homer waren die Bewohner dieser Gegend, als eine von Thraziern stammende mächtige und kriegerische Nation anerkannt. Während sie in Klein-Asien einfielen, bemächtigten sich die cythen ihres Landes. Die von den Siegern verjagten Männer, Weiber und Kinder mußten sich in die Berg-Schluchten zurück ziehen, woher die Halbinsel später Tauris genannt wurde. Diese Veränderung geschah schon beiläufig 656 Jahre vor Christus; die Griechen ließen sich erst ein Jahrhundert später daselbst nieder. Die Einwohner von Milet gründeten zwei Städte, deren eine Panticapoeum oder Bosporus, jetzt Kierche, die andere Theodosia, jetzt Kaffa genannt wurde. Die Kaiserin Katharina II. befahl, daß letztere ihren alten Namen des griechischen Ursprungs wieder führen sollte, und bedeutender Handel dahin geleitet wurde.

Vier hundert achtzig Jahre vor Christus stiftete eine Kolonie von Mitylene in der Krimm eine Monarchie, welche 42 Jahre später von Spartacus regiert wurde. Es ist bekannt, daß er und seine Nachfolger die Griechen, und besonders die Athener sehr begünstigten, und die Scythen zu verdrängen suchten; allein dieses gelang erst den Sarmaten. Zu

dieser Zeit kamen die Taurier aus ihren Berg-Schluchten hervor, und verheerten die Provinzen der neuen Monarchie, bis Mithridates etwa 112 Jahre vor Christus sich zum Beherrscher der Halbinsel aufwarf. Im Anfange der christlichen Zeitrechnung kamen die Alanen statt der Taurier in den Besitz der Krimm; ihnen folgten die Gothen, welche das Christenthum daselbst einführten. Unter den Kaisern Diocletian und Konstantin dem Großen entstanden schon Bisthümer. Nach den Gothen rückten die Hunnen in das Land, und diese wurden 464 durch die Ungarn verdrängt, welche in Verbindung mit den Bulgaren den ganzen Strich Landes zwischen den Flüssen Don und Dniester besetzten. Auch sie mußten wieder weichen. Erst 840 gründete K. Theophilus seinen Regierungs-Sitz zu Cherson. Im XI. und XII. Jahrhunderte blühte Sugdaia oder Sudak als bedeutende Handels-Stadt. Nach dem J. 1204 entzogen sich die Griechen der Oberherrlichkeit von Byzanz, und unterwarfen sich besonderen Fürsten. Im Jahr 1237 bemeisterten sich die Mongolen des Landes. Während die abendländischen Völker im Besitze von Konstantinopel waren, trieben die Venetianer großen Handel mit der Krimm, bis die Genueser durch einen Vertrag mit dem Kaiser Michael Palcologus besondere Begünstigungen erhielten, und Kaffa zur Handlungs-Niederlage nach Indien theils über Astrachan, theils über das kaspische

Meer machten. Sie hatte Konsule zu Trapezunt und Sebastopolis.

Im J. 1575 verloren die Genueser allen Einfluß in der Krimm durch die Eroberungen der Türken, welche das schwarze Meer allen Europäern verschlossen. Der große Kinder-Markt der Circassier war zu Kaffa, wo Griechen, Juden, Genueser und Armenier sie kauften, um sie zu Konstantinopel wieder zu verwerthen. So lange die Polen und Russen mit der neueren Kriegskunst unbekannt waren, blieb die Krimm ihnen unzugänglich. Bis zum Frieden von Karlowitz zahlten sie jährlich 100,000 Reichsthaler an den Chan für den Schutz gegen die Einfälle der Tataren. Nach und nach bemeisterte sich Rußland der Krimm theils durch seine Waffen, theils durch Politik; der letzte Chan wurde Pensionnaire der Kaiserin Katharine II.

V. Moskau erschien unserer Reisenden mehr wie ein großes Dorf, oder eine Reihe von Dörfern wegen der Entfernung der Häuser von einander. Um Denkmäler zu sehen oder Besuche zu machen, mußte man fast immer eine kleine Reise machen. Zu Pultawa zeigte man ihr das Schlachtfeld, auf welchem K. Karl XII. unglücklich war, was der Privatmann Paul Budenkoff durch einen Obelisk zu verewigen suchte. Die Stadt Cherson liegt am Dnieper oder Boristenes, welcher sich in das schwarze

Meer ergießt, hat viele neue Häuser und eine Kirche aus weißem Steine in gefälliger Gestalt, ist jedoch nicht groß, und auf die weiteste Umgebung von Bäumen entblößt, welche der Fürst Korsakoff mit vieler Anstrengung erst pflanzen ließ. Zur Heitzung bedient man sich des zahlreichen und großen Schilfes, welches am Ufer des Dniepers gedeihet, wie zu Dämmen und Häusern. In demselben nisten so viele und so schöne Vögel, daß kaum ein höheres Jagd-Vergnügen seyn mag, als in einem Nachen daselbst. Cherson kann nach seiner Lage einstens eine bedeutende Handelsstadt, wie nach den Anordnungen des Fürsten Korsakoff ein wichtiger Waffenplatz werden. Junge talentvolle Krieger mögen keine geringe Freude aus dem Bewußtseyn schöpfen, in neu erworbenen Ländern, welche ihrem Vaterlande erhalten werden sollen, gute Anstalten dazu getroffen zu haben. Die Befestigung wurde dem Staate um so weniger kostspielig, als Verbrecher dazu verwendet wurden.

Unterhalb Cherson beginnt eine große Wüste, in welcher nur einzelne Wohnungen mit Postpferden zu finden sind. Desto angenehmer wird man von mehreren 1000 Trappgänsen, welche den Tauben an Größe gleichen, und von wilden Gänsen überrascht, deren Zahl mit der Abnahme des Schilfes sich vermindert, in welchem sie sich aufhalten.

Perekop liegt auf einem erhabenen Orte; der

umliegende Graben scheint mehr zur Beherbergung des Feindes, als zum Schutze desselben geschaffen zu seyn. Die Spitze dieser Festung ist nur 6 Meilen vom asophischen Meere in gerader Richtung entfernt, oder vielmehr vom Arme dieses Meeres, Suasch genannt, bis zum schwarzen Meere. Man könnte mit wenigen Kosten die Krimm in eine ganze Insel umschaffen. Außerhalb Perekop gleicht das platte Land genau einer von den Dünen Englands, und der Rasen dem schönsten Sammet-Grüne. Hat auch der Posthalter kein einziges Pferd im Stalle, so dürfen doch die Reisenden nicht lange warten. Die Kosaken haben die Pflicht, Pferde zu liefern, und auf den Straßen sind steinerne Meilen-Zeiger. Alle Pferde sind auf der Weide nicht weit von der Straße; sobald der Kosak sich mit einigen Körnern in der Hand ihnen nähert, so umkreisen sie ihn so, daß er ohne Beschwerde das ihm beliebige Pferd wählen kann. Die Post war gewöhnlich in einem einsamen tatarischen Dorfe, und die Wohnung des Stallknechtes oft nur eine unterirdische Höhle, welche der gewöhnliche Zufluchtsort in diesem Lande ist, wo nicht der geringste Schatten und grenzenlose Hitze der Sonne ist. Links von Perekop zeigen sich mehrere Salz-Seen, welche ein herrliches Schauspiel darbieten. Gegen Untergang der Sonne ziehen sich zahlreiche Heerden von Pferden, Kühen und Schafen langsam in ihr Dorf.

VI. Der Fürst Potemkin hatte sich als Gouverneur der Provinz Tauris, und als Kommandant der dasigen Truppen zu viel bleibendes Lob erworben, als daß er nicht auch viele Neider sich hätte zuziehen sollen, welche durch boshafte Lügen jenes zu entkräften suchten. Wäre es ihnen gelungen, so hätten sie dieses Land als das ungesundeste geschildert, dessen Besitz ein reiner Verlust der russischen Staats-Kasse sey.

Bei Karasbazar war für den Empfang der Kaiserin ein prächtiges Haus errichtet, welches der General Kokotchki bewohnte, und auch der Lady Craven zum Quartier anwies. Es liegt am Fluß Karasu, welcher Name nach der Landes-Sprache schwarzes Wasser bedeutet. Er befeuchtet die vor dem Hause liegende Wiese, und schlängelt sich um die Stadt. Sein Bett ist eng, sein Wasser hell, und lauft sehr schnell; daher ist dieser Landsitz bezaubernd und ganz geeignet, der Kaiserin eine vortheilhafte Idee von ihrem neuen Lande beizubringen. Die anstoßenden Kasernen sind sehr dauerhaft gebaut, und äußerst reinlich. Die Frau des Kadi hatte eine Art von Turban auf dem Haupte, welcher mit Diamanten und geringen Perlen besetzt war; ihre Nägel waren mit rother Farbe, ihr Gesicht mit weißer und rother, ihre Adern mit blauer bestrichen. Das Haus eines Tataren ist leicht und einstöckig, hat weder Sessel, noch Tische, noch andere Meubles. In dem

Moscheen waren andächtige Muselmänner versammelt, welche einen Kreis bildend, ihre Häupter unter grossen Seufzern: Allah! d. i. Gott, bald zur Erde neigten, bald wieder erhoben. Dadurch wurden sie bald so taub, daß sie auf den Boden sanken. Alsdann wurden diese unglücklichen Fanatiker, welche manchmal 40 Stunden weder essen, noch trinken, in einen der Winkel der Moscheen geschleppt, damit sie sich, für ihre Probe der Andacht zum Propheten, wieder etwas erholten. Ihre abergläubischen Gebärden verschaffen ihnen die größte Achtung und Verehrung des Pöbels. Die Moscheen hatten von Außen ein armseliges, von Innen ein trauriges Aussehen, obgleich viele Lämpchen darin brannten. Die Thürme waren sehr hoch, eng und leicht; statt der Glocken rief Jemand von deren Höhe zum Gebete, was sehr sonderbar lautet.

Der vorzüglichste Handel dieser Stadt geschieht mit gelbem, rothem, grünem und blauem Maroquin, welcher so sanft wie Sammet ist. Die außerordentlich zahlreichen Heerden von Lämmern geben den Stoff um den wohlfeilsten Preis; um recht schöne Felle zu bekommen, tödten sie die Schafe in der Schwangerschaft, und nehmen das Lamm heraus. Da man mehrere solche Thiere für ein Unterfutter des Kleides braucht, so ist natürlich, daß ein solches Geschenk der Kaiserin von jedem Gesandten hoch geschätzt wird.

Zu Batcheserai hatte ein Chef der Kosaken ein Gastmal bereiten lassen, welches ganz im Geschmacke seiner Landsleute war. Auf einer Tafel von 30 Personen war an einem Ende ein gebratenes Schwein, an dem andern ein gebratenes Schaf, und in der Mitte eine ungeheure Schüssel voll geronnener Milch aufgestellt. Doch standen für die fremden Gäste mehr als 30 Sorten Weins bereit, welche an den Ufern des Flusses Don gewachsen waren. Die anwesenden Kalmuken hatten das garstigste und wildeste Aussehen, welches man sich vorstellen kann; die Knochen ihrer Kinnbacken waren außerordentlich vorstehend, und ihre Augen hingen fast bis zur Nase herab. Sie hatten eine solche Fertigkeit im Bogen-Schießen, daß einer eine Gans in einer Entfernung von 100 Schritten, ein anderer ein Ei auf 50 Schritte durchbohrte. Gegen das Fieber bedienen sich die Kosaken keines anderen Mittels, als der sauern Milch. In einiger Entfernung von jedem tatarischen Hause ist noch ein Gebäude zur Beherbergung der Fremden oder Reisenden, welche mit größter Gastfreiheit aufgenommen werden.

Batcheserai liegt in einem so engen Thale unter so vorragenden Felsen-Stücken, daß man erdrückt zu werden fast stets besorgen könnte. Außer dem Militär, welches von einem Caimacan, als ersten Minister des Cham geleitet wird, zählte man damals 6000 tatarische Einwohner, welche vorzüglich mit

Degen-Klingen, Säbeln und Messern handelten, die den Damascenern nicht nachstehen. Der Palast des Cham ist nur einstöckig, ruht auf hölzernen Säulen, welche bunt bemalt sind; über dem Hauptthore ist eine vergoldete Inschrift. Er war kurz vorher in der Hoffnung ausgebessert worden, daß er der Kaiserin zur Herberge dienen würde. Von einem Hofe und Garten in den andern führte der Weg durch viele Gemächer in den Harem, wo die Mütter, Schwestern, Weiber und Beischläferinnen des Cham sich aufhielten. Einige Gemächer waren mit Marmor geplattet, in deren Mitte Quellen oder Springbrunnen sprudelten. Zu den Produkten dieser Gegend gehört eine Art von Siegelerde, welche der Seife gleicht, und der Haut sehr dienlich seyn soll; daher die türkischen Frauenzimmer sehr viel verbrauchen. Auch gibt es auf der ganzen Halbinsel sehr viele wilde Spargel und Rettige von der Größe eines Schenkels, welche ungemein schmackhaft sind. Ein domartiges Grabmal verschloß die irdischen Reste einer christlichen Frau, welche der Cham auf das zärtlichste geliebt hatte, und über deren Verlust er untröstlich gewesen ist; weßwegen er dieses kostbare Erinnerungs-Zeichen setzen ließ.

Die Frauenzimmer achten keinen Putz, welcher nicht aus Gold, Silber, Perlen und Diamanten besteht; die feinste Leinwand, die schönsten Spitzen haben für sie keinen Werth. Die Hemder der Männer

und Frauen sind gewöhnlich aus Seide, und werden nicht gewechselt, woraus große Unreinlichkeit entstehen würde, wenn das Baden nicht so häufig wäre.

Zu Sudak sind noch die Grundlagen einer großen, von den Genuesern erbauten Stadt am Abhange ausgesprengter Felsen zu sehen. Auf deren Spitze hat man das Meer vor sich, und die Ueberbleibsel einer Kapelle mit einer großen Granit-Säule, welche auf die geringste Erschütterung ganz gerade in das Meer stürzen müßte. Diese Stadt mag jeder Flotte unzugänglich gewesen seyn; nach der Lage der Festungswerke mochte sie auch sehr gut gegen die Angriffe aus dem Innern des Landes zu vertheidigen seyn. Auf der linken Seite der Stadt ist ein schöner Hafen. Im südlichen Theile der Halbinsel wird auch der Weinbau gepflegt, welcher im Uebermaße gedeihet; daher die meisten Einwohner Weinfelder besitzen; doch gibt es nur wenig guten Wein. Der von der Kaiserin für dessen Verbesserung angestellte Franzos fertigte zwar guten Liquer, gab aber den Russen keine Unterweisung für den besseren Weinbau.

Der Regierungs-Sitz Atchmetchet liegt nicht weit vom Flusse Salguir, dessen Ufer mit einer sehr fruchtbaren, Potagen-artigen Erde bedeckt sind. Die von den Russen erbauten Kasernen gewähren ein gutes Ansehen. Schöner Rasen, vortrefflicher Boden, Baumgärten und herrliches Klima fesseln gefühlvolle Menschen an dieses Land. Zur besonderen Annehm-

lichkeit unserer Reisenden diente noch, daß sie am schwarzen Meere mehrere englische Lieutenants und Kapitäns in der russischen Marine angestellt fand.

VII. Die Lage und Umgebung von Inkermann und Sebastopol, deren vortreffliche Befestigung und Häfen; das bezaubernde Thal von Baydar; die vielen Sorten wilder Weinreben, Granatäpfel und andere wohlriechende Fruchtbäume erheben diese Gegend in ein Paradies. Daher eilte Craven nicht so sehr, um auf einer Fregatte in Begleitung eines griechischen Steuermannes und 3 russischer See-Offiziere aus dem schwarzen Meere in den Kanal von Konstantinopel zu kommen. Kaum waren sie 2 Tage auf dem Meere, als eine gänzliche Windstille eintrat, und sie nöthigte, 3 Tage und Nächte zu halten. Endlich folgte ein so kalter Küsten-Wind mit Regen, welcher 24 Stunden anhielt. Am 7. Tage besoff sich der griechische Steuermann so sehr, daß er die Zähne nicht von einander trennen konnte; die übrige Mannschaft würde in die größte Verlegenheit gekommen seyn, wenn sie nicht durch Cravens kleine Karte vom schwarzen Meere und vom Eingange des Kanales wieder Vertrauen gewonnen hätte. Sie entrannen glücklich allen Gefahren, mit welchen sie sich beängstigt hatten.

Der Bosphorus bildet einen Winkel, um nach Buyukdere zu kommen. Kaum möchte irgend eine

Gegend einen interessanteren Anblick gewähren, als die Ufer dieser berühmten Meerenge. Felsen, alte Schlösser der Genueser auf der Spitze der Hügel, Pavillons, welche auf allen Seiten mit Jalousien geschlossen sind, Minarets, große Ahorn-Bäume, breite Wiesen, viele Menschen aus allen Ständen, unzählige Schiffe aller Art am Ufer oder im Kanale stellen sich auf einmal dem Auge dar. Die Türken haben eine solche Achtung für die Schönheiten der Natur, daß sie bei der Erbauung eines Hauses lieber dem daselbst stehenden Baume größeren Raum zum Wachsthume geben, als daß sie ihn fällen. Die Küste ist so gefahrlos, daß in jeder Bucht eine große Flotte türkischer Schiffe zu sehen ist, deren Maste mit den Spitzen der Bäume ein schönes Gemälde bilden.

Lady Craven war durch den französischen Gesandten Segur zu Petersburg, dem Grafen Choiseul-Gouffier zu Konstantinopel so empfohlen, daß dieser dieselbe in seinem Palaste beherbergte. Diese günstige Gelegenheit benutzte sie täglich mehrere Stunden zur Ansicht der Porte-Feuilles seiner Künstler, welche seit mehr als 10 Jahren mit der Zeichnung der schönsten Ruinen im türkischen Europa und Asia beschäftigt waren. Sein thätigster Künstler, Casas, hatte auch das älteste und schönste Amphi-Theater, den Triumph-Bogen und Tempel Augusts zu Pola in Istrien nicht vergessen. Bei einer so anziehenden Gesellschaft zu Haus war der Lady Cra-

ven sehr verzeihlich, daß die Merkwürdigkeiten von Konstantinopel nur ein entferntes Interesse ihr darboten.

Sie warf ihren ersten Blick auf das Meer di Marmora, auf dessen Inseln und einen Theil des Serails. Sie sah den Sultan auf einem silbernen Sopha, während die ihn begleitenden Kahne die Ufer des Kanals im Garten zu begränzen schienen: denn sie waren sehr leicht gebaut, vergoldet, und höchst zierlich bemalt. Der Bart des Sultans war schwarz gemalt, damit er jünger scheine; da sein Gesicht außerordentlich bleich und schwarz-gelb gewesen ist, so war er in großer Ferne leicht von seiner Umgebung zu unterscheiden.

Die Gassen von Pera und Konstantinopel sind so enge, daß ein Staats-Wagen kaum durchkommen kann. Die Fenster der Häuser ragen in jedem Stockwerke so vor, daß die beiderseitigen Bewohner des obersten Stockes sich manchmal die Hände reichen können. Kein ansehnlicher Türke macht selbst in kurzer Entfernung Besuche, ohne zu Pferde zu seyn. Weiber sieht man zwar eben so viele, als Männer; aber sie scheinen nur als Mumien zu wandeln. Ein großes Kleid von dunkelgrünem Tuche bedeckt sie vom Halse bis auf den Boden; ein großes Stück Musselin umhüllet ihre Arme und Achseln; ein anderes ihr Haupt und ihre Augen. Unter dieser Bedeckung kann man eben so gut einen Mann, als eine Frau, Prin-

zessin und Sklavin vermuthen. Wenn ein türkischer Ehemann vor der Thüre seines Harems ein Paar Pantoffel sieht, so darf er nicht hinein gehen. Seine Ehrfurcht vor dem Weibe ist so groß, daß er sich ihm bei einem fremden Besuche nicht vorzustellen wagt. Europäische Weibspersonen, welche mit entblößtem Gesichte auf den Straßen sich sehen ließen, waren Beleidigungen ausgesetzt; deßwegen kleideten sie sich gewöhnlich wie Türkinnen. Man hat zwar auch Tragsessel (Chaise à Porteurs), wie in andern Städten; allein man muß sich dann von 6 Türken tragen lassen, ohne die Besorgniß des Umwerfens zu verlieren.

Man bedient sich der gemietheten Nachen, wie in andern Städten der Mieth-Kutschen. So träge die Türken aller Klassen aussehen, so sind sie doch vortreffliche Ruderer. Es ist unbegreiflich, wie die türkische Regierung bei der großen Unwissenheit, Dummheit und Trägheit der meisten Unterthanen bestehen kann. Das Kabinet ist gewöhnlich aus unwissenden Söldlingen zusammen gesetzt. Der Fall ist nicht selten, daß der Vezier, Wasser-Träger des Groß-Admirals, oder Hassan-Bey, wie dieser ein Dienstbote zu Algier gewesen ist. Die obern Stellen der Pforte sind nur durch geheime Ränke zu erlangen: jeder Ansehnliche, jede Sultanin hat ihre Geschöpfe, welche sie zu öffentlichen Aemtern zu befördern suchen. Am türkischen Hofe werden eben so viele Ränke gespielt, als jemals an einem anderen. Ein aufrüh-

rischer Pascha erhebt sich plötzlich mit seinen Truppen, und trennt sich ungescheut von dem Monarchen, welcher ihn einsetzte. Ein solcher war in Albanien an der Spitze von 40,000 Mann, dem es leicht gewesen wäre, sich zum Herrn eines großen Landes zu erheben. Er hieß Mahmud, und war erst 30 Jahre alt. Er ist Nachfolger seines Vaters in der Regierung des Landes zum Trotze der Pforte geworden. Unbegreiflich ist, daß die Türken noch an eine Vorherbestimmung glauben können, da sie sich doch überzeugen, daß weder Talente, noch Geburt sie zu Aemtern erheben; daß aus keinem vernünftigen Grunde ihnen der Kopf abgenommen wird, und daß selbst das höchste Vertrauen des Sultans nicht gegen plötzliches Erdrosseln sichert. Der Grieche Petraki, eine Art von Hofbankier, hatte sehr häufig Zutritt zu Achmet. Dadurch wurde der Minister so eifersüchtig, daß er eines Tages im geheimen Rathe unter verschiedenem Vorwande den Kopf Petraki's forderte. Der Sultan hatte eine bessere Meinung von diesem, als die feindlich gesinnten Beamten; er weigerte sich also, jenem Antrage Gehör zu geben. Allein der Kapudan-Pascha und seine Anhänger erklärten, daß sie den Raths-Saal nicht verlassen würden, bis Achmet das Todes-Urtheil unterzeichnet hätte, welches er endlich auch unter einem Strome von Thränen unterschrieb. In diesem Falle wird ein Staatsdiener in die Wohnung des Unglücklichen gesendet, um seine

Papiere zu untersuchen, und die Namen derjenigen zu erforschen, welche während seines Lebens Verhältnisse mit dem Kabinette hatten. Der gegen Petraki abgeordnete Beamte übermachte die gefundenen Papiere in die Hände des Sultans, welcher über deren Bekanntwerden sehr beunruhigt war. Denn Petraki war sein besonderer Agent, und überbrachte ihm das Geld für Dienstverleihungen, welche er wegen der höchsten Gunst einnehmen durfte. Die Rechnungs-Bücher Petraki's waren in der besten Ordnung, die eingenommenen Summen waren so genau eingetragen, als die Tage und Plätze, wo er sie empfangen hatte.

Durch welche gemeine und niedrige Ränke die Minister ihre Stellen erlangen, kann man sich im Auslande kaum vorstellen. Der Sultan hatte die beste Meinung von der Rechtschaffenheit und dem Muthe des Kapudan-Pascha; entfernte dieser sich von der Hauptstadt, so glaubte der Sultan schon, sie sey in Gefahr. Man war auch einstimmig der Meinung, daß er die Polizei daselbst auf einen bessern Stand erhob. Bei einem Brande waren 4 Janitscharen nicht eifrig in der Erfüllung ihrer Pflicht; er ließ sie sogleich in die Brandstätte werfen, um ihre Kameraden im Dienste anzueifern. Auf seinen Spatziergängen folgte ihm immer ein Löwe, wie ein Hund zur Seite. Einmal ließ er sich von diesem Thiere bis in den Divan begleiten; die übrigen Minister erschracken dar-

über so, daß einige durch das Fenster wegsprangen, einer den Hals auf der Stiege brach, und alle dem Groß-Admirale mit seinem Löwen dieses Mal die Vollendung der Geschäfte im Rathe überließen.

Den auswärtigen Gesandten mag es sehr willkommen seyn, daß die Türken weder Besuche machen, noch annehmen. Denn der Umgang mit so unwissenden Menschen, die wie Maschinen organisirt sind, müßte etwas Erschreckliches seyn. So einleuchtend die Franzosen den Türken zu beweisen suchten, daß die Russen mit Flotten nicht allein über das schwarze Meer, sondern auch über den Archipel nach Konstantinopel kommen könnten, so wollte doch kein Türke die Ausführbarkeit dieses Unternehmens glauben.

Man darf nicht befremdend finden, daß mancher Reisende bei dem Anblicke von Konstantinopel sein Schiff gar nicht verlassen will. Die Stadt und Einfahrt über das Meer di Marmora bieten das erhabenste, prachtvollste und angenehmste Gemälde dar. Die Einbildungskraft kann keine bezaubendere Szene schaffen, als die Natur hier darbietet. Man darf sich nicht wundern, daß Konstantin hier den Sitz seines orientalischen Reiches bestimmte. Die Natur hat hier das Land und Wasser auf eine so bewundernswürdige Art vereinigt, daß London, Paris, Amsterdam, Petersburg und Moskau weit hinter diesem Gemälde stehen.

Der Hafen, welcher Pera von Konstanti-

pel trennt, hat ganz besondere Eigenheiten. Alle Schutt und Unreinlichkeiten beider Städte werden gewöhnlich hinein geworfen. Die Zollstädte, Kasernen, Magazine und die Vorraths-Häuser sind in der Nähe. Man schüttet hier den Mist und Koth aus, und Niemand ist für die Reinigung besorgt. Dessen ungeachtet ist der Hafen nicht verschlammet, und stets so tief, daß die größten Kauffarthei-Schiffe einlaufen können. Man kann sie an diesem Ufer so gut befestigen, wie in allen anderen Häfen des Kanales. Dieser Hafen wird immer enger, sobald er am süßen Wasser zunimmt, und ist zuletzt nur ein kleiner Bach. Die Franzosen haben das süße Wasser in der Art eingedämmt, wie zu Marly, und die Umgebung mit Bäumen bepflanzt. Hier sieht man alle Freitage Gesellschaften von Türken, welche daselbst Mittags essen, oder Kaffee trinken, oder Tabak rauchen, auf dem Rasen unter dem Schatten großer und breiter Ahorn-Bäume ruhen, welche zum großartigen Ganzen passen. Die größten Eichen Teutschlands und Englands würden nur als schwache Schilfrohre neben ihnen erscheinen.

So außerordentlich die Vorzüge der Natur hier sind, so gibt es doch auch wieder viele Unannehmlichkeiten, welche jene schmälern. Das Land ist so schön, das Klima so bezaubernd, daß man sich in das Paradies versetzt wähnt. Allein die Pest und das Erdbeben sind jedem denkenden Wesen so abschreckend, daß man dieses Himmelreich fliehen möchte. Während

ein sehr schönes Weib öfters vom ganzen Geschlechte wegen der möglichen Anbeter beneidet wird, schaudern diese wegen des verächtlichen Gemüthes desselben hier zurück.

Eben so verhält es sich mit den Inseln von Griechenland. Fast alle haben den inneren Feuerbrand; manche wurden schon ganz verschlungen; selbst jene, welche die größten Geister hervor brachten, sind nur noch in den Büchern der Verfasser zu finden. Wenn man sich 6 Monate zu Konstantinopel in seiner Wohnung verschloß, und bei dem ersten Ausgange von den Trägern eines Pest-Todten bestreift wird, so vergißt man plötzlich alle Reitze der Natur, und wünscht sich in sein Vaterland eines gemäßigteren Klimas zurück versetzt.

Der Dom des Sophien-Tempels ist außerordentlich groß, und verdient gesehen zu werden, obschon einige der schönsten Säulen theils quer stehen, theils Kapitäler von türkischer Bauart haben. Man findet in türkischen Tempeln weder die vortrefflichen Säulen des Heidenthums, noch die kostbaren Verzierungen des neuen Roms. Bloß einige unförmliche Lampen, welche unregelmäßig aufgehängt sind, veranlaßten die Türken noch zu einigem Aufwande, welchen sie zum Beweise ihrer Ehrfurcht vor Gott oder dessen Propheten machen. Im Schiffe des Tempels knien stets mehrere Männer und Weiber, welche — obschon gedungen — in Andacht vertieft zu seyn scheinen.

Die Moscheen sind während des ganzen Tages geöffnet; der türkische Gottesdienst wäre deßwegen sehr günstig zu geheimen Versammlungen und Unterredungen jeder Art. Eine mumienartig gebeugte Figur kann sich leicht neben einer andern knien, ohne Verdacht zu erregen, und dieser alles Beliebige zuflüstern. Je länger ihre unmerkliche Unterredung dauerte, desto mehr würde der stille Beobachter erbaut werden. Es gibt weder besondere Andachts-Stunden, noch Priester. Zwar rufen Thürmer zu gewissen Stunden jedem Muselmanne zu, jetzt sey die Zeit zum Beten. Allein die Türken folgen ihrer Bequemlichkeit, oder ihrem inneren Drange zur Andacht, und verrichten ihre Gebete, wann und wo sie wollen. Man sieht mehrere Türken an öffentlichen und geräuschvollen Plätzen kniend beten, ohne daß sie von Jemand gestört, oder durch die mannigfaltige Umgebung zerstreut würden. Nur müssen Fremde sich durch ihren Gesandten eine besondere Erlaubniß für den Besuch der Moscheen erbitten. Mancher Reisende wird auf die Ansicht von 60—70 Kirchen begünstigt.

Die Begräbniß-Plätze sind sehr zahlreich, und schliessen gleichsam die Städte Pera und Konstantinopel durch ihre schattigen und romantischen Hügel ein. Denn die Bäume und Grabmäler stehen sehr bunt unter einander, und bieten dem Lustwanderer eine große Mannigfaltigkeit dar. Auf jedem Grabmale der Art steht ein Turban als Krone, aus wel-

cher Gestalt man das Glaubens-Bekenntniß des Verstorbenen schon vor dem Lesen der Inschrift erkennt. Die Schönheit der daselbst gepflanzten Bäume, welche nie umgehauen werden dürfen, kann man sich im Auslande nicht vorstellen. Sie verbreiten sich und wachsen bis zum Uebermaße in angenehmer Unordnung. Sie sind weder durch Mauern, noch Geländer irgend einer Art eingeengt. Mancher Todten-Acker ist 1—2 Meilen lang, und würde dem Reisenden das nämliche Vergnügen, als dem Türken gewähren, wenn sich nicht widrige Erinnerungen einmischten. Allein bei der Erwägung, daß unter dem Boden, welchen man betritt, Pest Stoff sich befindet, daß jedes neue Grab einen Körper enthalten kann, dessen Verwesung die Pest beschleunigt, daß alle Körper sehr eilig begraben, und nur leicht mit Erde bedeckt werden, entfernt man sich gerne bald von jedem Todten-Acker, wäre er auch mit den kunstreichsten Grabmälern besetzt. Die Türken erheben sich durch ihren blinden Glauben an das unvermeidliche Schicksal über die vor der Pest beängstigten Christen, und wandern sorgenlos unter dem Schatten jener Bäume, deren dicht beästete Häupter die sterbliche Hülle ihrer Aeltern und Freunde decken.

Fast ganz Konstantinopel ist mit einer sehr hohen Mauer umgeben, über welche sich viele Erker und viereckigte Thürme erheben; dieß ist noch ein Werk der griechischen Kaiser. Die meisten Thürme,

welche zu Thoren dienen, drohen dem Verfalle durch der Türken Vernachlässigung. Viele glauben an eine alte Prophezeiung, nach welcher die Kaiserin von Rußland, als Kaiserin von Griechenland, durch ein solches Thor ihren siegreichen Einzug halten würde. Viele sind für diesen Fall zur Auswanderung nach Asien entschlossen, weil manche schon das Unglücks-Thor bezeichnen.

In besonderen Fällen begibt sich der Sultan mit einem sehr feierlichen Zuge zur Andacht. Die Entfernung vom Thore des Serails bis zur Moschee ist nicht groß. Vor ihm gehen in zwei Reihen 150 Janitscharen mit mehreren Gardisten und Offizieren. Er reitet einen Schimmel, welchen zwei Männer an dem Zaume führen. Ueber ihn hält Jemand ein grünes Sommer-Dach, welches reich mit Diamanten besetzt ist. So lange die Pforte sich unter dem Vorwande des Geldmangels weigert, auf den wichtigsten Plätzen Batterien zu errichten, und Kanonen für die Vertheidigung des bedrohten Reiches aufzupflanzen, werden die Juwelirer unermüdet seyn, dem baar zahlenden Harem genug Diamanten zu liefern. Je größer und schöner diese sind, desto willkommener; die meisten sind rosenfarbig.

Der Graf von Choiseul machte der Lady Craven und den Gemahlinnen der Gesandten den Vorschlag, sich auf das Landhaus des Kapudan-Pascha zur Einsicht des Harems zu begeben, welches eine

Stunde von Konstantinopel auf dem Wege von Rumelien lag, neu angebaut, und mit unregelmäßigen Anlagen umgeben war. Die Gesellschaft fuhr in Wagen dahin; die Gesandten und ihr männliches Gefolge hatten die Erlaubniß, im Garten zu spatzieren; aber die Frauenzimmer mußten sich in ein Neben-Gebäude begeben, wo der Boden mit vielem Wasser bedeckt war, und welches einer sehr reinlichen Cisterne ähnlich war. Man gab ihnen den Wink, sie möchten sich auf die runde Erhöhung begeben. Sobald sie daselbst sich befanden, wurden die Thüren mehrerer Zimmer geöffnet. In einigen war nichts zu sehen; in anderen saßen 2—3 Weiber neben einander; in einem andern war eine junge, sehr schöne Weibsperson, deren Turban reich mit Diamanten besetzt war, fast auf den Knien einer wilden Negerin gesessen. Sie war die Schwägerin des Kapudan-Pascha. Hierauf wurden die Damen in ein größeres Zimmer geführt, und von dessen Gemahlin, welche von mittlerem Alter und prächtig gekleidet war, mit vieler Artigkeit empfangen. Bei dieser waren mehrere Frauenzimmer und ein angenommenes Mädchen in gleich prachtvollem Anzuge. Sie entschuldigte, daß sie die Damen nicht am Thore empfangen habe, indem sie im Augenblicke ihrer Ankunft mit ihrem Gemahle das Mittagsmal getheilt habe. Man trug Kaffee, Sorbet und Konfect auf; allein die Damen nahmen die

Einladung nicht an, und eilten zu dem Gesandten im Garten zurück.

Von der Reinlichkeit und netten Einrichtung eines inneren Harems kann man sich keinen Begriff machen. Die Gänge und Fußböden sind mit sehr starken Decken von einem äußerst engen Gewebe bedeckt; die Binsen oder Schilfe, aus welchen sie gefertigt sind, haben die bleiche Stroh-Farbe. In den Zimmern waren keine anderen Meubles als Kissen rings herum. Da die türkischen Männer und Weiber die Pantoffeln, welche sie außer dem Hause tragen, vor der Thüre des Zimmers stehen lassen, so sieht man nicht den geringsten Flecken von Unrath oder Sand. Die weibliche Kleidung besteht in einem Unterröckchen und Kasset, über welche ein langes Kleid mit kurzen Aermeln gezogen wird. Die Frau vom Hause hat ein seidenes Kleid, welches mit einer an Gold und Diamanten reichen und schön bunten Bordure besetzt ist. Unter der Robe sieht man eine Binde, welche vorne mit zwei Reihen von Diamanten besetzt ist, und an welcher ein gesticktes Nasentuch hängt. Der Turban ist mit so vielen Perlen und Diamanten behängt, daß der Kopf dieser Dame von deren Gewichte fast gebeugt zu seyn scheint; allein der ganze prachtvolle Anzug wird durch ein Stück Hermelin verunstaltet. Dieser mag anfangs nur zum Kragen gedient haben; da eine Frau die andere durch einen größern Hermelin übertreffen wollte, so gleicht er jetzt einem großen Flic-

genpflaster, welcher ihre Leiber bis an die Hüfte bedeckt. Keine dieser unwissenden Naturalistinnen ahnet auch nur ferne diese Unschicklichkeit. Ihre Haare sind in mehrere kleine Zöpfe geflochten, welche entweder über die Schulter herab hängen, oder gegen den Turban aufgeknüpft sind. Manche türkische Dame könnte für eine außerordentliche Schönheit gelten; allein da sie weiße und rothe Schminke ganz dick auflegen, ihre Augenbraunen unter einer oder zwei schwarzen Streifen verbergen, ihre Zähne durch den Tabaks-Rauch sich schwärzen, und ihre Schultern ganz abrunden, so erscheinen sie eher widrig. Die letztere Erscheinung kommt von ihrer Gewohnheit, daß sie von Jugend auf wie Schneider sitzen. Die schwarze Farbe, mit welcher sie sich Linien über ihre Augenbraunen ziehen, nimmt ihrem Auge den Ausdruck der Sanftheit. Sie stellen so einfältige Fragen, als ihr Putz gekünstelt ist, z. B. sind sie verheirathet? Haben sie Kinder? Sind sie nicht krank? Gefällt ihnen Konstantinopel? — Darüber darf man sich nicht wundern: denn die meiste Zeit jedes Tages bringen sie im Bade oder an der Toilette zu; das erste vernichtet bald ihre Reitze, das letztere vereitelt deren Eindruck. Durch die warmen Bäder werden selbst die festen Körper schlapp, und Frauenzimmer von 19 — 20 Jahren sehen einem 40jährigen gleich. Vergebens bemühen sie sich, durch Kunst ihrer Schönheit wieder zu geben, was das warme Bad verdirbt. Bis eine Dame den

Grund ihres zu baldigen Verblühens entdeckt, und ihren Zeitgenossen Vorsicht lehrt, werden sie noch immer eben so schnell ihre Schönheit verlieren, wie die Rosen, welche sie vergöttern.

Alle Männer des ganzen Gesandtschafts-Personales waren sehr begierig auf die Erzählung dessen, was ihre Damen im Harem gesehen hatten. Bei dem Austritte aus dem Hofe eilte diesen aber noch ein Diener des Harems mit dem Gesuche nach, sie möchten 2—3 Male ihre Wagen um den Hof, zum Vergnügen der Damen des Harems, welche durch ihre Jalousien sehen wollten, fahren lassen, was man ihnen natürlich gewährte.

In den Gassen von Pera oder Konstantinopel können die Wagen nicht so schnell fahren, wie zu Paris. Denn so viele herrenlose Hunde halten sich in der Mitte jeder Straße auf, daß die reitenden Türken wie die Kutscher der Fremden öfters absteigen müssen, sie zu verjagen, um durchzukommen. Alle diese Hunde sind häßlich, von gleicher Race, eine Art schlechter Doggen; man kann nicht begreifen, wie diese elenden Thiere so mächtigen Schutz finden. Sie ernähren sich jedoch nur von dem Kothe und Miste, welcher auf die Gassen geschüttet wird, und kämpfen mit einander bis auf den Tod, wenn sie einen Knochen darin finden; weßwegen auch täglich einige verhungern. Niemand hat einen Hund für sich; alle schlafen in den Gassen, wo sie auch ihre Jungen

schützen. Gleichen Schutz der Türken genießen auch die Tauben, welche überall mit den Doggen auf der Straße über die Nahrung sich streiten.

Der Kapudan-Pascha sucht sich dem Großherrn durch die schrecklichsten Mittel unentbehrlich zu machen. Ist er beordert, sich mit der Flotte zu entfernen, so läßt er durch seine Leute Tags vorher noch einen Theil der Stadt in Brand stecken, damit derselbe sich nicht gesichert glaubt, und ihn zurück hält. Da die Häuser aus dürrem Holze leicht gebaut sind, so brennen sie schnell wie Schwamm und Schwefelholz weg. Solche Ereignisse sind für den unbefangenen Fremden sehr schrecklich: wenn der Brand selbst am Ufer des Meeres ausbricht, und die Janitscharen noch so thätig sind, so werden doch 50—70 Häuser in kurzer Zeit ein Raub der Flammen. Will der Sultan dem gemeinen Volke beweisen, daß er nichts fürchtet, so fährt er unerkannt auf einem Nachen in Begleitung von 2—3 Personen, welche mit ihm aus der hintern Garten-Thüre kommen. Ein solcher Brand ist wohl geeignet, ihm die größten Besorgnisse beizubringen, wenn er auch vorher ganz sorgenlos war. Man weiß zu Konstantinopel immer voraus, wann er ohne Leibwache und Gefolge ausgehen wird.

Die Türken hegen den Wahn, daß die Blicke der Christen auf ihre Wohnungen und Kinder nachtheilig seyen. Deßwegen hängen sie an ihre Gewölbe oder andere Theile der Häuser Kugeln oder andere Gegen-

stände, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf diese zu leiten. Ihre Kinder, besonders jene des Großherrn, verbergen sie immer, so oft sie glauben, daß männliche oder weibliche Christen sie beobachten könnten. So glauben sie auch, alle Franken seyen der Arznei-Wissenschaft kundig; deßwegen ersuchen sie diese um Mittel gegen ihre Krankheiten, wie sie sich auch in anderen Angelegenheiten an dieselben wenden.

Unter vielen Thorheiten der Türken ist eine ganz unerklärbar. Die Sultane bauten nämlich ehemals am Ufer des Meeres mehrere Paläste, welche jetzt ganz verlassen sind. Einer liegt am Gestade gegen Asien, und ist fast dem Verfalle nahe; man findet noch Spiegel und kostbare Meubles darin, welche nicht weggebracht werden, sondern mit dem Baue zu Grunde gehen müssen. Da Niemand ein Recht darauf hat, so verliert die Pforte und das Publikum auf gleiche Weise. Der für einen Park geeignete Garten ist ganz unbebaut. Da Niemand hinein kommt, so ist dieser schönste Platz der Küste, im Angesichte des Serails, für Jedermann verloren. Leider! ist so das Schicksal aller fürstlichen Residenzen, welche auch im besten Geschmacke, bloß aus Eigensinn des Nachfolgers, unbenutzt mit der ganzen Einrichtung stehen bleiben.

So viele Thorheiten auch die Türken unter sich Statt finden lassen, so beobachten doch alle Höhere

eine Großmuth und etwas Edles in ihrem Benehmen. Kein türkischer Minister kommt mit einem Gesandten oder einer andern ansehnlichen Person zusammen, ohne Geschenke zu machen, welche von diesen nach Stand und Vermögen erwiedert werden. Gegen das weibliche Geschlecht benehmen sie sich besonders musterhaft: wird einem der Kopf abgeschlagen, so wird zwar auch Alles in Beschlag genommen, was in seinem Hause gefunden wird; allein nur zum Vortheile der Wittwe, welcher man alle Juwelen überläßt. Wird einer auch nur wegen seines Reichthums umgebracht, so bleibt doch sein Harem ein unverletzliches Heiligthum. Der übeln Nachrede ist kein Frauenzimmer ausgesetzt; seine Schönheit, Talente, Glück oder Unglück ist Niemanden bekannt, und kann von keinem beobachtet werden. Allein wenn eine Türkin nicht höchst unvernünftig ist, kann sie sich auch nicht beklagen: denn sogar der arme Taglöhner verwendet den größten Theil seiner Einnahme nur für sie, während sie zu Haus in stolzem Müssiggange schwelgt. In großen Häusern gehört der Zug der Beischläferinnen nur zum Pompe der ersten Gemahlin, welche mit ihnen willkührlich verfahren kann. Wenn auch der Türke bald nach der Heirath in seine Frau nicht mehr verliebt ist; so theilt er doch stets sein ganzes Vermögen mit ihr. Das weibliche Geschlecht ist kaum irgendwo glücklicher, als in der Türkei; es genießt nach der Sitte des Landes große Freiheiten, und nur von ihm hängt ab, höchst glücklich zu seyn.

Die zu Konstantinopel verheiratheten Griechinnen gestatten Jedermann Zutritt, wenn man blos ihre Hochzeit-Kleider sehen will. So schön sie in der Regel sind, so prachtvoll ist auch ihr Anzug, der sich durch ihre Gesichts-Züge noch sehr erhebt. Denn Viele haben noch die alte griechische Gestalt, einen kleinen Kopf, gerade Nase, große blaue Augen, braune oder vielmehr schwarze Augenlieder und Kopf-Haare, gerade Augenbrauen, einen langen und runden Hals, im Ganzen einen mehr magern als dicken Körper, einen kleinen hübschen Mund, recht schöne Zähne mit einer sanften und melancholischen Miene. Dagegen haben Andere schwarze und lebhafte Augen, eine muntere und lachende Miene, und einen dicken Leib; ihr Blut scheint in steter Wallung zu seyn; aus ihrem auch etwas größern Munde glänzt ein herrliches Gebiß. Beide Klassen haben nur wenig Rothes im Gesichte; weßwegen Manche ihre bleiche Farbe durch Schminke zu erheben suchen. Solche Frauenzimmer sind freilich ausgezeichnete Modelle einer Melpomene oder Thalia, an welchen Josua Reynolds seine Meisterschaft hätte erproben können. Sehr selten sieht man blonde oder ganz braune Haare; daher man Sklaven dieser Farbe weit theuerer bezahlen würde.

Ungeachtet der hohen Reitze der Natur, welche sich zu Konstantinopel darbieten, haben die Gesandten nicht das erfreulichste Leben. Denn sie sind

auf ihre Geschäfte und Umgebung beschränkt, und müssen auf das gesellschaftliche Leben gleichsam Verzicht thun. Der Verkehr, welchen sie mit einander haben, ist nach ihrem Berufe nicht zur guten Gesellschaft zu rechnen. Die mannigfaltigen Interessen ihrer Höfe verbieten ihnen, sich über politische Angelegenheiten zu unterhalten, und aus dieser Verlegenheit entsteht auch eine Zurückhaltung im Privatleben.

Hier sind fast so viele Griechen, als Türken; doch zeichnen sich diese durch größere Vaterlandsliebe aus. Aus jenen werden die Fürsten der Moldau und Wallachei gewählt, welche nach dreijähriger Verwaltung ihres Amtes sich mit großem Vermögen zurück ziehen, und es auf Häuser und Gärten in der Umgebung von Konstantinopel verwenden. Nur wenige derselben bleiben länger mit der Gewißheit in ihrem Amte, daß sie ruhig im Bette einst sterben könnten, und nicht enthauptet würden. Ungeachtet dieser traurigen Erfahrung führen sie doch ihr besorgnißvolles Leben hier fort. Sie suchen zwar ihre Reichthümer möglichst zu verheimlichen; allein die Regierung hat gute Spione, und unvermuthet werden sie in ihren eigenen Wohnungen verhaftet. Fast scheint, daß der Anblick des Bosphorus ihren Augen so große Reitze darbiete, daß sie eher auf jedes andere Vergnügen verzichten. Diese Verblendung ist um so auffallender,

da sie in Rußland bei gleichartiger Religion auch Schutz ihres Vermögens finden würden.

Bei dem Abzuge eines neuen Fürsten der Wallachei aus Konstantinopel auf sein Amt bildet sich eine lange Reihe von Höflingen und Leibwache, wozu die Pforte noch Janitscharen und Köche in gleichen Paaren zu Pferde treten läßt, deren eine Theil den Zug eröffnet, der andere ihn mit einer außerordentlichen Menge von Pferden schließt, welche mit reichen Schabraken bedeckt sind. Vor dem in der Mitte reitenden neuen Fürsten werden zwei weiße Roß-Schweife getragen, welche an einen Stock gebunden sind, und eine Art Kappe, welche einer Sturmhaube gleicht, und seine neue Würde sinnbildlich vorstellt. Ein solcher Zug ist so vornehm, als man sich nur einen denken kann. Er wird um so prachtvoller, wenn der Fürst durch Veränderung seines Namens sich der Regierung noch besonders empfohlen hat.

Von Musik haben die Türken und Griechen gar keine wahre Ahnung mehr; auch nicht die leiseste Empfindung ihrer Vorältern, welche durch die Leyer sogar Felsen bezauberten. Jetzt sieht man dieses Instrument nur im rohesten Zustande, oder eine elende Violin, oder eine schlechte Guitarre an der Hand ganz gefühlloser Menschen, welche durch ihr schreckliches Geschrei noch mehr Abscheu vor ihrem musikalischen Spiele in jedem gebildeten Zuhörer erregen.

Der Sultan Achmet wurde allgemein als furcht-

sam und unwissend, und ganz unfähig geschildert, die durch die Ränke seiner Minister erregten Unruhen zu dämpfen und die innere Ordnung seines Reiches zu leiten. Nach seiner außerordentlichen Unwissenheit konnte er sich die Nothwendigkeit gar nicht vorstellen, daß er zu wissen brauche, was außerhalb Konstantinopel vorgehe. Sein Zutrauen auf den Groß-Admiral war ganz blind; daher dessen persönlicher Muth der kräftigste Schutz gegen die Besorgniss des Sultans war. Das Korps der Janitscharen und mehrere Paschas empörten sich öfters gleichzeitig. Während das russische Kabinet immer größere Forderungen machte, erhob sich unter den Türken eine zunehmende Unzufriedenheit über die Geduld und Nachsicht der Pforte. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß ein Souverain, welcher sein Serail nie verließ, sich weniger entschließen kann, als die meisten seiner Weiber, und daß er auf seinem Throne stets zittert. Glücklicher Weise war sein Neffe und Nachfolger Selim von einem festeren Charakter, und ließ mehr Verstand blicken, obschon er auch durch die Erziehung verweichlicht wurde.

Ein Fremder, welcher hier leben muß, findet so wenig Verbindung mit der ihn umgebenden türkischen Nation, daß er sie für eine ununterbrochene Reihe von Statuen betrachten würde, wenn diese nicht auch sich zu Fuß bewegten, oder zu Pferde säßen, oder in Schiffen führen.

VIII. Am 20. Mai 1786 fuhr Lady Craven auf der Fregatte Tarleton mit dem Grafen Choiseul und einem groſsen Theile seines Gefolges bei schönster Witterung von Pera neben den Prinzen-Inseln gegen das Vorgebirge Burburon und den Hafen Mudagna. So mäßig anfangs der Wind war, so erhob sich doch bald ein so mächtiger Sturm, daß die Fregatte nur mit vieler Mühe dem schrecklichen Felsen der Insel Marmora entgehen konnten, welche in die Mitte des Meeres gesetzt zu seyn scheint, um die Trümmer der verunglückten Schiffe aufzunehmen. In theilnehmender Erinnerung an das Schicksal Leanders und anderer trojanischer Helden eilte die Fregatte von Mitylene und Ipsera, Myconien und Dragonissa vorüber, und landete auf der Insel Naxos, wo nur noch einige Trümmer des einst berühmten Bacchus-Tempels zu finden waren. Die Quelle, an welcher Bacchus die unglückliche Ariadne in Thränen über die Flucht ihres Geliebten getroffen haben soll, sprudelt aus weiſsem Marmor.

Die Fregatte lief an die Insel Antiparos zur Rechten der Insel Paros, deren Marmor-Blöcke fast am höchsten geschätzt werden. Die Künstler und gelehrten Begleiter Choiseuls stiegen in die Grotte, und Craven war das erste Frauenzimmer, welches ein Gleiches wagte. Durch diese Gesellschaft von Astronomen und Geometern wurde die Behauptung

Tournefort's, die Höhle sey 300 Klafter tief, auf 300 Fuß berichtigt. Der Maler, welcher die Grotte abzeichnete, nahm auch Lady Craven, wie sie am Fuße des sogenannten Hochaltars saß, zugleich auf, und hatte diese Zeichnung für den zweiten Band von Choiseuls Reisen bestimmt. Die vielen Schönheiten, welche die Grotte darbietet, sind weder zu malen, noch zu beschreiben. Die nach und nach herab triefenden Tropfen bilden den schönsten Alabaster bald in Form der Altäre, bald mannshoher Pfeiler auf dem Boden, deren Farbe ganz verschieden ist von jener der an der Decke hängenden, welche graulich braun und viel härter zu seyn scheinen, als der festeste Stein. Wie so verschiedenartige Kristallisationen sich bilden können, ist am Orte selbst der Aufmerksamkeit der Naturforscher höchst würdig. Denn die Bruchstücke, welche sich in manchen Kabinetten befinden, geben nur ein schwaches Bild von den majestätischen Gestaltungen, welche die Höhle in den verschiedenen zimmerartigen Abtheilungen in sich verschließt.

Nach dem höchst beschwerlichen Hervorklettern aus der Grotte wurde Lady Craven von mehreren griechischen Bäuerinnen umgeben, welche die Kleider derselben mit Andacht berührten, indem sie ein höheres Wesen, welches Wunder wirken, und Krankheiten heilen könnte, an ihr zu finden glaubten: denn noch nie hatte eine Weibsperson gewagt, in die Höhle hinab zu steigen. Sie konnte sich daher nicht anders

von ihnen loswinden, als durch Vertheilung einiges Diebs-Essigs aus ihrem Fläschchen. Erst am Bord des Schiffes Tarleton wurden die höchst zerbrechlichen Muster-Stufen, welche Jedermann mitgebracht hatte, betrachtet und nach Möglichkeit verwahrt. Die Gesellschaft schiffte dann eilig bei den Inseln Sipphanto, Milos, Argentaria, St. George d'Arbora nach Athen. Nächst dieser Stadt zeigt sich links ein Hain von Oelbäumen, und etwas tiefer der prächtige Tempel des Theseus, dessen Styl eben so einfach als edel ist, obschon die Verhältnisse bezaubern. Kaum hätte ein schöneres Denkmal des hohen Kunstsinnes der Alten bis auf unsere Zeiten sich erhalten können. So wenig man in dessen Beschauung ermüdet, eben so unerschöpflich könnte man in der Schilderung dieses Modelles werden.

Der herrliche Tempel der Minerva in der Citadelle von Athen wurde in ein Pulver-Magazin verwandelt, bei dessen Entzündung die schönste Bildhauer-Arbeit vernichtet wurde. Man hätte sich noch glücklich geschätzt, einige Trümmer davon noch zu nehmen; allein der Gouverneur eröffnete, daß dieses Zugeständniß seinen geheimen Feinden im Serail zum Vorwande dienen würde, ihn zu enthaupten. So wenig die Türken ihre Kunstwerke zu schätzen wissen, so lassen sie dieselben doch nicht abführen; eher vernichten sie selbst, was ihnen vorkommt. So z. B. haben sie eine der majestätischen Säulen des Theseus-Tempels

zerbrochen, und aus deren Trümmern Kalk gebrennt, um einen Brunnen in der Nähe zu bauen! Der einzige Tempel der Winde hat seine innere Schönhei erhalten; von Außen ist er eben so verdorben, wie alle übrigen. Die meisten Kunstdenkmäler Athens wurden in verschiedenen Verheerungs-Epochen verschüttet mit den Künstlern, welche durch jene unsterblich werden sollten. Auf der Ruine manches schönen Thores oder Triumph-Bogens haben große Störche ihre Nester gebaut! Die wenigen Ueberbleibsel des einst so berühmten Pantheons geben noch einen Begriff von der ungeheuren Größe dieses Gebäudes. Ein Einsiedler, welcher sich auf der Erde nicht genug quälen zu können glaubte, ließ sich auf der Spitze einer kanelirten korinthischen Säule desselben nieder, und entfernte sich während des 20jährigen Restes seines Lebens nicht mehr von derselben. Solche riesenhafte Gebäude würden nicht zu begreifen seyn, wenn dieselben nicht durch sehr zahlreiche Sklaven, welche von ihren Herren doch ernährt werden mußten, wären befördert worden, und wenn der reinste und weißeste Marmor nicht aus Paros und den Umgebungen von Athen genommen worden wäre, an welchem die Künstler bloß die von den Sklaven übrig gebliebenen Verzierungen vollendeten. Da das Klima und die Sonne für die Anlage von Parks und Gärten nicht so günstig war, wie in unseren Ländern, da die Einwohner keine Lauben oder schattigen Gänge aus Bäu-

men ziehen konnten, so spornte das Bedürfniß ihren Kunstsinn für die Errichtung von marmornen Bogen-Gängen zum Sitzen und Spatzieren gegen die drückende Sonnen-Hitze; Werke, welche sich durch Bauluxus eben so, als durch ihren Nutzen empfahlen. Ein mit Orangen besetzter Garten von kaum 20 Schritten im Vierecke würde von den Athenern mehr bewundert worden seyn, als ein schöner Tempel, oder eine Reihe von Säulen, oder selbst als ein Preis der olympischen Spiele. Selbst die wenigen noch übrigen Säulen beweisen, daß sie auch die geringsten Ereignisse durch marmorne Denkmäler zu verewigen suchten, daß der außerordentliche Vorrath dieses Stoffes ihr Genie anfeuerte, in der Bau- und Bildhauer-Kunst jene hohe Stufe der Vollkommenheit zu erringen, nach welcher wir bisher vergebens strebten. So z. B. sind sogar die Ruinen des Tempels der Minerva, welchen Pericles errichtete, noch bewunderungswürdig. In den Bas-Reliefs des Hauptthores der Citadelle hält ein Frauenzimmer die Zügel zweier feuriger Rennpferde so kräftig, daß man glauben könnte, man sehe diese auf dem Marmor sich baumen, und man höre sie wiehern.

Die Bäder zu Athen scheinen vorzüglich wirksam gegen Rheumatism zu seyn, indem die Leute etwas gesotten werden; es ist aber unbegreiflich, wie die Frauenzimmer diesen hohen Grad von Hitze ertragen können. Im Vorzimmer eines kreisförmigen Bad-

Saales, durch dessen gewölbtes Dom das Licht einfällt, findet man mehr als 50, welche theils mit dem Entkleiden, theils mit dem Anziehen beschäftigt, auf den Bänken in Nischen herum sitzen, wie die Schneider. Einige haben ihre Haare ganz eingenäßt, andere kämmen oder flechten sie. Einige haben ihre Toilette halb, andere fast ganz vollendet, indem sie noch mit einer goldenen Stecknadel schwarze Farbe auf ihre Augenlieder befestigen. Man findet hier die Griechinnen und Türkinnen in ihrem ursprünglichen und unverstellten Zustande; im Hintergrunde des Saales glaubt man die Eva im irdischen Paradiese zu sehen. Im Augenblicke, als sie aus dem Bade steigen, scheint ihr Fleisch wie gesotten. Die Frauenzimmer zählen diese Bäder zu den höchsten Vergnügen; zum Bade und zur Toilette verwenden sie gewöhnlich fünf Stunden. So dick und fett sie sind, so haben sie doch eine große Fertigkeit, sich nett und buhlerisch zu kleiden. Sehr selten hat eines eine schöne Haut.

Ihre Tänze sind freilich nicht mehr so anziehend, wie die alten Griechen sie beschrieben. Selbst der beliebte Tanz der Ariadne, welchen sie durch Pantominen nachahmen, ist nur eine gemeine Vorstellung ihrer Verzweiflung, als sie sich vom treulosen Theseus verlassen sah. Die beste Tänzerin hat ein Nasen-Tuch in der Hand, welches sie ganz träge schwingt, während sie mit der andern Hand eine zweite Tänzerin ergreift, und diese eine dritte. So bildet sich

eine Kette von 6—12 und mehreren Frauenzimmern in kreisförmiger oder anderer Bewegung, zu welcher die Vortänzerin die Anleitung gibt, welche bei stetem Blicke zur Erde bald wankende, bald gebogene Schritte macht. Die Musiker spielen eben so kalt und einförmig unter stetem Blicke auf den Boden. Dessen ungeachtet kämpfen alle griechische Inseln mit einander um die Ehre, den großen Homer erzeugt, oder einige Zeit ernährt zu haben, oder wenigstens einen Theil seiner körperlichen Hülle zu verwahren.

Die Stadt Smyrna ist eine der belebtesten. Die vielen Geschäftsleute aller Art, die große Zahl schön gebauter Häuser, und eine fast zahllose Menge von täglich ankommenden und abfahrenden Schiffen machen die trägen Türken fast unbemerklich.

Von Smyrna begab sich Lady Craven nach Mudagna, Bursa und Pera, und in die Wohnung des französischen Gesandten am Kanal, welche welche von den Wellen des Meeres stets bespült, und von dem kühlen Nord-Winde erfrischt wird, welcher sich täglich von 10—11 Uhr des Morgens bis Abends fühlen läßt. Von diesem Hause sieht man einige Schiffe mittelst des Süd-Windes, andere mittelst des nördlichen hin und her rudern. Diese Erscheinung ist nur durch die fast trichterartige Gestalt der sich nähernden Ufer zu erklären, zwischen welchen eine große Luft-Masse aus dem schwarzen Meere eindringt, welche ihre Kraft bei diesem Hause schon fast verloren hat.

Eine angenehme Unterhaltung gewährt die Ansicht der türkischen Schiffs-Kähne, welche schnell segeln, und der Strömung vergebens zu entgehen suchen, wenn der Süd-Wind bläst. Sie müssen dann die Segel einziehen, und durch das Rudern sich helfen, oder ankern, bis sie durch günstigeren Wind, oder neue Anstrengung ihren Weg fortsetzen können.

Im Belgrader Haine sind die Eichen äußerst ehrwürdig: man ist so vorurtheilsvoll, daß man nie eine fällt, daher der größte Theil ausgeht. Die holländischen und englischen Gesandten besitzen daselbst Landhäuser. Gegen das Ende des Sommers sind diese verlassen, weil ein See im Haine sich befindet, dessen schädliche Ausdunstung den meisten benachbarten Bewohnern schreckliche Fieber zuzieht. Am Ende desselben hat der Sultan ein artiges Garten-Haus.

Das Frühlings-Fest Ramazan wird von den Türken sehr feierlich und strenge begangen. Vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne nimmt auch bei der härtesten Arbeit kein Türke eine Nahrung, nicht einmal einen Tropfen Wassers zu sich. Erst Abends sind alle Speise-Buden und Kaffee-Häuser offen, und durch Lampen erleuchtet. Gegen den Untergang der Sonne hat man eine sehr schöne Aussicht, wenn man die Länge des Kanales beschiffet. Terrapia, Bujukdere und alle andere Versammlungs-Orte gleichen eben so vielen englischen Vauxhalls: nähert man sich mit dem Kahne dem Ufer, so scheint es, als speißten alle in Gesellschaft. Die gebackenen Fische, die Hämmel und andere türkische Gerichte verbreiten einen sehr starken Geruch. Obschon die Türken den besten Kaffee zubereiten sollten, so ist er doch von keinem Europäer zu trinken. Denn sie bereiten ihn sehr schwach, lassen den Satz darin, und mischen keinen Zucker bei. Vom Mokka-Kaffee kommt nicht soviel nach Konstantinopel, als der

Bedarf des Serails erfordert; aller übrige wird durch die französischen Seefahrer aus Amerika geliefert, daher er einen bedeutenden Handels-Artikel ausmacht. Auf großen Straßen wird er alle 50 Schritte unter dem Schatten eines Baumes oder Zeltes verkauft, wo die reisenden Türken oder Lustwandler verweilen. Zwar sind die Becher so klein, als in Europa die Näpfe für Eier; allein da Jedermann, er mag reisen, Besuche machen, oder zu Hause bleiben, täglich 24 Becher ausleert, so kommt doch eine bedeutende Quantität zusammen.

Zuweilen kommen die besten teutschen Tonkünstler aus Wien nach Konstantinopel zum Vergnügen der Gesandten. Während dieselben Abends die schönsten Symphonien aus Italien oder Teutschland aufführen, drängen sich die Griechen zu Wasser und zu Land in die Nähe, um diesen Ohren-Schmaus zu theilen. Sie haben in ihren Nachen gewöhnlich eine Leier, eine Violin, und 1—2 Guitarren, welche sie unabhängig von einander spielen, und wozu sie so jämmerlich singen, daß man nichts Widrigeres hören kann. Sie verweilen manchmal unter den Fenstern, um die Töne der Klarinette abzulauschen. Allein kaum haben sie einige Augenblicke gehorcht, so schütteln sie die Köpfe, wiederholen ihr schreckliches Geheul, und rudern mit Anstrengung weiter, um sich von den Tönen zu entfernen, welche sie viel schlechter finden, als die ihrigen. Wenn die Dienerschaft der Gesandten sie manchmal fragt, ob die Musik ihrer Herren ihnen gefalle, so erwiedern sie einstimmig, daß sie ihrem Gehöre sehr zuwider sey. Diese Erscheinung kann die Ideen manches Denkers über die Harmonie der Töne verwirren: denn diese sollte für jedes gefühlvolle Ohr gleich seyn, selbst wenn man weder die Grundsätze der Zusammensetzung, noch eine Note der Musik kennte.

Unsere Ehrfurchts-Bezeugungen sind gewöhnlich linkisch und ohne Ausdruck, man sollte daher die türkischen nachahmen. Der Türke nämlich legt seine rechte Hand auf die Brust, und neigt sich etwas vorwärts. Wird diese Art von Begrüßung mit einem angenehmen Lächeln oder einer ehrfurchtsvollen Miene begleitet, so ist sie weit ausdrucksvoller, als unsere Sprüche: Guten Tag, oder wie befinden sie sich?

IX. Lady Craven segelte am 3. Juli 1786 unter Begleitung von Janitscharen und eines Dolmetschers aus dem Kanale nach der Küste von Romelien gegen den Nord-Wind. Durch die Trägheit und Besorgnisse der griechischen Matrosen wurden die Unannehmlichkeiten der Fahrt noch sehr erhöht, besonders bei dem neuen Fort Kara-Buron, obschon keine sicherere und angenehmere Fahrt seyn möchte, als an diesem Gestade. Denn es hat herrliche Buchten und schöne Häfen, wo die Schiffe, im Falle einiger Gefahr aus dem schwarzen Meere, Schutz suchen, oder Anker werfen können. Nach gehöriger Anordnung könnte man in 2 Tagen von Konstantinopel nach Varna schiffen.

Die Bewohner dieser Gegend sind Griechen und Armenier, welche sich vom Wein- und Getreid-Baue ernähren. Achtzehn Stunden westlich von Varna liegt die Festung Schumla, welche im Kriege von 1775 durch die Flucht von 80,000 Türken berüchtigt wurde, als Romanzow mit 12,000 Russen über die Donau ging, um sie anzugreifen.

Bulgarien ist wenig bebaut: ackert ein Türke, so ist er mit Flinte, Säbel und Pistolen versehen; manchmal hat er gar 1—2 Janitscharen als Wache zur Seite. Solche Erscheinungen, und der Zug eines Reisewagens durch einen unwegsamen Wald können jeden Reisenden um so mehr in Furcht setzen, als die

Kutscher alle 10 Minuten gegen die drückendste Hitze der Sonne unter Bäumen ausruhen.

Silistria war lange der Aufenthalt des Fürsten der Wallachei; sie liegt in einem Thale, und man kann sie und die nahen Donau-Inseln auf der Einfahrt vom Berge herab recht wohl übersehen. Von hier reiste Craven über Karalash nach Buckarest. Von jenem Orte an zieht sich die Straße geraume Zeit längs der Donau fort, wo alle Vieh-Gattungen in den Gefilden des vielfärbigen Blumen-Klees weiden. So wenig man eine gebahnte Straße findet, eben so wenig wird von einem Wagen irgend eine Abgabe verlangt; desto angenehmer war der Weg ohne Stein und Geleise. Je näher man gegen Buckarest kommt, desto schöner eröffnet sich der Blick über Wiesen, kleine Wälder mit Bauholz, und über Felder mit türkischem Getreide von mehr als 6 Fuß hoch.

Craven wurde durch die Janitscharen in ein griechisches Kloster geleitet, in dessen Vorhofe sie schnell von Menschen fast aus allen Sprachen umringt wurde. Ein Franzos belehrte sie, daß sie hier Quarantaine halten, oder wenigstens 5 Tage verweilen müsse. Unterdessen war der Obere des Klosters an den Wagen gekommen: sobald er an ihrem Blicke erkannte, daß sie nicht an der Pest leide, so lud er sie in sein Zimmer ein, bis sie ein Nachtquartier gefunden hätte. Er verweilte an ihrer Seite während ihres Mittagessens, bis der kaiserliche Agent kam, und den Mißgriff entschuldigte, daß sie in das Pesthaus oder Lazaret gebracht worden sey. Sie war kaum eine viertel Stunde in der Stadt angekommen, als vor ihrem Hause, der Wohnung des französischen Konsuls, ein ganz vergoldeter Wagen, wie aus der Zeit des Königs Dagobert mit Kastanien braunen, höchst muntern Pferden bespannt, aufgestellt war. Ein Kammerherr in einem mit Gold durchwirkten Kleide, mit einem wei-

ßen langen Stabe in der Hand, und der Privat-Sekretär des Fürsten machten ihre Aufwartung. Bald schien die ganze Stadt sich um den Wagen zu versammeln, welcher sie langsamen Schrittes in den ersten Hof des fürstlichen Palastes brachte, wo zwei Spaliere durch die Leibwache der Janitscharen und Albaneser gebildet waren, wie im zweiten Hofe. Sie wurde mit ihrem Gefolge in den großen Audienz-Saal geführt, in dessen Hintergrunde der Fürst in türkischem Anzuge, und umgeben von allem seinem Hofpersonale saß. Ueber seinem Haupte prangten die zwei Roß-Schweife, der große Helm und Federbusch, der prächtige Säbel und die übrigen Waffen, welche bei seiner Ernennung in den Straßen von Konstantinopel vor ihm getragen worden waren. Nach einigen Fragen durch den Dolmetscher wurde Kaffee und Konfect gebracht, worauf die schrecklichste Musik ertönte, wie sie nur aus Trompeten aller Art, aus kupfernen Stürzen und von Trommeln jeder Größe kommen konnte. Jeder Musiker suchte seinen Nachbar durch einen größeren Lärm zu übertreffen. Wenn ein empfindsamer Mensch bei dem gezwungenen Anhören einer solchen Musik von einem Nerven-Schlage getroffen würde, wäre es gar nicht zu verwundern! Nach einiger Unterredung mit der Fürstin bat Craven um die Erlaubniß, in ihre Wohnung zurück zu kehren, welches mit dem nämlichen feierlichen Zuge, wie bei ihrer Anfahrt geschah. Zum Abendessen wurde sie wieder durch das Gefolge des Fürsten abgeholt, welcher ihr gleichzeitig ein prächtiges arabisches Pferd schenkte. Die Tafel war ziemlich im europäischen Geschmack angeordnet. Ein Tisch mit Füßen und Sessel waren ganz unverhofft erschienen, mehrere silberne Gefäße schienen aus England zu kommen, vier alabasterne Leuchter waren mit den schönsten Blumen aus Rubinen und Smaragden besetzt. Die türkische Musik war

durch Gesänge der Zigeuner unterbrochen. Nachts um 11 Uhr kehrte sie mit dem vorigen pomphaften Zuge unter 100 Fackeln in ihre Wohnung zurück.

Von Buckarest führt der Weg über zwei kleine Bäche, welche mit dem Flusse Argis vereint, durch die Thäler der Wallachei und Siebenbürgen fließen. Die Wege sind so schlecht, und durch große Steine, welche in Stürmen von den Bergen herab rollen, so verdämmt, daß mancher Wagen von 10—20 Bauern muß unterstützt werden, um weiter zu kommen. Diese Unwegsamkeit ist aber vorzüglich Folge eines Friedens-Schlusses zwischen Oesterreich und der Pforte, damit der Kanonen-Zug auf beiden Seiten unmöglich werde. Daher jedem Reisenden zu rathen ist, den Wagen zu verlassen und zu Fuß oder Pferd sich weiter zu begeben. Dessen ungeachtet ist jeder Berg vom Fuße bis zur Spitze mit dem schönsten Laubwerke bedeckt, die bebauten Ebenen bieten den herrlichsten Rasen und die fruchtbarsten Getreidfelder dar, und bei dem Ackern wirft sich die beste schwärzliche Dammerde hervor. So schönes Bauholz auf den Bergen gedeihet, so ist doch der Aufwand für dessen Ueberführung zu groß, als daß es gehörig benutzt werden könnte; auch ist der Fluß nicht tief genug, um es flößen zu können.

In Siebenbürgen sind die Bergwerke so reich an Gold, daß der Kaiser jährlich 250,000 Dukaten, als den dritten Theil des rohen Ertrages, von den Eigenthümern erhebt. Ungarn würde das bevölkertste und reichste Land werden, wenn zwischen dem adriatischen Meere und der Donau eine Verbindung durch schiffbare Kanäle hergestellt würde. Die tief gewurzelte Trägheit der Türken wird dessen Bewohnern immer Gelegenheit darbieten, seinen Wohlstand zu erhöhen; um so mehr, wenn die Pforte freien Handel auf dem schwarzen Meere allen österreichischen Unterthanen zugestehen wollte.

Abbildung eines türkischen Kauffahrteischiffes.

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten Reisen

in die

Türkei.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

Mehren,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Haubenstricker und von Ebner.
1829.

Reise nach Griechenland und der Türkei auf Befehl K. Ludwigs XVI. unternommen von C. S. Sonnini *) in den Jahren 1778—1780. Mitgetheilt von M. Fiedler.

I. Nachdem ich Aegypten durchreist hatte, so war der eigentliche Zweck meiner Sendung erfüllt. Aber ein königlicher Befehl berechtigte mich doch, die Reise noch fortzusetzen, und alle Länder zu besuchen, wo ich

*) Man vergleiche Sonnini's Reise durch Aegypten im 27. Bändchen S. 581. — Voyage en Grèce et en Turquie fait par ordre de Louis XVI., et avec autorisation de la cour ottomanne. Paris 1801. 8. 2 vol. Uebersetzt in das Englische. London 1801. 4., und in das Teutsche mit Anmerkungen von Ch. Weyland. Berlin 1801 8. — Derselbe Verfasser gab während der Revolution mehrere selbstständige naturhistorische Schriften heraus, und vom Konsulate Napoleons nahm er an mehreren Zeitschriften v. Herbin, Rozier, Thouin ꝛc. Theil.

Stoff zu interessanten Bemerkungen und Untersuchungen zu finden glaubte. Vor allen zog das einst durch Wissenschaft und Künste verherrlichte Griechenland, welches in seinem Schooße so viele Helden und große Männer erzeugt hatte, meine Aufmerksamkeit an sich. Die Wellen des griechischen Meeres, durch eine zahllose Menge von Inseln vergebens aufgehalten, wälzen sich auf die flachen Küsten Aegyptens; ein schmaler Raum trennt diese Länder, auf welche beide das Alterthum stolz ist.

Da ich bei meiner Abreise aus Aegypten keinen andern Zweck hatte, als durch Griechenland und einige andere türkische Provinzen zu reisen; so war mir ganz gleichgültig, welchen Ort ich zuerst besuchte. Ich benutzte daher das erste Schiff, welches aus dem Hafen von Alexandrien abfuhr, ging den 17. Oktober 1778 unter Segel, und verlor bald die Sandhügel und die berühmte Säule aus den Augen, welche den Schiffen, wenn sie Alexandrien sich nähern, zum Wahrzeichen dienen.

II. Der kleine Vorrath von Lebens-Mitteln, welchen ich in das Schiff nahm, bestand größtentheils aus lebendigen, bei Aegypten gefangenen Wachteln. Sie wandern wie andere Zugvögel regelmäßig aus. Obgleich sie sich mühsam in die Höhe heben, immer niedrig, und nie lange fliegen, so unternehmen sie doch Reisen in die entferntesten Länder. Sie streifen immer auf der Oberfläche des Wassers, be-

benutzen jeden Ruhepunkt, welchen sie in diesen mit Inseln und Schiffen bedeckten Meeren häufig finden, und kommen endlich von Insel zu Insel, und von Schiff zu Schiff in Aegypten an. Viele indessen werden durch heftige Windstöße in die Meeres-Wellen geschleudert, andere werden, wenn sie Ruhe suchen, den Menschen zur Beute. In Aegypten fängt man sie mit Netzen, und bewahrt sie in Käfichen aus Weiden, deren obere Wand aus Leinwand besteht, damit die Wachteln, wenn sie schnell aufwärts fliegen, sich die Köpfe nicht einstoßen.

Andere Vögel belebten unsere Einsamkeit, verzehrten auf den Verdecken den Rest unserer Mahlzeiten, und verminderten die uns lästigen Insekten. Mit dem Westwinde verließen uns unsere gefiederten Begleiter, und flogen gegen die Küsten Syriens und die Insel Cypern, welche wir auch bald erreichten.

III. Die Insel Cypern liegt in dem unermeßlichen Meerbusen, in welchen sich östlich das mittelländische Meer verengt, und über welchen sie zu herrschen bestimmt scheint. Ihre nördliche Breite ist 35°, und ihre Länge 50°. Nicht weit von ihr liegen gegen Norden die gekrümmten Küsten von Karamanien, dem alten Cilicien, südlich aber entfernter, die Küsten Aegyptens, und nicht weit gegen Osten die flachen Küsten Syriens, welche dem mittelländischen Meere Grenzen setzen. Nach dem Glauben

der Alten soll Cypern in sehr frühen Zeiten mit Syrien ganz zusammen gehangen, und durch eine Erderschütterung getrennt worden seyn.

Diese Insel hatte sehr viele Namen, deren Plinius eine sehr große Menge anführt, ohne alle anzugeben. Die alten Griechen kannten sie allgemein unter dem Namen Kupros, über dessen Benennung die Ausleger verschiedener Meinung sind. Einige leiten das Wort von der Menge und Schönheit des Kupfers her, welches auf dieser Insel gefunden wird; andere hingegen finden den Ursprung des Namens Kupros in einem, bei den Alten sehr berühmten Baum (dem Hennè der Araber), dessen sich die heutigen Orientalen häufig bedienen, mit welchem Cypern ehemals einen beträchtlichen Handel getrieben hat.

Auch hieß diese Insel Makaria, (die glückselige Insel), welchen Namen sie der Fruchtbarkeit des Bodens, der Milde des Klimas, der unaussprechlichen Schönheit ihrer Ebenen, und ihrem Reichthume an Produkten verdankte. Die Phantasie der Dichter schuf diese Insel in die Wiege der Mutter der Liebesgötter um, und schmückte diese Idee mit den lieblichsten Dichtungen aus.

Auf diesem ehemaligen Schauplatze des Glückes herrschen jetzt Barbaren, welche die prachtvollen Tempel und Gebäude, in denen die schönste und liebenswürdigste der Göttinnen verehrt wurde, zerstörten

die Ruinen derselben noch immer verstümmeln, und zu den gemeinsten Zwecken verwenden. Wo sonst die Grazien herrschten, gebietet jetzt ein alter Moslem, vor welchem sie fliehen.

Die Reichthümer, welche die Insel in dem Innern ihrer Gebirge verschließt, aufzusuchen, verbietet auf das strengste der Despotismus der Regierung. Das Kupfer, welches ehemals in so großer Menge auf der Insel gewonnen wurde, daß ihr die Alten deßhalb den Beinamen: Berosa (Kupfer-Insel) gaben, liegt jetzt vergebens in dem Schooße der Berge, wie das Eisen, der Zink, das Zinn, nebst einer Menge anderer Mineralien.

Von den alten Gold-Minen findet man jetzt keine Spuren mehr, noch von den ehemaligen Arbeiten. Doch ist wahrscheinlich, daß sie in der Gegend von Chrusocco, einem Dorfe an dem Meerbusen dieses Namens zu suchen sind; auch gab es dergleichen in der Nähe von Tamassus (dem heutigen Famagusta) und an dem Fuße des Olymp.

Das cyprische Kupfer war in dem Alterthume das vorzüglichste auf der Welt; man brauchte es besonders zur Bereitung des korinthischen Erzes, einer Mischung von Kupfer, Gold und Silber, auf welches die Griechen einen außerordentlichen Werth legten.

Hin und wieder findet man auch ergiebige Minen von Eisen-Erz; in den Felsen auch sehr schönen Bergcrystall, Baffischer Diamant genannt, weil er

hauptsächlich in der Gegend von Baffa (dem alten Paphos) gefunden wird.

Die hohen Gebirge enthalten außer den Erzgruben, auch Smaragde, Opale, Amethiste u. s. w. Der cyprische Jaspis kam bei den Alten unmittelbar nach dem scythischen, welcher für den besten gehalten wurde.

Der Amiant findet sich noch eben so häufig, wie ehemals; der Bruch desselben befindet sich in dem Berge Akamantis bei dem Vorgebirge Chromabiti.

Kalk findet sich im Ueberfluße, besonders bei Larnaca, und wird zum Uebertünchen der Häuser gebraucht. Gypsbrüche giebt es in Menge; von den Marmor-Brüchen werden nur die schlechtesten etwas bearbeitet.

Von allen Schätzen, welche der Schoos der Erde verbirgt, gestatten die Türken den unglücklichen Insel-Bewohnern nur den Handel mit Berggelb, Umber-Erde und Berggrün, welche zu groben Malereien gebraucht werden.

Auch darf noch See-Salz ausgeführt werden, welches unter der Herrschaft europäischer Fürsten einst die Quelle beträchtlicher Einkünfte war. Der große See, in welchem es bereitet wird, hatte, ehemals 3 Stunden im Umfange, wurde aber durch die Abnahme der Salz-Ausfuhr so vermindert, daß er jetzt kaum eine Meile groß ist, indem er theils ausgetrock-

net, theils angebaut wurde. Das Meer- und Regenwasser, welches sich in demselben sammelt, verdünstet unter dem brennenden Himmel bald; dann bleibt eine dicke Salzrinde zurück, welche im September, d. i. vor dem Anfang der Regenzeit weggenommen, und in Pyramiden aufgeschüttet wird. Hier werden die Salzhaufen an der Luft hart, widerstehen sogar den Winter-Regen, und werden im Früh-Jahre in kleinen Kähnen auf die benachbarten Küsten verführt. Die Regierung giebt diese natürlichen Salzwerke immer auf ein Jahr in Pacht, deren Ertrag unverhältnißmäßig geringer ist, als ehemals. Jetzt sind einige wenige Kähne zur Ausfuhr hinreichend; die Venetianer hatten sonst jährlich über 70 große Schiffe damit befrachtet.

Der Ackerbau, welcher sich der reichsten Geschenke der Natur zu erfreuen haben würde, wird durch Unwissenheit und grausame Barbarei vernachlässigt. Die Oliven-Bäume, welche ehemals sehr zahlreich waren, liefern jetzt kaum genug Oel zum eigenen Verbrauche der Einwohner. Von dem ehemals äußerst beträchtlichen Handel mit demselben findet man noch die überzeugendsten Spuren. In der Gegend von Larnaka existiren noch ungeheuer große Behälter in der Form von Cisternen mit einem undurchdringlichen Mörtel zur Aufbewahrung des Oeles. Noch jetzt ist das Erdreich den Oliven-Bäumen so zuträglich; sie

sind oft so dick, daß kaum zwei Menschen sie umspannen können.

In einigen Gegenden der Insel trift man noch kleine Wälder von Maulbeer-Bäumen an, deren Anbau man überhaupt gänzlich vernachläßigt. Nichts desto weniger wird der Seidenbau stark getrieben, obgleich der Handel mit der Seide nicht mehr so blühend ist.

In mehreren Gegenden wächst sehr häufig der Johannesbrod-Baum (Ceratonia Siliqua Linn.). Fremde Schiffe bringen die langen dicken Schoten dieses Baumes nach Syrien und Alexandrien, wo die Einwohner das in den Schoten befindliche saftige Fleisch essen.

Die Baumwolle, ehemals eines der vorzüglichsten Produkte der Insel, verlor heut zu Tage viel an ihrer Quantität. Die ganze Insel liefert kaum noch 3000 Ballen, jeden zu 300 Pfund im Handel, da hingegen unter der Regierung der Venetianer jährlich über 30,000 Ballen ausgeführt wurden. Die cyprische Baumwolle ist die schönste und gesuchteste in der ganzen Levante.

Alle im Orient gewonnene Baumwolle kommt von der jährlichen Baumpflanze (Gossypium herbaceum Lin.), und nicht wie in den amerikanischen Kolonien von dem Baumwollen-Baum (Gossypium arboreum Lin.).

Die Zucker-Pflanzungen und Raffinerien der Ve-

netianer zerstörten die Barbaren mit Feuer und Schwert. Die Gärten liefern Beweise von der vorzüglichen Güte des Bodens. Alle Gemüse sind vortrefflich, und gedeihen in großer Menge. Balsamische Kräuter und die mannigfaltigsten Blumen erfüllen die Luft weit umher mit Wohlgerüchen.

Ehemals waren der Weizen und die Gerste die vorzüglichsten Artikel der Ausfuhr; jetzt reichen sie kaum zum Unterhalte der Einwohner zu, wenn sie auch von dicken Wolken der Heuschrecken verschont bleiben.

Unter den übrigen Produkten Cyperns will ich noch die Färberröthe (Ali-Zary) anführen, welche zum Rothfärben des sogenannten türkischen Garnes gebraucht wird; ferner die Coloquinte, welche fast ohne alle Kultur fortkommt; das Ladangummi, und endlich das Kali oder Salz-Kraut, welches während des Sommers verbrannt, dessen Asche unter dem Namen Soda nach Europa geschickt, und in den Seifensiedereien verbraucht wird. Die Wälder liefern vortreffliches Bau- und Nutz-Holz, Theer und Pech. Der cyprische Terpentin ist der vorzüglichste auf der Erde. Die Schafheerden liefern viele Wolle.

Auf den Weinbau verwenden die Einwohner Cyperns immer noch viele Sorgfalt. Er ist ein noch immer sehr vortheilhafter Handels-Artikel, obwohl die unkluge Barbarei ihm sehr vielen Schaden gethan hat. Der vorzüglichste wächst in dem Bezirke,

welcher den Namen Comthurei führt, weil er einst zur Comthurei der Tempel-Herren und Maltheser-Ritter gehörte, und zwischen dem Berge Olymp und den Städten Limassol und Paphos liegt. Der cyprische Wein ist sehr leicht, wenn er jung ist; und wird erst nach einem gewissen Alter das treffliche Getränk, welches mit Recht so berühmt ist. Bei den Einwohnern ist Sitte, bei der Geburt eines Kindes ein Gefäß mit Wein in die Erde zu vergraben, und erst bei der Hochzeit des Kindes wieder heraus zu nehmen. Da nun die Luft auf diesen Wein nicht wirken kann, so wird er von ganz außerordentlicher Güte.

Sehr wenige Künste werden auf der Insel überhaupt getrieben, und außer der Bereitung des Saffians verdient keine einzige besonders erwähnt zu werden. Der hier bereitete Saffian hat lebhaftere und glänzendere Farben, als der Saffian aus der ganzen übrigen Türkei, wo er doch außerordentlich schön ist. — Für die angeführten Produkte der Natur und der Kunst erhalten die Einwohner von den europäischen Nationen Tücher, Atlas, leichte seidene Zeuge, Tressen, Metalle, indische Gewürze, Kolonialwaaren u. dgl.

IV. Was das Klima der Insel Cypern betrifft, so herrscht im Sommer eine fast unerträgliche Hitze, welche in verschiedenen Theilen durch die Winde gemäßigt wird. In der nördlichen Hälfte bewirken sie

auch während des Winters einen beträchtlichen Grad von Kälte, und sind Ursache, daß die höchsten Gipfel der Berge fast das ganze Jahr nie völlig von Eis und Schnee befreit sind. Diese nördliche Hälfte ist überhaupt die bergigste, holzreichste, und im Ganzen genommen die kultivirteste.

In den südlichen Ebenen wirkt die Hitze der Sonne in ihrer ganzen Kraft, weil die nackten Felsenwände auf dieser Seite die Winde abhalten. In dieser Jahres-Zeit regnet es äußerst selten, und die hierdurch entstehende, lange und schreckliche Dürre macht oft alle Gewächse vertrocknen, und gleichsam von der Erde verschwinden.

Den ganz niedergeschlagenen und muthlosen Einwohnern fällt es nicht ein, die lechzenden Felder zu begießen. Während dieses schrecklichen Wasser-Mangels machen in einigen Bezirken stehende und faule Gewässer den Aufenthalt äußerst ungesund. Fließende Wässer sind selten, weil die meisten Flüße Waldströme sind, deren Bett im Sommer ganz trocken ist.

Die griechischen Einwohner der Insel sind groß und schön gewachsen, von einnehmendem Gesicht und edlem Anstande. Sie sollen alle Griechen an List und Betrug übertreffen; doch machen sie auf der andern Seite durch Gastfreundschaft, welche sie mit der edelsten Großmuth üben, ihre Fehler wieder vergessen. Sie sind übrigens äußerst fröhlich, und haben einen großen Hang zu Vergnügungen.

Ehemals waren die cyprischen Frauen berühmt durch ihre Reitze, und auch jetzt noch sind diese nicht ganz erloschen. Besonders wenden die Schönen viele Sorgfalt auf den Putz, an welchem nie Blumen fehlen, weil sie diese für einen wesentlichen Theil des weiblichen Schmuckes halten. Den Wunsch zu gefallen äußern sie mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit. Sie haben zwar jetzt weniger Freiheit, als sie vielleicht sonst mögen gehabt haben; doch ist der Zwang, welchen die Gewohnheit ihnen auflegt, noch ganz erträglich.

Unter den Bergen, welche die Insel Cypern nach der Länge durchschneiden, ist der Olymp der höchste und merkwürdigste, welchen die Alten zum Unterschiede von zwei andern Bergen gleiches Namens, (einer ist in Anatolien, der andere in Macedonien,) kleinen Olymp nannten. Den Venus-Tempel auf seinem Gipfel durften die Weiber nicht betreten, selbst ihn anzusehen war ihnen untersagt. In der Folge traten Klöster an seine Stelle, deren arbeitsame Mönche die ganze Seite des Berges in fruchtbare Felder und Gärten verwandelten. Aber die gefühllosen Türken verwüsteten diese schönen Anlagen, zerstörten die Klöster, und verwandelten den ganzen Bezirk in eine Einöde.

Die Länge der Insel beträgt von Osten nach Westen beiläufig 70 Stunden, ihre größte Breite von Süd nach Nord 30, und ihr Umkreis ungefähr 180

Stunden von dem Vorgebirge St. Andreas, dem alten Dinarete, auf der südlichen Küste der Insel fortgehend, stößt man an dem äußersten Ende desselben auf einen großen Meerbusen, welchen dieses verlängerte Vorgebirge und das Cap. della griega (Throni der Alten) bilden, auf welchem nach Ptolemäus eine Stadt dieses Namens gestanden haben soll. In der Vertiefung dieses Busens liegt Famagusta, (eine neue Stadt auf den Ruinen des alten Arsinoe) mit einem sichern, aber nicht geräumigen, und jetzt zur Hälfte verschlemmten Hafen. Die Stadt und der Hafen wird vertheidigt durch Festungswerke der Lusignans, Genuesen und Venetianer, welche nach einander im Besitze der Insel gewesen waren; die Türken hingegen ließen diese Festungswerke gänzlich verfallen.

Nordöstlich von Famagusta erstreckt sich eine Ebene, welche das alte Königreich Salamin, das Teucer, der Gefährte des Ajax stiftete, und der Stadt, welche er baute, den Namen der Insel beilegte, auf der er geboren wurde. Nur einige wenige Spuren verrathen noch den Ort, wo sie gestanden ist; allein die Ebene ist gut bebaut, äußerst fruchtbar, und der beste Bezirk in der ganzen Insel.

Ungefähr 20 Stunden von Famagusta in der Mitte der Insel, liegt Nikosia, die Hauptstadt derselben. Ihre durch die Schönheit der Baukunst merkwürdigen Paläste gerathen nach und nach in Verfa-

Die prächtige Sophien-Kirche, in welcher die christlichen Könige gekrönt wurden, ist in eine Moschee verwandelt, und dadurch gegen die Zerstörung gesichert. Die Lage der Stadt ist sehr angenehm; sie ist mit Gärten umringt, und die Gegend äußerst fruchtbar.

Etwas weiter auf der südlichen Küste liegt Larnaca, der Aufenthaltsort der Konsuln und Kaufleute verschiedener europäischer Nationen, mit einer schönen Rhede, welche am meisten unter allen besucht wird; auch wird ein ziemlich beträchtlicher Handel daselbst getrieben. Die Umgegend trägt das Gepräge von dem Verheerungs-Systeme der Türken; da in der ganzen Umgegend kein Wasser vorhanden ist, so wird man von einer fast erstickenden Hitze zu Boden gedrückt.

Dicht bei Larnaca lag Citium, eine phönizische Kolonie, und eine berühmte Stadt des Alterthums; in ihr erblickte der Philosoph Zeno das Tageslicht, und endete der berühmte Feldherr der Athener, Cimon, sein Leben. Man mag um Larnaca graben, wo man will, so findet man Ueberbleibsel dieser alten Stadt. Allein Nachsuchungen anstellen, welche ein Gewinn für die Künste und die Geschichte seyn würden, hindert der Argwohn der Türken.

Eine halbe Stunde von Larnaca liegt der Flecken Salines, welcher von dem in der Nähe befindlichen Salz-See seinen Namen hat. In der Rhe-

de von Salines liegen die Schiffe vor Anker, welche für die Hauptstadt der Insel befrachtet sind, wie die Kriegsschiffe, welche dieselben begleiten. Auch haben die Kaufleute von Larnaca ihre Magazine daselbst.

Limasol, ehemals Nemosia, eine elende Stadt, besteht über die Hälfte aus Ruinen und Schutt. Aus ihrem ziemlich besuchten Hafen werden Getreide, Baumwolle und andere Produkte der Insel verfahren. In ihrer Gegend wächst der beste Wein; sie ist überhaupt die Niederlage von allem Weine, welcher in den Handel kommt. Nicht weit von Nemosia lag das alte Limassol, welches vor noch ältern Zeiten Amathus hieß, und wegen eines der Venus und dem Adonis geweihten Tempel berühmt war. Sie ist, wie viele andere Orte, welche die Grazien verschönerten, von der Oberfläche der Insel vertilgt.

Oestlich von Limassol liegt das südlichste Vorgebirge der Insel; es ist eine Halbinsel, welche nur durch eine schmale Zunge mit dem festen Lande zusammen hängt. Ehemals hieß es das Vorgebirge Agrotiri, jetzt Katzenkap, von der großen Menge der Katzen, welche die Mönche auf dem Olymp unterhielten, um die Schlangen zu verfolgen, welche auf eine furchtbare Art sich vermehrt hatten, und die keine größeren Feinde haben sollen, als die Katzen, wie man behauptet.

Nach dem Katzenkap erhebt sich die Küste wieder nord-westwärts mit einem elenden Hafen in einer kleinen Bucht, dessen Grund mit Klippen bedeckt ist. In der Vertiefung der Bucht lag Paphos, wo Venus nach ihrer Geburt zuerst an das Land gestiegen war. Ein prächtiger Tempel war zu ihrem Dienst erbaut, in welchem nie blutige Opfer gebracht wurden. Dieser Ort war ehemals ein Aufenthaltsort des Vergnügens und der Freude. Heute findet man nichts als Ruinen und Schutt, ein elendes Dorf, ein zerfallenes Schloß, einige den Einsturz drohende griechische Kirchen, Armuth und Elend überall, und den harten Namen Baffa oder Baffo.

Auf der nördlichen Küste befindet sich außer Gerines, dem alten Ceraunia, kein merkwürdiger Ort; es hat, wie Paphos, nur noch Ruinen seiner ehemaligen Größe aufzuweisen. Ein schlechter Hafen dient nur zum Verkehre der Insel mit Karamanien, dessen Berge man von den Anhöhen bei Gerines sehen kann. Die Verbindung zwischen diesem Hafen und dem von Selefkeh ist übrigens sehr stark.

Ehemals war diese Insel in neun Königreiche getheilt, und stand nach und nach unter der Herrschaft der Aegypter, Phönizier, Perser, Macedonier, Römer, der abendländischen Kaiser und der Araber. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde sie einigen europäischen Fürsten eingeräumt, welche sie in

der Folge an die Venetianer abtraten. Sultan Soliman entriß sie 1570 denselben, und verband sie mit dem türkischen Reiche, zu welchem sie noch jetzt gehört.

V. Die Kräfte der Natur sind in Cypern nicht nur in Rücksicht auf die Produkte des Bodens gelähmt, sondern auch in Rücksicht auf die Künste, welche unter dem Drucke der despotischen Regierung fast gänzlich zu Grunde gehen. Der Handel nimmt von Tag zu Tag mehr ab, das Land wird dürrer, der Ackerbau schlechter und der Kunstfleiß unbedeutender. Die schönsten Thäler, noch vor Kurzem von nützlichen Bäumen beschattet, oder mit reichlichen Erndten gesegnet, sind jetzt öde und mit Disteln bedeckt. Man kann ganze Tage reisen, ohne etwas anderes, als solche verlassenen Ebenen und Haiden zu sehen. Auch die Bevölkerung nimmt täglich auf eine merkliche Art ab. Schaarenweise verlassen die Einwohner dieses zu Grunde gerichtete Land, und suchen sich Wohnsitze in glücklichern, weniger unterdrückten Ländern.

Die Anzahl der Thiere hat sich ebenfalls vermindert, und ist in Rücksicht der Schönheit sehr ausgeartet. Die Seiden-Würmer pflanzen sich nicht mehr so stark fort; weil die Maulbeer-Plantagen zur Hälfte zu Grunde gerichtet sind. Die Kermes, die Nebenbuhler der Cochenille, sind fast ganz ausgegangen. Das Wildpret wird von Jahr zu Jahr seltener, und die Zugvögel lassen sich nicht mehr in so großer Men-

ge nieder, weil sie den Ueberfluß an Nahrung, und die vielen schützenden Waldungen nicht mehr finden.

Dagegen hat alles Schädliche und Verderbliche überhand genommen. Die Schlangen, welche sich gerne unter Schutt und verwachsenen Gebüschen aufhalten, pflanzen sich so ungehindert fort, daß man aufs neue seine Zuflucht zu den Katzen wird nehmen müssen, um die Insel von ihnen zu reinigen. Die Taranteln mit schwarzem, haarigten Körper und gelben feurigen Augen, sind keine Seltenheit auf dieser Insel; man findet auch daselbst, obgleich nur selten, die schreckliche Art von Spinnen, deren Gift alles tödtet, was es berührt. Pallas (im 3. Theile seiner Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches) nennt sie Skorpion-Spinne (Phalangium Araneodes). Die Farbe dieses Insektes ist fahlgelb; es ist mit langen Haaren, und hin und wieder mit Stacheln versehen; seine Größe beträgt ungefähr einen Zoll. Es lauft mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und ist deßwegen schwerer zu vertilgen. Sein Biß ist äußerst gefährlich; der gebissene Theil schwillt plötzlich auf, verursacht unausstehliche Schmerzen, und wenn man nicht schnell die gehörigen Gegenmittel anwendet, unter welchen Oelumschläge, stärkende und Schweiß treibende Mittel die bewährtesten sind, so erfolgt der Tod unvermeidlich.

Man findet die Skorpion-Spinne in mehreren Gegenden der Levante, in Arabien, Syrien,

Persien, Klein-Asien, am kaspischen Meere, und in den Ländern zwischen dem Don und der Wolga. In den letztern werden diese Insekten immer häufiger. Die Araber kennen kein Mittel gegen den Biß dieses Thieres, und fürchten sich daher auch sehr vor ihm.

Der Westwind, welcher gerade von der Insel Candia wehte, hielt uns ab, dieser Insel uns zu nähern. Am 20. Oktober erblickten wir die Küsten von Karamanien; diese sind nach der Sprache der Seefahrer rein, d. h. sie sind mit tiefem Wasser umgeben, und die Schiffe können an ihnen fahren ohne Furcht vor Sandbänken und gefährlichen Klippen. Sie sind im Ganzen steil, dürre und unfruchtbar, und haben eine Menge von Einschnitten und Vertiefungen. Die Bergkette, welche sich hinter diesen Küsten hinzieht, ist mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, welche für den Schiffbau unendlich wichtig sind, aber von den Türken theils vernachlässigt, theils ausgehauen werden.

Wir kamen endlich an das östliche Kap des Meerbusens von Satalie, und erblickten bald auch, dem ehemals sogenannten heiligen Vorgebirge gegenüber, die kleine Insel Kastel Rosso, welche kaum merklich von der Küste getrennt ist. Sie hat einen sehr guten Hafen, und man muß mit 60—80 Klafter die Anker werfen. Auf der Spitze des Felsen, aus welchem die Insel besteht, liegt ein festes Schloß von

geringer Bedeutung. Warum man sie die rothe Insel nennt, findet man keinen Grund; wahrscheinlich ist sie, wie auch Pococke vermuthet, die Insel Rhoge des Plinius, daher der gegenwärtige Name eine Verfälschung ist.

Am 22. gegen Abend sahen wir neben unserem Schiffe eine Menge Thunfische von der kleinen Art, welche mit einer außerordentlichen Schnelligkeit die Oberfläche des Meeres durchschnitten, und sehr häufig hoch über das Wasser heraussprangen. Dieses wird von den Seeleuten für ein sicheres Anzeigen eines herannahenden Sturmes gehalten. Der Horizont überzog sich wirklich mit schwarzen Wolken, und in Nord-Westen blitzte es stark und häufig. Zitternd ließ deßhalb der Kapitän mehrere Segel einziehen, so schön auch das Wetter noch war, und traf eine Menge anderer Vorkehrungen, welche am Ende doch nichts halfen. Am 23. Morgen 2 Uhr weckte mich ein großer Lärm und das Geschrei auf: zu den Aexten! Haut ab! Haut ab! Denn der Kapitän ließ sich, ungeachtet seiner vorsichtig getroffenen Maßregeln, von einem so heftigen Windstoße überfallen, daß das Schiff schon zur Hälfte gesunken, und im Begriffe war, ganz in den Wellen begraben zu werden. Durch Abschneidung einiges Tackelwerkes und einiger Segel glückte es uns, das Schiff wieder aufzurichten; einige Augenblicke später hätten wir im Meere unser Grab gefunden. Vormittags näherten wir uns der Insel

Rhodus; des ungestümmen Meeres wegen waren wir genöthigt in den Hafen Rhodus einzulaufen, wo wir am 24. gegen Abend vor Anker legten.

VI. Die Küsten von Karamanien sind von Castel-Rosso bis an den Meerbusen von Macri weniger hoch, als ostwärts dieser Insel; übrigens sind sie eben so steil abgeschnitten, haben eine Menge Versteinungen, und bestehen aus einem weißen, kahlen Gesteine.

In dem Meerbusen von Macri finden die Schiffe vortreffliche Häfen; ehemals hieß er Sinus Glaucus, von dem Flusse Glaucus, welcher sich in denselben ergießt. In der Tiefe desselben findet man unter den Ruinen der alten Stadt Telmissus sehr schätzbare Alterthümer.

Ich verließ das Schiff, sobald es in dem Hafen von Rhodus die Anker geworfen hatte, und begab mich sogleich zu dem französischen Viceconsul von Frankreich, welcher außerhalb der Mauern von Rhodus in einem kleinen griechischen Dorfe, welches für eine Vorstadt derselben gelten konnte, wohnte.

Die Insel Rhodus liegt unter dem 36° 26′ der Breite; ihre größte Länge von Nord nach Süd beträgt ungefähr 12 Stunden, ihre Breite aber nur 6, und ihr Umkreis 24. Ihre Form ist dreieckig, daher sie auch im Alterthume, wie noch mehrere andere Inseln Trinakria hieß.

Die Stadt Rhodus, die Hauptstadt der Insel,

liegt nordöstlich auf derselben. Sie ist befestigt; aber ihre Wälle sind verfallen, und in einem elenden Zustande. Die Geschichte hat uns viele von den Wundern der Tapferkeit aufbewahrt, welche die Johanniter-Ritter bei der Vertheidigung von Rhodus bewiesen haben. Solimann befleckte aber auch seinen Triumph, welcher ihm 100,000 Mann seiner besten Soldaten kostete, durch keine Grausamkeit. Er wußte den Werth der Tapferkeit selbst in seinen Feinden zu ehren, und überhäufte den mit Lorbeern bedeckten, durch sein Alter ehrwürdigen Großmeister, Villiers de l'Isle-Adam mit Beweisen von Achtung, und bemühte sich durch alle Arten von Gefälligkeiten ihn das Unglück vergessen zu machen, in welches ihn der widrige Ausschlag der Waffen gestürzt hatte.

Verlassen von dem übrigen Europa, begaben sich die dem Schwerte der Muselmänner entronnenen Johanniter-Ritter nach Malta. In Rhodus heißt gegenwärtig noch eine lange Straße die Ritter-Straße; an den meisten Häusern derselben sieht man auch noch die Wapen der alten Ritter; an einigen ist sogar das Wapen des Papstes befindlich, welches die Türken, obgleich Meister in der Kunst zu zerstören, und den Papst für ihren natürlichen und unversöhnlichen Feind der Religion haltend, noch nicht vertilgt haben.

Die ehemalige St. Johannes-Kirche ist jetzt die

Hauptmoschee; das Hospital ist in einen Kornboden verwandelt, der Palast des Großmeisters fast ganz unbewohnt, und zur Hälfte verfallen. Ehemals fanden Schiffe jeder Größe in dem Hafen den vollkommensten Schutz; jetzt müßen die Kriegsschiffe außerhalb desselben Anker werfen, und sind nur hier durch einige Landspitzen und Klippen ziemlich schlecht gegen die Winde geschützt. Zur Vertheidigung des Hafens dient auf einer Seite ein von einem Großmeister des Ordens erbauter viereckiger Thurm, welchen die Türken noch jetzt St. Johannes-Thurm nennen, obgleich ihm die Griechen in der Levante allgemein den Namen des h. Nikolaus beigelegt haben. Auf der andern Seite ist gleichfalls ein Thurm, welcher aber weniger fest und hoch, Engels- oder St. Michaels-Thurm heißt. Außer dem großen Hafen war ehemals auf jeder Seite desselben auch noch ein kleinerer; einer war für die Galeeren bestimmt, wo sie aber jetzt nicht mehr einlaufen können; der andere aber ist verschüttet, und fast ganz trocken.

VII. In Rhodus sind Werfte für die ottomannische Marine; das Holz zu dem Schiffbaue wird theils aus den herrlichen Waldungen in Karamanien geholt, theils aus der Insel selbst genommen. Die Wälder von Rhodus sind dadurch fast völlig zu Grunde gerichtet worden. Die Schiffe werden so langsam und von so schlechtem Holze gebaut, daß sie nicht selten vor ihrer Vollendung zur Hälfte verfault

sind. Die Türken fällen die Bäume zu jeder Jahreszeit, es mag Saft in denselben seyn oder nicht, und brauchen ohne Auswahl ganz grünes Holz, das sich biegt, wirft und bald verfault. Die größte Unordnung herrscht bei der Verwaltung dieser Werfte: denn alle bei ihr Angestellten stehlen um die Wette.

Der berühmte Koloß von Rhodus ist allgemein bekannt, und soll nach Plinius Berichte von Chares, einem Schüler des Lysipp, aus Lindos, einer Stadt auf der Insel Rhodus, verfertigt worden seyn. Zwölf Jahre brauchte man zu seiner Aufrichtung. Er soll 110 Fuß, nach andern 150 hoch gewesen seyn. Er stand 56 Jahre, und wurde durch ein Erdbeben umgeworfen. In dem Innern seiner abgebrochenen Theile sah man große Höhlungen mit Felsstücken gefüllt, um ihm durch Vermehrung seines Gewichts mehr Festigkeit zu geben. Neunhundert Jahre blieb er auf der Erde liegen, und wurde erst 672 von den Arabern bei Eroberung der Insel weggeschleppt; neunhundert Kamele waren erforderlich, die Last weg zu schaffen; die Last eines jeden Kameles soll 800 Pfund betragen haben. Die Meinung, daß der Koloß am Eingange des Hafens gestanden, und die Schiffe mit vollen Segeln durch seine Beine gefahren seyen, ist ganz falsch. Mehrere Gelehrte, besonders Herr v. Caylus, setzten mit größerer Wahrscheinlichkeit dieses Denkmal in einiger Entfernung von dem Hafen.

Nebst dem Kolosse gab es noch eine Menge anderer, weniger große, kolossale Figuren in verschiedenen Gegenden der Stadt, wie uns Plinius berichtet, von welchen auch die Einwohner derselben den Beinamen Kolossier erhielten. Mit glücklichem Erfolge und großer Thätigkeit wurden im Alterthume die Künste auf dieser Insel so betrieben, daß die Alten die Anzahl der gewöhnlichen Statuen, welche daselbst vorhanden waren, mit jener der Einwohner verglichen. Die älteste Schule der Malerei blühte zur Zeit Anakreons auf Rhodus, und Protogenes, einer der berühmtesten Maler des Alterthums, verfertigte hier seine Meisterstücke.

Unter den vielen Namen, welche die Insel im Alterthume führte, ist der Name Makaria (die Glückselige), den sie mit der Insel Cypern gemein hat, der merkwürdigste, weil er auf die Beschaffenheit ihres Klima's und ihres Bodens Bezug hat. Sie hat jedoch große Vorzüge vor der letztern Insel, weil ihr Klima weit milder und anmuthiger und die Hitze nicht so übermäßig ist. — Das Glück bewohnt nicht mehr dieses einst glückselige Land, und an die Stelle des goldenen Regens, welchen die Dichter des Alterthums als ein Sinnbild des Reichthums und der vorzüglichen Begünstigung auf der Insel niederfallen ließen, sind jetzt verheerende Stürme getreten.

Der Name der Insel scheint von dem griechischen Worte Rhodos (Rose) abzustammen, weil

diese Blume sehr häufig auf der Insel wächst, und man sie auf vielen alten Münzen derselben abgebildet sieht.

VIII. Außer Rhodus gab es vor alten Zeiten noch drei andere Städte daselbst, welche aber schon zu Plinius Zeit nicht mehr vorhanden waren. Die ansehnlichste derselben war Lindos mit einem prächtigen Minerva-Tempel. Spuren dieses Namens findet man in dem Flecken Lindo auf der östlichen Küste der Insel, welchen nur Griechen bewohnen, die beinahe alle Handel und die Küstenfahrt treiben. Sie bedienen sich hiezu leichter, selbstgebauter Schiffe.

Die zweite dieser Städte hieß Camyros, auf der Westküste, Lindos fast gerade gegenüber. Spuren dieses Namens findet man noch in dem Dorfe Lamyro, welches auf derselben Stelle steht.

Von Jalyssos, der ältesten dieser drei Städte, weiß man bloß, daß sie auf der Nord-Küste der Insel gestanden war.

Die Alten nannten auch diese Insel Pelagia, Tochter des Meeres, weil sie glaubten, daß sie durch ein Erdbeben aus dem Grunde des Meeres hervor gegangen sey. Allein ihre große Nähe mit dem Festlande und das weit vorspringende Kap, welches die Verbindung der Insel mit dem Festlande gemacht zu haben scheint, lassen kaum einen Zweifel übrig, daß sie mit demselben zusammen gehangen, und ein großes Vorgebirge von Klein-Asien ausgemacht hat.

Jetzt wird die Insel nicht mehr vom Erdbeben heimgesucht, dagegen erfüllen sie 2 noch furchtbarere Uebel, die Pest und der ottomannische Despotismus, mit Schrecken und Elend.

Die Stadt Rhodus bewohnen fast nur Türken, die ganze übrige Insel aber Griechen, die Abkömmlinge jener tapfern und kunstliebenden Rhodier. Bei den Griechen der Insel Rhodus findet man kaum noch einen Schatten der großen Energie ihrer Ahnen, und nur allein in ihrer Neigung für das Seewesen findet man noch einige Spur. Sie sind noch immer muthige und geschickte Seeleute, und verstehen sich gut auf den Schiffbau. Die Nachbarschaft einer langen Strecke vom festen Lande und einer Menge Inseln, verbunden mit dem Reichthume an trefflichem Schiffbau-Holze, scheinen die Einwohner von Rhodus zu einer Nation von Seeleuten bestimmt zu haben. Mehrere Häfen auf der Insel befördern und erleichtern den Handel, und die Menge von Vorgebirgen, welche der Insel eine äußerst unregelmäßige Gestalt geben, bilden unzählbare Rheden, Häfen und Buchten, in welchen die Schiffe ihre Waaren ein- und ausladen, sich mit vortrefflichem Wasser und allen Arten von Lebens-Mitteln versehen, und gegen Wetter und Sturm Schutz finden können.

Einer der vorzüglichsten Häfen ist jener bei Lindo, welcher halb verschüttet ist; nördlich von Lindos ist ein größerer Meerbusen zwischen den Vorge-

birgen Paradie und Tenda, und südlich von demselben liegt die Bay St. Nikolaus. Noch weiter gegen Süden findet man das Vorgebirge St. Johannes, vor welchem auf einer kleinen Insel ein Thurm als Leuchtthurm diente. Das südlichste und auch das beträchtlichste Vorgebirge der Insel heißt das ruhige (capo tranquillo); es macht mit dem Kap Candura eine große, sehr weit geöffnete Bay.

Auf der Westküste gibt es noch einige mehr oder weniger große und sichere Häfen; sie ist im Ganzen sandig; das Wasser an derselben tief, und, wie die Seeleute sagen, rein.

Der Fluß Candura bei dem Vorgebirge, dem er den Namen gibt, ist der einzige auf der Insel; dagegen durchschneiden die Insel viele Bäche, welche den, obgleich bergigen Boden fruchtbar machen. Unter den Produkten der Insel ist auch der Wein, welcher bei den Alten so sehr gerühmt wurde, merkwürdig.

In den vielen Baumgärten, welche die Stadt, Flecken und Dörfer von Rhodus umringen, werden Blumen und Küchengewächse mit großer Sorgfalt erzogen.

Hirsche und Wildpret gibt es in großer Menge, besonders sehr viele Bartavellen oder griechische Rebhühner.

Die Gärten um Rhodus bevölkern eine Menge Turteltauben mit röthlich grauem Gefieder und einem schwarzen Halsbande. Die Wachteln welche auf

ihrem Zuge von Europa nach Afrika, auf mehreren Inseln verweilen, um auszuruhen, halten sich niemals an der Insel Rhodus auf, und kommen niemals dahin. Die Schnepfen hingegen kommen jährlich in großer Menge, stellen sich im November ein, und bleiben ungefähr einen Monat daselbst.

Der Fischfang an den Küsten von Rhodus ist außerordentlich ergiebig; daher auch diese Insel die Fischreiche hieß. Auch liefert das Meer daselbst Korallen und schöne Schwämme; das Innere der Erde ist reich an Fossilien aller Art.

IX. Am 28. Okt. verließen wir mit einem günstigen Südwinde den Hafen von Rhodus. Von einer kleinen Fischerbarke, welche an unser Schiff kam, kaufte ich eine Muräne von der Art, welche den Namen Wasserschlange führt, weil sie nicht nur die Gestalt und die wellenförmigen Bewegungen der Schlangen, sondern auch ihre schönen und glänzenden Farben hat. Man hat behauptet, der Biß dieser Muräne sey giftig und ihr Fleisch ungesund; allein wenn auch dieses falsch ist, so verursachen doch ihre furchtbaren Zähne, welche äußerst spitzig und von verschiedener Größe sind, die fürchterlichsten Schmerzen. Zur Zeit der röm. Kaiser wurden die zum Tode verurtheilten Sklaven oft in Teiche geworfen, welche mit Muränen angefüllt waren; diese setzten sich sogleich in Menge an alle Theile ihres Körpers, und zerfraßen die Unglücklichen lebendig.

Die Griechen auf den Inseln des Archipels nennen diese Art von Muränen Smirnaria, und behaupten (was aber falsch ist), daß sie sich mit den Landschlangen begatten. Ihr Fleisch ist weich und zart; allein wegen der vielen in demselben befindlichen Gräten unangenehm zu essen. Diese Fische sind an der Küste von Natolien und im Archipel sehr häufig.

Nachdem wir das Vorgebirge St. Anton, das nördlichste auf der Insel Rhodus, welches nur 3 Stunden von dem festen Lande entfernt ist, umsegelt hatten, befanden wir uns in der Meerenge, welche der Kanal von Rhodus, falsch aber von einigen Geographen das karpathische Meer genannt wird. Diese, von der in demselben liegenden Insel Karpasthos, (heut zu Tage Skarpento) so genannt, liegt nächst dieser Insel südwestlich von der Insel Rhodus, zwischen dieser und der Insel Kandia. Hinter uns ließen wir die kleine Insel Eleusa an der Küste Klein-Asiens bei dem Eingange des Meerbusens Marmoro oder Marmarisso, welche nicht mehr als eine halbe Stunde im Umkreise hat. Nicht weit von diesem Meerbusen lag der Berg Phönix mit einer befestigten Stadt gleiches Namens. Ein wenig weiter gegen West wird dieser Theil von Karamanien durch das Kap Volpe, vor Alters Kynomessa, eingeschlossen, welches der Insel Rhodus am nächsten liegt. Unterhalb desselben ist

der Hafen Chavalier, welchen häufig Kriegsschiffe besuchen.

Das Meer in diesem Kanale zwischen Karamanien und Rhodus wird durch die Strömungen, welche in diesem mit Inseln und Landspitzen durchschnittenem Meere verschiedene Richtungen haben, und oft gegen einander stossen, und die unregelmäßigen und unbeständigen Winde äußerst ungestüm. Nicht selten weht auf mehreren Punkten des nämlichen Kanals ein ganz verschiedener Wind; sogar herrscht in einer Gegend desselben eine vollkommene Windstille, während in der andern der heftigste Sturm tobt. Oft folgen auf die tiefste Stille plötzliche heftige Windstöße, welche doch nicht selten durch untrügliche Zeichen angekündigt werden. Ueber den Bergen, welche fast die ganze Küste von Karamanien bedecken, sieht man zuweilen bei ganz hellem Himmel eine sehr kleine schwarze Wolke, welche oft nicht größer als ein Vogel zu seyn scheint. Diese kleine Dunstkugel dehnt sich plötzlich aus, sammelt sich wieder, verschwindet zuweilen hinter den Bergen, erscheint wieder und ändert in jedem Augenblick ihre Gestalt. Einen plötzlichen und heftigen Windstoß kann man dann mit Gewißheit erwarten.

Am 28. Oktober überfiel uns selbst ein solcher Sturm, und zwar nach einer Windstille, welche uns dem Kap Crio, einem großen Vorgebirge Karamaniens gegenüber, fest gehalten hatte. Am 30. legte

sich zwar der Wind; allein er war uns noch immer entgegen. Wir waren wider unsern Willen vor der kleinen, ehemals trefflich angebauten Insel Symi, vorbei gesegelt. Ihre Einwohner, die kühnsten und geschicktesten Taucher, legen sich hauptsächlich auf die Fischerei der Schwämme, mit welchen rings um die Insel der felsige Meeres-Grund bedeckt ist.

Die Symioten sind stark gebaut, und schön gewachsen, und entwickeln durch ihr arbeitsames Leben alle Kräfte ihres Körpers. Schon Homer rühmt die Schönheit des Nireus, Königs von Symi. Die Lebensart der Einwohner ist äußerst einfach. Die Tyrannei, welche so schwer auf ihren Nachbarn lastet, hat dieses Volk allein verschont. Denn sie fand bei ihm keine Reichthümer, sondern nur strenge Sitten und mühsame Arbeiten.

Die Insel Symi liegt sehr nahe an der Küste des festen Landes, am Eingange eines ihr benachbarten Meerbusens. Er ist zwar nur zwei Stunden lang und eine breit, hat aber 2 sehr gute Häfen für große Schiffe, und noch außerdem mehrere kleine Bayen zum Schutze für Kähne und andere kleine Fahrzeuge.

Auf der andern Seite, Symi gegenüber, wird der Meerbusen durch das Kap Crio (vor Alters Triopium in Dorien, einer Provinz Kariens) gebildet, auf dessen äußerster Spitze die berühmte Stadt Gnidus stand, in welcher die Venus verehrt wurde, deren Bildsäule das größte Meisterstück des Pra-

xiteles war. Ansehnliche Summen Geldes wurden den Gnidiern für diese Bildsäule geboten; aber von ihnen immer ausgeschlagen. Jetzt ist die Stelle, wo das einst so berühmte Gnidus stand, mit Ruinen und Schutt bedeckt.

Das Meer liefert bei Gnidus eine ungeheure Menge Fische. — Die gnidischen Weine waren ehemals sehr berühmt; auch die gnidischen Zwiebeln lobt Theophrast ganz besonders, weil sie nicht weinen machten.

Am 3. November erreichten wir endlich die Insel Stanchio. Ehe ich noch ausführlicher von dieser rede, muß ich noch einmal zurück kehren, um einiger anderer Inseln zu erwähnen, welche wir südwärts auf unserer Fahrt hatten liegen lassen.

Wenn man einen Blick auf die unermeßliche Menge von Inseln, Bergspitzen und Klippen wirft, welche ohne Ordnung und nahe bei einander den östlichen Theil des mittelländischen Meeres fast ganz bedecken, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieses ganze Meer in den ältesten Zeiten ein festes Land gewesen ist, welches durch Erdbeben, oder Vulkane, oder auch durch einen schnellen Andrang der Gewässer des schwarzen Meeres überschwemmt, und in zahllose Stücke zerrissen worden ist. Ein großer Theil von diesem Kontinent ist ganz untergegangen, und nur einzelne Theile sind davon übrig geblieben.

Von der südlichen Spitze des Rhodus scheint die Insel Scarpanto (Karpathus) losgerissen zu seyn. Sie hat ungefähr dieselbe Gestalt; ihre Länge beträgt nur 7—8, und ihre Breite nicht mehr als 3 Stunden. Strabo führte sie unter dem Namen Tetrapolis auf, weil sie 4 Städte in sich begriff. Mehrere sehr gute Häfen sind auf der Insel. Ihre hohen Berge sind reich an Mineralien, fruchtbar, und ernähren viel Wildpret. Ihre Einwohner sind nur Griechen.

Zwischen dem Kap Pornisa, dem südlichsten dieser Insel, und dem Kap Sidero, dem östlichsten auf der Insel Kandia, liegt die Insel Caso, Kasos oder Kasus vor Alters, jedoch näher der ersteren. Von der Stadt gleiches Namens ist keine Spur mehr vorhanden. Die Größe der Insel beträgt nur 3 Stunden im Umfange; ihre Bevölkerung ist nicht beträchtlich, und besteht aus thätigen Griechen. Auf dem steinigten Boden der Insel wächst unter andern guter Wein, und der Honig ist noch wie im Alterthume von vorzüglicher Güte. Die Einwohner treiben auch Handel und Schiffahrt, jedoch nicht weit über die Grenzen des Archipels.

Westlich von Scarpanto liegen mehrere wüste und unbewohnte kleine Inseln.

Die erste, welche wir nach der Abreise von Rhodus rechts liegen ließen, war Limonia, welche nicht groß und mehr lang, als breit ist. Auf ihrer

östlichen Küste ist ein kleiner, durch Felsen gesicherter Hafen, mit einem Dorfe, dem einzigen auf der Insel.

Nicht weit von Limonia liegt die kleine Insel Narke oder Karki, vor Alters Chalca oder Chalcis genannt. Mehrere über das Meer hervorragende Klippen beweisen die ehemalige Verbindung von Limonia und Narki.

Etwas weiter gegen Norden, ungefähr in der Mitte zwischen Rhodus und Stanchio liegt die Insel Piscopia mit einem ziemlich guten Hafen und mehreren sehr bequemen Ankerplätzen. Die Alten nannten sie Telos, und schätzten den auf ihr bereiteten wohlriechenden Weihrauch sehr.

Die Insel Nisari, vor Alters Nisyros, liegt dem Kap Crio gegenüber, und von demselben nur 3 Stunden entfernt. Sie ist von der Insel Stanchio abgerissen, hoch liegend, steinigt, und nicht groß. Sie hat heiße Quellen und Spuren von Vulkanen, allerlei Arten von Lebens-Mitteln im Ueberflusse, aber keinen sichern Hafen zum Ankern.

Zwischen Nisari und der Insel Stampala sind eine Menge kleiner Inseln und Klippen. Unter den letztern ist eine sehr merkwürdig, die Europäer nennen sie Madona, die Griechen aber Panagia. Sie ist die Spitze eines äußerst hohen Berges in dem ganzen, vom Meere verschlungenen, Festlande Griechenlands; eine ungeheuer große, ganz kahle, von allen Seiten senkrecht abgeschnittene, und fast unzu-

gängliche Felsenmasse, auf welchet einige griechische Mönche eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle nebst einer Wohnung erbaut haben.

X. Die Insel Stanchio oder Stanco führt diesen Namen nur bei den europäischen Seefahrern, denn bei den Griechen hieß sie von alten Zeiten her und jetzt noch die Insel Kos.

Auf ihr wurden der große Arzt Hippokrates und der berühmte Maler Apelles geboren. Die alte Stadt Kos war prächtig in ihrem Innern, ihre Lage äußerst angenehm, und ihr Hafen einer der schönsten und befruchtetsten in diesen Meeren. Von ihr ist keine Spur mehr übrig.

Die heutige Stadt Stanchio auf dem Platz der alten Stadt, ist klein, und ohne merkwürdige Gebäude. Citronen und Orangen-Gärten, welche sie umgeben, erfüllen die Luft mit ihren balsamischen Gerüchen, und erzeugen deren erquickenden Früchte in so großer Menge, daß ganze Schiffsladungen davon in verschiedene Gegenden der Türkei, besonders aber nach Smyrna und Konstantinopel gebracht werden.

In den sonst tiefen und sichern Hafen, welchen ein halb verfallenes Schloß vertheidigt, können jetzt nur kleine Schiffe einlaufen. Die größeren finden außerhalb des Hafens eine sehr gute Rhede, können aber in der schlimmen Jahres-Zeit nicht in ihr aus

halten, weil sie den Nord- und West-Winden offen steht.

Die Bevölkerung der Stadt Stanchio besteht größtentheils aus Türken; die ganze übrige Insel bewohnen Griechen. Die Volksmenge ist überhaupt nicht sehr zahlreich; die Insel nicht besonders groß, und mehr lang, als breit. Was ältere Reisebeschreiber von der ungesunden Luft und den häufig herrschenden ansteckenden Krankheiten auf Stanchio behaupten, ist ungegründet, und wird von neueren, weit besser unterrichteten Reisenden widerlegt. Auch die Alten haben immer nur Unannehmlichkeiten der Insel Kos erwähnt, ohne je von ihrer Ungesundheit Meldung zu thun.

In dem südlichen Theile der Insel sind einige hohe Berge, und auf dieser Seite ein vortrefflicher Zufluchtsort für die Seefahrer in dem kleinen Hafen Safodino. Die ganze übrige Insel ist eine schöne Ebene, deren verborgene Schätze auf einen glücklichern Wechsel der Dinge warten, um den Fleiß des Menschen zu belohnen. Die Baumfrüchte sind von vorzüglicher Güte, die Trauben besonders köstlich, und der daraus bereitete Wein gibt den besten Weinen in Griechenland nichts nach. Die Gärten sind mit Blumen, Blüten und Früchten geschmückt; und wenn eine weise und glückliche Freiheit statt haben könnte, so würde das Vaterland von Hippokrates und

Apelles ein anmuthiger, bezaubernder Aufenthalt werden.

Noch im vorletzten Jahrhunderte lieferte Stanchio eine sehr beträchtliche Quantität Seide in den Handel; allein seit einer Reihe von Jahren ist dieses Produkt gar nicht mehr daselbst vorhanden, obgleich das Klima sowohl der Kultur der Maulbeerbäume, als den Seiden-Würmern sehr günstig ist. Aristoteles schreibt die Erfindung, die Bälge der Seiden-Würmer abzuhaspeln und Zeuge aus ihnen zu verfertigen, der Pamphila, einer Tochter Latons, einem Einwohner der Insel Kos zu. Bemerkenswerth ist aber, was Plinius von den Seiden-Würmern sagt, die in Kos nach seinem Berichte auf Eichen, Cypressen, und Terpentin-Bäumen sich aufhielten.

In Gesellschaft des Agenten Masse durchstreifte ich die herrliche Gegend der Stadt, und sah unter andern auch den berühmten Platanus (Platanus orientalis Lin.), welcher mit seinen alten Aesten den kleinen in der Stadt befindlichen Platz ganz bedeckt, und durch seine dichten Schatten eine erquickende Kühle hervorbringt. Um die schweren Aeste des Baumes zu unterstützen, richteten die Einwohner Bruchstücke von Marmor- und Granit-Säulen auf. —

Es war schon tief in der Nacht, als ich zufrieden mit meinem verlebten Tage, und besonders, daß mich die Furcht von der Pest nicht abhielt, an das Land zu

steigen, mich in das Schiff zurück begab. Ich beruhigte das Schiffsvolk durch die Erzählung von den Vorkehrungen, welche ich gegen die Gefahr der Ansteckungen getroffen hätte, und wir lichteten am 3. vor Tages-Anbruch die Anker.

Bei dem Auslaufen aus der Rhede, oder auch beim Durchfahren durch den engen Kanal, welcher die Insel Stanchio vom festen Lande trennt, muß ein Schiff mit aller Sorgfalt eine höchst gefährliche und niedrige Landspitze zu vermeiden suchen, welche von dem westlichen Kap hervorragt. Dieses Kap ist nicht über eine halbe Stunde von dem Kap Patera, welches mit dem Kap Crio einen tiefen Meerbusen in Klein-Asien bildet. Jetzt heißt er von der Insel, welche vor seinem Eingange liegt, der Meerbusen von Stanchio. Im Alterthume führte er den Namen karamischer Meerbusen von der Seestadt Karamus in Karien, von der jetzt in dem unbedeutenden Dorfe Keramo nur noch der Name übrig ist, und machte die Grenze zwischen Karien und Dorien.

Schwerer wäre es in dem Namen Bodru oder Budron, die Stadt Halikarnas zu erkennen. Sie war eine der blühendsten Städte des Alterthums, und viele prächtige Ruinen beweisen noch jetzt ihre ehemalige Pracht. Sie war ferner der Geburtsort der Geschichtsschreiber Herodot und Dionys; in ihr ließ Artemesia ihrem königlichen Gemahle Mau-

solus ein prächtiges Grabmal errichten, welches zu den 7. Wundern Griechenlands gerechnet worden ist.

An dem Eingange des jetzigen Hafens von Bodru erbauten die Johanniter-Ritter eine Festung, als sie nach den ersten Kreuzzügen Rhodus erobert, und sich der Stadt Bodru bemächtigt hatten. Sie erbauten diese Citadelle auf den Grund des Maufoleums, und legten ihr den Namen Kastel-San-Pedro bei. An sehr vielen Häusern erkennt man die Häuser der Johanniter-Ritter.

Das große Vorgebirge oder die Halbinsel, welche die nördliche Seite des Busens von Stanchio ausmacht, läuft nordwärts, und auf der entgegengesetzten Seite von Patera in ein Kap aus, welches Gumichli oder Angeli heißt, und wieder einen Meerbusen eröffnet, welchen die Alten von der in seiner Vertiefung gelegenen Stadt Jassus, Sinus Jassius nannten.

Zwischen dem Kap Gumichli und Patera ist das Meer mit Klippen bedeckt, welche man die Inseln Salvadigo nennt, und für die Seefahrer äußerst gefährlich sind.

Am 4. November warf uns ein heftiger Sturm auf die Küsten von Kandia. Wir mußten uns glücklich preisen, daß wir am Ende noch in den Hafen von Suda einlaufen konnten, nachdem wir in Gefahr waren, auf den Klippen des Vorgebirges Maleca zu scheitern.

XI. Die erste Insel, auf welche man von Stanchio absegelnd trift, ist Capra, und neben dieser liegt die etwas größere Caprone, auf deren unzugänglichen Felsen nur Ziegen herumklettern. Weiterhin ist die Insel Calamo oder Calimene, welche nicht mehr als 5–6 Stunden im Umfange hat, und von den Alten Claros genannt wurde, sie ist mit hohen Bergen bedeckt, die Anzahl ihrer Einwohner unbeträchtlich. Auf der westlichen Küste findet man die Ruinen einer alten Stadt, und an der östlichen steht auf dem Gipfel eines Berges das Dorf Calamo. Nicht weit davon ist ein ziemlich guter Hafen, welcher aber wenig besucht wird.

Die Insel Lero, zwischen welcher und der Insel Calamo wir auf dem Wege nach Kandia fuhren, ist weder größer, noch reichlicher von der Natur ausgestattet, hat ebenfalls einen ziemlich guten Hafen, hohe Berge, in welchen Erze und Marmor in Menge vorhanden sind, einen undankbaren Boden, wenig Verkehr mit fremden Schiffen, und gleicht darin der Insel Calamo, daß die Einwohner außerhalb der Insel durch Schiffahrt und Handlung ihren Unterhalt zu verdienen suchen müßen.

Hierauf kamen wir zwischen den Inseln Stampala und Amorgus vorbei. In dem Namen Stampala erkennt man noch den ehemaligen Namen der Insel Astypalda; man nannte sie wegen ihres reichen und fruchtbaren Bodens Theon tra-

peza (Göttertisch). Ihre Gestalt ist äußerst unregelmäßig; ihre Ufer sind wie ausgerissen, und bilden eine Menge Spitzen und Vertiefungen, aus welchen eben so viele Bayen oder Buchten entstehen, die mehr oder weniger gute Ankerplätze sind. Die Insel hat 2 Häfen, einen gegen Norden und einen gegen Süden; sie ist nur 2 Stunden breit und 6 lang, überhaupt niedrig; und eine der fruchtbarsten Inseln des Archipel. Ihr mildes Clima geht auch auf den Charakter der Einwohner über, welcher weit weniger rauh und milder ist, als jener der Bewohner von Lero und Calamo.

Allein diesen von der Natur so sehr begünstigten Ländern gereicht eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit zum Verderben. Je schöner, fruchtbarer und reicher ein Land ist, desto häufiger besuchen es seine unsinnigen Barbaren, und richten durch Erpressungen und Barbarei den Ackerbau und alle noch übrigen Zweige der Industrie immer mehr zu Grunde. Sorgfältig vermeiden sie alle unfruchtbaren Länder, weil ihre Habsucht keine Befriedigung findet, und weil sie die Einwohner fürchten, die größtentheils in Gebirgen muthig, arm und unabhängig leben.

Das Meer ist nirgends fischreicher, als an den Ufern dieser Insel; am häufigsten sah ich da den Drachenfisch oder Meerdrachen (Trachinus draco Lin.); die Meeräsche, Meeralant oder Meeralet (Mu-

gil cephalus Lin.), und den Seebrassen (Sparus Mormyrus Lin.) fangen.

Nordwestlich von Stampala liegt die Insel Amorgus, weniger groß, als Stampala; ihre Ufer sind nicht so sehr gekrümmt, und bieten deßhalb auch den Schiffern weniger Zufluchtsorte an. Sie hat nur auf der westlichen Seite 2 bequeme Häfen, deren einer gegen Norden St. Anna, und der andere weit bessere gegen Süden Vathi heißt.

Die Einwohner von Amorgus, ehemals Freunde der Wissenschaften und Künste, sind in tiefer Unwissenheit und Aberglauben. In dem Lande, welches den berühmten elegischen Dichter Simonides hervorgebracht hatte, findet man jetzt nichts, als geist- und kenntnißlose Popen und Mönche, welche den Aberglauben des Volks befördern und unterhalten. In einer kleinen Kapelle zeigen sie ein Gefäß als unfehlbares Orakel bei vorhabenden Reisen oder sonstigen Unternehmungen. Wenn das Gefäß von selbst fast ganz mit Wasser angefüllt ist, so deutet es auf einen glücklichen Erfolg; ist es aber weniger voll, oder fast ganz leer, so ist es ein Zeichen, daß die Unternehmung ein mehr oder weniger günstiges Ende nehmen wird.

Von den drei alten Städten: Arcessine, Minä und Aegiale, weiß man nicht mehr die Stelle anzugeben, auf welcher sie gestanden waren. Auf der Insel finden sich nur ein Dorf und einige Klöster, in

welchen Wunder die wesentlichste Beschäftigung und die vorzüglichsten Einkünfte der Mönche ausmachen.

Einige Theile der Insel sind mit hohen Bergen, und kahlen, steilen Felsen bedeckt; andere hingegen sind eben, und von einer ungemeinen Fruchtbarkeit. Die Insel bringt weit mehr Oel, Wein, Getreide und Feldfrüchte, (dieserwegen war sie bei den Alten berühmt,) hervor, als sie braucht. Die Art von Trauben, welche ovale Beeren und ein saftiges, gewürzhaftes Fleisch haben, und wir unter dem Namen Trauben von Alexandrien kennen, werden auf dieser Insel besonders groß und köstlich.

Man verfertigt jetzt nicht mehr die kostbaren Zeuge, welche unter dem Namen Amorgis, sowohl wegen der Feinheit ihres Gewebes, als auch wegen der Feinheit ihrer Farben so berühmt waren. Die Einwohner färben zwar noch immer etwas und bereiten besonders eine schöne rothe Farbe aus der Orseille (Ligen roccella Lin.), einer Art Flechten, welche im Handel unter dem Namen Kräuter-Orseille bekannt ist. Diese Pflanze bedeckt nicht nur gänzlich alle Felsen um Amorgus, sondern wächst auf mehreren andern Inseln des Archipel, besonders auf Argentiere, Tine und Policandro. Die Einwohner dieser Insel hielten diese Pflanze für ein unnützes Moos, wußten nicht einmal ihren Namen, und erfuhren erst den Gebrauch derselben 1776 und 1779, als die Engländer ihnen dieselbe abkauften.

Die nämlichen englischen Schiffe luden zugleich auch Meerzwiebeln (Scilla maritima Lin.), welche daselbst häufig auf den Bergen und zwischen den Klippen wachsen. Die Griechen nennen sie Kurwara Skilla (knaulförmige Meerzwiebel, von Kurwara, Knäul). Sie geben aber den Namen Skilla auch noch einer andern Pflanze, einer Orchis-Art, (Satyrium Orchicides Lin.), welche sie zum Unterschiede von der wahren Skilla, Orchida Skilla (hodenförmige Meerzwiebel) nennen, weil ihre länglich runden Zwiebeln Aehnlichkeit mit den Hoden der Hämmel haben. Sie werden im Archipel für ein vorzügliches Mittel gegen die Flechten gehalten, und ich habe es selbst in mehreren Fällen bestätigt gefunden, wo das Blut noch nicht allzusehr verdorben war. Sie legen auch dieser Orchis-Art die Kraft bei, die Zähne des Menschen weiß und gesund zu erhalten, nicht nur durch das Reiben mit der Pflanze, sondern auch dadurch, daß man sich vor einer jungen Pflanze, wenn sie eben aus der Erde kommt, niederwirft, und tüchtig hineinbeißt! —

Unter die Vorzüge von Amorgus gehören vorzüglich auch die Leutseligkeit der Einwohner und die Schönheit der Frauenzimmer. Allein die schönen Insulanerinnen kleiden sich auf eine so auffallende Art, daß ein Europäer Mühe hat, sich daran zu gewöhnen. Ihr Kostüme hat viele Aehnlichkeit mit dem auf den Inseln Milo und Argentiere. Es

weicht nur in sofern ab, daß die Frauenspersonen auf Amorgus mit einem gelben Shawl den untern Theil des Gesichtes und den Kopf in der Form eines Turban umwickeln, es hinten in eine Schleife binden, und ein langes Ende davon über den Rücken herabhängen lassen.

Südlich von Amorgus, ungefähr 3 Stunden entfernt, liegt die kleine, unbewohnte Insel Klein-Amorgus.

Westlich und gegen die Insel Naxos liegen noch mehrere kleine unbewohnte Inseln, deren einige mit Mastix-Bäumen, kleinen Cedern und Cypressen-Blättern und andern wilden Pflanzen bedeckt sind, und beträchtliche Viehheerden, von den benachbarten größern Inseln unterhalten werden; andere hingegen sind bloß kahle Felsen-Massen ohne eine Spur von Vegetation, ein Aufenthalt zahlloser Heere von Raubvögeln.

XII. Der Kanal, welchen die Insel Stampalia und Amorgus bilden, wird noch durch die Inseln Namphio und Nio verlängert. Die erstere liegt südwestlich von Stampala, und hat kaum 7 Stunden im Umkreise. Ihr erster Name war Memblíaros von einem Phönizier gleiches Namens; in der Folge hieß sie Anaphos; (im Phönizischen beschattet, dunkel,) von den dicken Wäldern mit welchen diese Insel bedeckt war; von diesen findet man jedoch jetzt keine Spur mehr, sondern nur noch ein-

zelne zerstreute Bäume. Der Ackerbau ist in elendem Zustande, und ungeachtet des fruchtbaren Bodens wird daselbst nur Gerste gebaut. Rothe Rebhühner (Petras rufus Lin.) sind hier, wie überhaupt auf den Inseln des Archipels, sehr vorhanden.

Ein kleiner Theil auf dem südlichen Theile der Insel faßt alle Einwohner in sich.

Westlich von Nampho, und südlich von Amorgus liegt die fruchtbarere und berühmtere Insel Nio. Sie hieß bei den Alten Jos, weil sie von den Joniern bevölkert worden war; in dem Hafen dieser Insel starb Homer, als er von Samos nach Athen zurück reiste. Von einem ihm errichteten Denkmale ist keine Spur mehr vorhanden. Die neueren Griechen wissen nicht einmal mehr, daß der berühmteste Dichter des Alterthums auf ihrer Insel begraben worden ist.

Der Flecken Nio auf der Insel liegt auf einer Anhöhe, und ist durch die Gastfreiheit seiner Einwohner berühmt. Die Insel ist weniger bergigt, als die bisher beschriebenen. Einen Theil des Ueberflusses ihres Getreides verkaufen die Einwohner in das Ausland.

Ich befand mich gerade auf der Insel Nio, als das Fest des h. Gregor gefeiert wurde, ein Fest, welches in gewisser Art den Lichtschaben, diesem eckelhaften und beschwerlichen Insekte, welches während des Sommers in diesen Gegenden zahlreich vorhanden ist, gewidmet wird. Am Vorabende vor dem Fe-

sie schafft jede Haushaltung ihren Vorrath von Kräutern und Wasser in das Haus; geschähe dieses erst am Feste, so würde man glauben, das ganze Haus müße voll von diesen Insekten werden. Jeder Hausvater wirft dann auch zwei oder drei solcher Thiere, in ein Rohr gesteckt, unter tausend Verfluchungen in das Meer. Ein anderer Aberglaube besteht darin, daß sie den Tag sorgfältig merken, an welchem das Fest Johannes des Täufers fällt. An diesem Tage unternehmen sie keine Reise, keine Arbeit und keine Beschäftigung, weil sie überzeugt sind, daß sie unglücklich ablaufen würde.

Die Frauenzimmer zu Nio verbergen nicht, wie jene zu Amorgus, einen Theil ihres schönen Gesichtes durch ein lästiges Stück Zeug; ihre Stirne ist ganz frei und unter dem Shawl, mit welchem sie den Kopf umwickeln, ragt ein Streif von schönen Haaren hervor, die glänzend schwarz und so fein, wie Seide sind. Ihr Rock geht nur bis auf die Kniee, unter demselben tragen sie, wie alle Frauen des Orients, weite Beinkleider, welche bei einigen lang, bei andern kurz sind, und oberhalb der Hüfte durch einen seidenen oder baumwollenen Gürtel festgehalten werden. Auf den Inseln sind zwar die Beinkleider sehr weit, gehen aber nur bis über die Kniee, und werden mit Bändern zusammen gebunden, die von den Strümpfen bedeckt sind.

Auf der Insel Santorin sind die Kleider der Frauenzimmer länger: ihr Kopf ist mit einem langen

Shawl, wie ein Turban umwickelt, welches noch gewöhnlich unter dem Kinn hingezogen wird. Sie verfertigen besonders Zeuge aus Baumwolle, welche vortrefflich auf der Insel gedeiht; jene sind unter dem Namen, Dimiten oder Eskamiten bekannt.

Die Insel Santorin, ehemals Thera und noch früher Kallista, die Schöne genannt, erlitt sonderbare Veränderungen durch unterirdische Feuer. Nach dem Berichte der Alten stieg sie aus dem Meere hervor, wurde aber 237 vor Christo wieder von demselben verschlungen, und von der kleinen Insel Therasia, jetzt Asproniſi, abgerissen und getrennt. Nach und nach ereigneten sich immer neue Revolutionen in dieser Gegend, und das schreckliche Schauspiel von Zerrüttungen in der Natur. Vierzig Jahre, nachdem Thera und Therasia von einander abgerissen worden war, erhob sich eine neue Insel über die Meeresfläche, welche man wegen ihres höchst wunderbaren Ursprunges Hiera, Heilige nannte, und dem Höllengotte weihte. Die verkalkten Substanzen, aus welchen sie besteht, gaben ihr seitdem den Namen Kammeni, oder die Verbrannte.

Nach mehr oder weniger beträchtlichen Veränderungen in der Gestalt der Insel erschien 1573 plötzlich auf der Oberfläche des Meeres eine neue Insel, welche die Griechen zum Unterschiede von erſterer Mikri-Kammeni, die kleine Verbrannte, nannten.

Endlich kam im Anfange des verflossenen Jahr-

hunderts eine neue kleine Insel zwischen der großen und kleinen Kammeni, ungefähr eine Stunde von Santorin zum Vorschein. Diese neue Insel fuhr nach ihrer Entstehung noch lange fort, Flammen, dicke Rauchwolken und große Steinmaßen auszuwerfen. Nach und nach wurden diese Ausbrüche weniger heftig, und hörten endlich ganz auf; man hörte nichts mehr als ein dumpfes Getöse von dem Sieden der Materien, welche ein unterirdisches Feuer in einer unermeßlichen Tiefe unter der Erde beständig im Fluße erhält. Gegenwärtig ist der Vulkan von Außen wenigstens gänzlich unthätig; die kleine Insel ruhig, aber von fürchterlichem Ansehen. In der Ferne sieht sie ganz schwarz aus. Alles ist auf der Insel verbrannt, kalcinirt, und ein Bild des schrecklichen Brandes, welchen die Natur in der Mitte des Erdballs angezündet hat.

Die abergläubigen Griechen halten die neue Insel für ein Werk der Hölle, und für die Wohnstätte der Teufel; nach ihrer Meinung verursachten diese den furchtbaren Lärm daselbst, und machten sich das teuflische Vergnügen, die Anker der Schiffe loszureißen, welche man daselbst auswürfe. Von Zeit zu Zeit begibt sich daher der griechische Bischof von Santorin dahin, um die Macht des Exorcismus gegen dieses böllische Heer auszuüben.

Die neue Insel hat ungefähr eine Stunde im Umfange. Dicht um dieselbe zeigt das Senkblei 30 — 35 Klaftern, weiterhin findet man aber keinen Grund

mehr. Oft löset sich von der Insel eine Menge Bimsstein ab, welcher auf dem Meere fortschwimmt, und durch die Winde gegen die Inseln des Archipels getrieben wird, wo ich selbst dergleichen ankommen sah.

Noch bedeckt keine Pflanzen-Erde diesen kalcinirten Boden; die kleine Kammeni ist ebenfalls nackt; allein die große ist mit einer dünnen Schichte von Staub bedeckt, in der einige Pflanzen wachsen. Die Insel Apronisi hingegen hat eine vollkommene grüne Decke, und sogar einige Bäume.

Die Insel Santorin, nach ihrer Schutzheiligen Irene genannt, bietet nebst den Verwüstungen der Vulkane auch einige sehr fruchtbare Distrikte dar. Die Getreide-Arten kommen in diesem aus Asche und Bimsstein bestehenden Boden sehr gut fort, auch gedeiht die Baumwolle vortrefflich; hie und da fassen Obstbäume Wurzel; die Weinberge liefern einen sehr guten, aber ein wenig nach Schwefel schmeckenden Wein.

Die Einwohner haben kein anderes Wasser, als jenes, welches sie in Cisternen auffangen; in die kalcinirten Felsen bauen sie ihre Häuser, welche alle das Ansehen gewölbter Höhlen haben.

Auf der Südseite der Insel stand auf dem St. Stephansberg die prächtige Stadt Thera. Man hatte in Thera einen äußerst sonderbaren Gebrauch: man beweinte nämlich die Kinder nicht, welche vor dem 7. Jahre ihres Alters starben, noch die Erwachsenen, welche nach dem 50. Jahre die Welt verlie-

sen; diese hatten nach ihrer Meinung genug gelebt, jene noch gar nicht.

Der angenehmste Ort auf der Insel ist der Flecken Pyrgos auf einer Anhöhe, von welcher man den schönsten Theil der Insel und beide Meere übersehen kann. Am Fuße desselben ist eine Bucht; jedoch nur für kleine Kähne; sobald ein Sturm sich erhebt, müßen sie eine zwar kleine, aber tiefere und schwerere Bucht, nördlich vom Kap Apanomeria und unterhalb St. Nikolo suchen. Dieser Flecken liegt äußerst hoch auf einer Gruppe verbrannter Kalkstücke, welche gegen das Meer zu senkrecht abgeschnitten, und in beständiger Gefahr sind, von dem Abgrunde verschlungen zu werden.

In der Mitte des Hufeisens, welches die östliche Küste von Santorin bildet, und auf einem gegen die beiden Inseln Kammeni hervorstehenden Felsen, liegt das Schloß Scaro, dessen Lage noch weit schauderhafter ist, als die von St. Nikolo.

Pyrgos, St. Nikolo und Skaro sind die 3 einzigen bemerkenswerthen Orte auf der Insel; im Innern liegen noch einige Dörfer. Die ganze Bevölkerung besteht ungefähr aus 8—10,000 Seelen: die Einwohner sind fleißig und thätig; ein Theil derselben bekennt sich zur griechischen, der andere zur römischen Kirche. Auf Santorin halten sich keine Türken auf, sie hat keine eigentlichen Häfen; daher kommen nie Kriegsschiffe, und selten Europäer hin.

XIII. Die Insel hat ungefähr 7—8 Stunden im Umfange; auf ihren Bergen kann man die 18 Stunden entfernte Insel Kandia sehen, und südwestlich von ihr liegen die 2 unbedeutenden Inseln Groß- und Klein Christiana.

Da ich 3 Reisen nach Kandia machte, so werde ich hier, ohne jedoch über Kandia zu ausführlich zu werden, alles Merkwürdige zusammen stellen, was ich in verschiedenen Epochen gesammelt habe, und man wird mit mir gerne in dem berühmten Lande verweilen, welches durch die Gesetze Minos und die hundert Städte, welche es ehemals enthielt, so berühmt geworden ist.

Kandia, die größte unter den mittelländischen Inseln, ist viel länger als breit; ihr Umfang beträgt 200 Stunden; sie liegt zum Theile im 31° der Breite, und zwischen dem 41 und 44° der Länge. Es ist jedoch eine sehr wichtige und noch nirgends gemachte Bemerkung, daß alle andern Inseln in diesem Meere sich ihrer Länge nach von Süd nach Nord erstrecken, mit mehr oder weniger Abweichung gegen Ost oder West, der Plan der Insel Kandia hingegen sich von Ost nach West zieht. Sie scheint eine lange Basis zu seyn, auf welcher der ganze Archipel ruht. Diese besondere Richtung verräth auch einen besondern Ursprung. Die Inseln des ägäischen Meeres sind die Berggipfel eines Landes, dessen Ebenen durch die plötzlich eingebrochenen Gewässer des Pontus Eu-

xinus überschwemmt worden sind. Einen Beweis von dieser furchtbaren Ueberschwemmung liefert vorzüglich die Gestalt der noch übrig gebliebenen Massen, welche alle einen mit der reißenden Strömung, durch welche sie getrennt wurden, parallel laufenden Plan haben.

Wenn man sich von West der Insel nähert, so erblickt man zuerst eine weit in das Meer hervor ragende Felsenspitze, das Kap Spada; es ist das alte Vorgebirge Psacum. Diese Spitze macht mit dem Kap Melecca oder Melek, vor Alters Klamum, eine sehr große Bucht, in deren Vertiefung der Hafen und die Stadt Canea sich befinden; sie enthält nichts Merkwürdiges. Die Bauart ihrer Häuser ist die nämliche, wie in dem ganzen Orient.

In Gesellschaft des französischen Konsuls besuchte ich das eine halbe Tagreise von Canea entfernte Kloster der Dreieinigkeit, welches auf einer steilen Felsenwand liegt. Durch gut angebaute Felder und Weinberge führt eine köstliche Cypressen-Allee bis zur großen Stiege des Klosters, um welches ebenfalls Cypressen- und Orangen-Bäume standen. Das Kloster ist ein Werk der Venetianer und macht ein längslichtes Viereck aus, die Kirche ist besonders schön gebaut, aber nicht ganz vollendet. Das Innere ist hübsch ausgeschmückt, und mit einigen griechischen und lateinischen Inschriften, welche die Namen der

Erbauer aufbewahren, versehen. Das Wichtigste aber, die Jahreszahl, ist vergessen.

Vor alten Zeiten waren 100 Mönche in dem Kloster; ich aber fand deren nicht mehr als zwölf. Die Mönche haben Gewaltthätigkeiten von Seite der Türken, der Bewohner aller Städte auf der Insel, auszustehen. Sie führen dem Anscheine nach, um den türkischen Erpressungen zu entgehen, ein armseliges Leben. Bei den Griechen herrscht hier ein einziger Orden, jener des h. Basilius; alle Mönche haben einerlei Regel und einerlei Tracht. Sie sind übrigens äußerst häßlich und schmutzig, und reinigen sich weder Haare, noch Bart. Heuchelei, Stolz, grobe Unwissenheit, und Treulosigkeit machen ihren Charakter aus. Ohne die geringsten Kenntniße zu besitzen, wollen sie in den Augen des Volkes für Männer von großen Einsichten gelten, und durch den Geruch von Heiligkeit Ehrfurcht einflößen.

Ihre Gelübde bestehen in Gehorsam, Enthaltsamkeit und Keuschheit; die beiden erstern werden ziemlich genau erfüllt, letzteres hingegen soll nicht so genau beobachtet werden. — Die griechischen Weltgeistlichen (Popen) können, ehe sie die Priester-Würde erhalten, heirathen, aber nach dem Tode der ersten Frau keine zweite mehr nehmen. Die Frau eines Papa heißt Papadia, und genießt die nämliche Achtung wie ihr Mann. Daher streben die griechischen Mädchen außerordentlich nach der Ehre, einen

Diener der Gottheit zu heirathen, und gewöhnlich werden die jüngsten und schönsten Gattinnen von Männern, die nicht nur meistens schon bei Jahren, sondern eben so schmutzig und eckelhaft, wie die Mönche (Kaloyers) sind.

Von dem Dreieinigkeits-Kloster setzten wir unsere Reise nach der Spitze des Vorgebirges Melek auf Wegen fort, die über Felsenmassen gingen, und schwer zu besteigen waren. Auf der Höhe des Gebirges liegt ein dem h. Johannes geweihtes Kloster, welches gleichfalls von den Venetianern erbaut, aber nicht zur Hälfte vollendet worden ist. Außer der schönen Aussicht über die Meeresfläche hat es gar kein Interesse. Es geht von hier immer bergab, um auf die Spitze des Vorgebirges zu kommen. An dem Fuße eines dieser Berge liegt ein kleines Kloster, ebenfalls St. Johannes genannt; der Bezirk, in welchem es liegt, heißt Katholiko. Wegen der Seeräuber, die an den nahen Küsten landeten, ist es völlig leer. Neben der Kapelle des Klosters führt ein Eingang zu einer großen Höhle mit einer zahllosen Menge von Tropfstein-Säulen und andern, zum Theile höchst sonderbaren Gestaltungen, z. B. Köpfen, Thieren u. s. w. Die Farbe dieser Tropfsteine ist im Ganzen genommen gelblich und glanzlos; aber auch blendend weiße sind unter denselben, welche den schönsten Alabaster übertreffen.

Ungern verließ ich die Einöde von Katholiko;

ich stieg die 150 Stufen hohe Stiege, welche von dem Felsen in diese Gegend herab führt, wieder hinauf, und besah noch eine andere Höhle, deren Gewölbe äußerst hoch, die aber nicht so groß ist, als die vorige. Bei dem Eingange fällt einem die Aehnlichkeit eines daliegenden großen Blockes mit einem Bären auf, woher sie auch den Namen Bärenhöhle erhalten hat; neben derselben ist eine in den Felsen gehauene Einsiedelei. Hierauf nahmen wir in dem großen Johannes-Kloster unsere Pferde wieder, brachten die Nacht in dem h. Dreieinigkeits-Kloster zu, und kamen den andern Tag nach Kanea zurück.

XIV. Der Hafen von Kanea hat, außerdem daß keine Sorgfalt auf ihn verwendet wird, auch noch den Nachtheil, daß er den Nord-Winden zu sehr ausgesetzt ist.

In dem Meerbusen, westlich vom Hafen, liegt die kleine Insel, Sant-Odero, oder St. Theodor, mit einem von den Venetianern erbauten, aber jetzt gänzlich zerstörten Schloße. Größere Schiffe finden hier einen ziemlich guten Ankerplatz, sie laufen aber lieber in den Hafen von Suda, wo sie in der vollkommensten Sicherheit sind.

Bei der Einfahrt in die Bay von Suda und an dem Fuße des Kap Melek liegt eine Insel von ungefähr einer Viertelstunde im Umfange. Der Hafen wird durch eine Festung vertheidigt, und ist einer der besten und größten im ganzen mittelländischen Meere.

Diese Küste ist übrigens nicht bewohnt, und man findet daselbst kein anderes Vergnügen, als die Jagd. Auf den Wüsten und steinigen Hügeln, mit welchen die Bay umringt ist, wimmelt es von Hasen, Wachteln und Rebhühnern, und auf einem daselbst befindlichen Teiche findet man eine Menge Schnepfen und Wasserhühner. Das Meer ist außerordentlich fischreich, besonders gibt es sehr viele Sardellen in demselben, in dem von dem Meere bespühlten Klippen findet man eine Menge Dattelschnecken, und auf der Küste sehr wohlschmeckende See-Igel.

Von der innersten Tiefe des Meerbusens bis nach Kanea rechnet man eine Stunde Weges: die Ebene, welche bis dahin führt, ist angenehm und sehr fruchtbar. Allein wenn man der Stadt sich nähert, sieht man auf beiden Seiten der Straße Hütten, in welchen die unglücklichen, durch den Aussatz verpesteten Einwohner sich aufhalten. Die Kranken müßen sogleich die Stadt verlassen und eine Hütte beziehen. Sobald sie Jemanden kommen sehen, so gehen sie ihm entgegen, und flehen ihn um sein Mitleid an. Man kann sie ohne den heftigsten Abscheu nicht ansehen. Bei den Türken ist der Haß gegen die Christen so eingewurzelt, daß einige Aussätzige noch auf uns schimpften, indem sie ein Almosen forderten. Mehrmals wurde mir zugerufen: „Ungläubiger Hund, ich bitte dich, schenke mir einen Para."

Auf dem Lande bei Kanea sah ich zum ersten Male die Romeca, einen mit Gesängen untermischten Tanz, welchen die heutigen Griechen von ihren Vorfahren bekommen, und beinahe ganz so, wie er einst war, beibehalten haben. Er ist einfach und edel, sein Alter macht ihn ehrwürdig. Doch kann man nicht läugnen, daß er zu ernsthaft und zu wenig fröhlich ist. Auch der Gesang hat keinen raschen Gang, sondern ist langsam und schmachtend, und wird durch die Gewohnheit der Griechen, durch die Nase zu singen, schleppender.

Die Gärten um Kanea sind äußerst angenehm, man findet in denselben keine Spur von Regelmäßigkeit, überall herrscht die Symetrie der Natur. In dem äußerst fruchtbaren Boden gedeihen die köstlichsten Gewächse. Die Annehmlichkeit der Gärten erhöht noch das Heer von buntfarbigen Vögeln; man findet mit Vergnügen die Vögel, welche man in seinem Vaterlande gekannt hat, als Hänflinge, Nachtigallen, Grasmücken, Distelfinken, u. s. w. wieder. Allein auf den nahe gelegenen Bergen hält sich die melodische Berg- oder Stein-Amsel (Turdus cyanus Lin.) auf; ihr Gesang ist schmachtend und höchst lieblich; sie wird deßwegen in den größten Städten der Türkei häufig als Stubenvogel gehalten, und oft eine mit hundert Piaster bezahlt. Blumen und aromatische Kräuter findet man im Ueberfluße. Die Berge sind mit dem berühmten kretischen Diptam oder der

Eschwurz, welche die Alten so hoch schätzten, bedeckt. Der Diptam ist ein vortreffliches Wundmittel, und eine heilsame Magen-Arzenei.

Durch eine solche außerordentliche Menge wohlthätiger Pflanzen wird das Klima auf der Insel Kandia eines der gesündesten in der Welt. Schon Hippokrates schickte seine Kranken dahin, damit sie mit der Luft die heilsamen Dünste einathmen sollten. Die Türken, schon im Allgemeinen ein schöner Menschenschlag, gewinnen durch den Einfluß des glücklichen Klimas auf ihre äußere Bildung noch mehr, die Griechen scheinen dagegen ausgeartet zu seyn. Dasselbe gilt auch für das weibliche Geschlecht beider Nationen; die Türkinnen sind hier schöner, als in irgend einem andern Theile des Orientes, und die Griechinnen sind es im Ganzen genommen, weniger, als in andern Theilen von Griechenland.

Unter die jetzigen vorzüglichen Landes-Produkte gehört hauptsächlich das Oel; auch die Baumwolle gedeiht vortrefflich, obwohl ihr Anbau äußerst vernachlässigt wird. Denn bei dem Drucke der Sklaverei fehlt es dem Ackerbau so gut, wie der Industrie an Armen, daher liegen unübersehbare Ebenen, welche den Fleiß der Menschen reichlich belohnen würden, ganz verlassen und wüste.

Unter allen Produkten hat der Wein seinen alten Ruhm beibehalten. Homer schon hat den Wein von Kandia gerühmt, und Jupiter selbst soll keinen

andern Nektar getrunken haben, so lange er sich auf der Insel aufgehalten hatte. Der kandische Wein übertrifft an Geist, Wohlgeschmack und balsamischer Süßigkeit alle bekannten Weine. Er muß aber äußerst mäßig getrunken werden. Denn er hat unglaubliches Feuer, und greift das ganze Nerven-System an.

Viele Berge in Kandia sind mit Wäldern von Fichten, Tannen und Cedern bedeckt, deren gerade und hohe Stämme, so wie auch das Harz, das herausfließt, von unschätzbarem Werthe für den Schiffbau sind.

Auf den Gebirgen bei Kanea und dem Fuße des Berges Ida wächst das Cistenröschen (Cistus ladanifera Lin.), aus welchem das Ladangummi, ein kleberiges Harz gewonnen wird, aus welchem man wohlriechende Harze und verschiedene Arzeneien bereitet. Bei der Sammlung dieses Gummi bedient man sich einer Peitsche mit einem langen Stiele, welche aus einer doppelten Reihe von langen Riemen besteht. Bei der größten Hitze und zur heißesten Jahreszeit wirft man diese Riemen auf den Cistenröschen hin und her; an diese setzt sich nun der Saft, welcher bei der Spitze aus dem Gewächse schwitzt, in großen Tropfen an, die glänzend und hell, wie Terpentin sind. Die Griechen vermischen ihn aus Betrug mit Sand.

Die Pferde auf Kandia, obwohl sie von den Pferden aus der Berberei abstammen, sind in Rück-

sicht ihrer Schönheit äußerst ausgeartet. Was ihnen jedoch an Schönheit abgeht, ersetzen sie durch eine solche Stärke in den Beinen und einen so außerordentlich sichern Gang, daß sie vielleicht von keiner andern Pferde-Race übertroffen werden. Ueber die steilsten Berge gehen sie so festen Schrittes, daß sie auch an den schwierigsten Stellen nicht straucheln. Die Hunde auf dieser Insel waren ehemals wegen ihrer Geschwindigkeit und Leichtigkeit nach den lacedämonischen die besten in ganz Griechenland. Allein sie arteten aus, seitdem die Türken, die große Feinde der Hunde sind, sich dieser Insel bemächtigt haben. Die kandischen Hunde sind, wie fast alle orientalischen, eine Art großer Windhunde, denen nichts fehlt, als eine bessere Behandlung, um sehr schöne Hunde zu seyn.

Es gibt in Kandia kein wildes und reißendes Thier; daher bleiben die Schafe auch Tag und Nacht im Freien, und weiden ungestört die balsamischen Kräuter der Berge ab. Bei schlechter Witterung finden sie in den Höhlen Schutz, welche die Natur in die Felsen gegraben hat. Aus der Milch der Schafe und Ziegen bereitet man vortreffliche Käse, von welchen die von Sfachia, einem Flecken auf der südlichen Seite der Insel, allgemein berühmt sind, und in die ganze Levante verführt werden. Von größerer Wichtigkeit ist jedoch die Wolle, welche einen nicht unbedeutenden Handels-Artikel ausmacht.

Hie und da findet man auch Schweine bei den Griechen. Die Türken, welche dieses Thier als unrein verabscheuen, verhindern ihre Zucht auf dem Lande nicht. Die Bienenzucht gedeiht vortrefflich in Kandia; um die Güte des dasigen Honigs darzuthun, dichteten die Alten, daß er die einzige Nahrung Jupiters auf dem Berge Ida gewesen sei. — An allen zum Unterhalte des Lebens nöthigen Dingen hat die Insel einen Ueberfluß; die Küsten sind reich an Fischen, auf den Bergen gibt es sehr viel Wildpret, und in den Ebenen eine außerordentliche Menge rother Rebhühner. Hiezu kommen noch die vielen Zugvögel, welche den Einwohnern eine reiche Quelle von Unterhalt verschaffen. Im Anfange des Winters gibt es eine Menge Mornellkibitze, und wenn die erste Kälte einbricht, die jedoch nie so ist, daß es gefriert, fangen die Bauern auch eine Menge Krammetsvögel und Drosseln, und zwar auf diese Art. Sie tragen eine Menge Lichter in die Orangen- und Citronen-Wäldchen, in welchen sie die Nacht zubringen, und wecken sie durch Geräusch aus dem Schlafe. Durch die Lichter getäuscht, bilden sie sich ein, es sei Tag, fliegen von den Bäumen herab zu den Lichtern, und werden von den Bauern mit hölzernen Peitschen todt geschlagen. Die Bauern füllen ganze Säcke mit ihnen, und tragen sie auf die Märkte in den nächsten Städten.

Kanea, die volkreichste Stadt auf der Insel, in

welcher zugleich auch der stärkste Handel getrieben wird, ist doch nicht die Hauptstadt derselben. Kandia hat diesen Titel beibehalten, so sehr sie auch in der Wirklichkeit gesunken ist. In ihren ehemals beständig mit venetianischen Schiffen angefüllten Hafen, können jetzt nur noch Barken und andere kleine Schiffe einlaufen. Kauffahrtei- und Kriegsschiffe müssen sich nach Standia, einer kleinen, 4 Stunden von Kandia entfernten Insel, begeben, und durch Kähne die Waaren an Bord bringen lassen.

Die Stadt Kandia, auf der Stelle des alten Heraklea, liegt in einer äußerst fruchtbaren, mit schönen Hügeln durchschnittenen Ebene. Von ihren Festungswerken sieht man nur noch Ruinen, welche nach der merkwürdigen Belagerung, welche sie 23 Jahre lang gegen die ganze ottomannische Macht aushalten hat, noch übrig geblieben sind.

Dessen ungeachtet ist Kandia noch immer der Sitz des General-Gouverneurs der Insel, eines Pascha von 3 Roßschweifen, welcher von Konstantinopel geschickt wird.

Nicht weit von Kandia liegen die Ruinen der alten Stadt Cnossus, in welcher Minos seinen Sitz hatte, und deren Einwohner eines der mächtigsten und kriegerischsten Völker auf der ganzen Insel waren. Man erkennt die Stadt jetzt nur noch an ihren Ruinen, von welchen ein großer Theil zur Erbauung des heutigen Kandia verbraucht worden ist.

Eine große Strecke Landes bedecken die Trümmer von Gortyna, welche jetzt noch Bruchstücke von großer Pracht enthalten. Diese im Alterthume sehr berühmte Stadt, übertraf noch Cnossus an Macht und Reichthum. Nahe dabei ist das Labyrinth, welches jedoch nicht das im Alterthume so berühmte gewesen zu seyn scheint. Das Labyrinth von Gortyna war wahrscheinlich ein ungeheuer großer Steinbruch.

Zwischen Canea und Kandia liegt an der Küste des Meeres die kleine Stadt Retimo, welche ehemals Rothymna hieß. Ihre Lage ist entzückend schön und in der umliegenden Gegend ist Ueberfluß an allen Arten von Lebensmitteln. Der Hafen hingegen ist nur für Barken und andere kleine Fahrzeuge brauchbar. Obwohl Retimo wegen der Menge seiner Produkte eine der allervorzüglichsten Handelsstädte auf der Insel seyn könnte, so ist sie doch immer tiefer herabgesunken, und hat das nämliche Schicksal wie Kandia gehabt, daß ein großer Theil seiner Einwohner auswanderte, und sich in Canea niederließ.

Außer dem Hafen von Suda gibt es noch einen eben so großen, bequemen und sichern auf der östlichsten Seite der Insel, in dem durch das Kap Sidero und das Kap Salomone gebildeten Meerbusen; allein hier findet man eben so wenig Wohnungen, als auf Suda. Man sieht nur einige Hütten

von Hirten und eine große Menge Ruinen, welche die Griechen Paleo-Castro vorzugsweise diesem Hafen geben: denn Paleo-Castro nennen sie alle alten Städte.

Bevor ich meine Beschreibung der Insel Kandia beendige, will ich noch eines besondern griechischen Stammes in den Gebirgen von Sfachia auf der südlichen Küste der Insel erwähnen. Die Sfachioten sprechen einen reinern Dialekt als alle übrigen Griechen, leben sehr einfach und dürftig, sind tapfere Krieger und äußerst geschickte Bogenschützen. Viele von ihnen wenden ihren Muth und ihre Geschicklichkeit zur Straßen-Räuberei an, greifen die Reisenden an, und tödten sie; besonders haben sich die Türken vor ihnen in Acht zu nehmen. Sie sollen unter allen Griechen die einzigen seyn, unter welchen sich der Pyrrchische Waffentanz erhalten haben soll.

XV. Bei unserer Abreise aus Canea überfiel uns vor der Einfahrt in die Rhede von Argentiere ein fürchterlicher Orkan aus Süd-West; der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, die Sonne verschwand. Die Insel Argentiere, welche wir vor uns liegen sahen, war gänzlich aus unsern Augen verschwunden; die Gefahr, in welcher wir schwebten, desto größer, weil der Kapitän alle Geistes-Gegenwart verloren hatte. Zum Glücke konnte das von allen Seiten eingeschlossene Meer sich nicht hoch genug he-

ben, und nach vieler Mühe glückte es uns, auf der Rhede der Insel Anker zu werfen.

Die Rhede von Argentiere erhält ihren Schutz südwestlich durch die Insel Milo, nördlich durch die Insel Argentiere selbst, und östlich durch die kleinen Inseln St. Georg und Polino. Auf Argentiere findet man geübte Lotsen, welche die Schiffe durch die vielen Länder und Felsen, die nur durch schmale und gewundene Kanäle von einander getrennt sind, mit der vollkommensten Sicherheit durchführen.

Unterhalb des Dorfes Argentiere ist eine kleine Bucht, in welche nur kleine Fahrzeuge der Eingebornen einlaufen können, und auch diese sind nicht einmal in Sicherheit. Wollen sie sich längere Zeit bei der Insel aufhalten, so müßen sie weiter gegen Nord in den kleinen Hafen St. Nikolo, welcher von einer daselbst erbauten Kapelle des h. Nikolaus seinen Namen hat, fahren. Außer dieser Kapelle sieht man auf der Küste nichts, als Felsen und Einöden.

Der einzig bewohnte Ort auf der Insel liegt auf einem Berge; er hat eine geringe Zahl elender Häuser, aber eine hohe Mauer mit 7 Thoren. An den Häusern vertreten große Löcher mit Läden die Stelle der Fenster; der Fußboden besteht aus bloßer Erde. Vielleicht gibt es aber an keinem Orte der Welt so viele Flöhe, als in diesen abscheulichen Wohnungen. Man wird von diesen Insekten auf das schrecklichste gemartert, sie bedecken nicht nur den ganzen Körper,

sondern nisten sogar auch in die Haare auf dem Kopfe, was mir vorher nie vorgekommen war. Am häufigsten sollen sie jedoch in denjenigen Häusern vorhanden seyn, in welchen säugende Weiber wohnen: denn man behauptet, daß der Geruch der Muttermilch sie anziehe.

Die Bedeckung dieser elenden Häuser besteht in einer Terrasse aus einer Art hölzerner Flechten, auf welche Erde geschüttet, und fest gestampft wird. Heftige Gewitter-Regen durchweichen oft die Terrassen. Anstatt diese zweckmäßiger zu bauen, verlassen sich die Griechen auf den Beistand des Himmels, und glauben, daß wenn sie vor dem Feste der Kreuzerhöhung, drei große Kreuze in dieselben eingraben, diese Figuren das sicherste Vorbauungsmittel gegen die Winter Regen sei. Auch zünden die Griechen an eben diesem Tage, einem der heiligsten Feste der griechischen Kirche, große Feuer an, über welche alle Einwohner dreimal gehen, und dabei gewisse Gebete sagen, in welchen sie Gott um Erhaltung ihrer Gesundheit in dem künftigen Jahre, und um eine reichliche Weinlese ansiehen. Zugleich sind sie auch von der Fruchtlosigkeit ihrer Bitte überzeugt, wenn sie nicht einige Stückchen von der Sesam-Pflanze in das Feuer werfen.

Der Flecken Argentiere, ungefähr aus 200 griechischen Familien bestehend, wurde erst 1646 erbaut. Hinter dem Dorfe liegen einige griechische Ka-

pellen, welche eben so schlecht unterhalten, und so armselig ausgeschmückt sind, wie die Katholische. Sie besitzen jedoch vor allen übrigen Kirchen auf den griechischen Inseln den wichtigen Vorzug, daß sie mit Glocken versehen sind, weil die Muselmänner nicht der Mühe werth halten, den wenigen Einwohnern eines so elenden Landes auch noch dieses Vorrecht zu entziehen. Die Regierung der Insel liegt in den Händen eines Woywoden; den Titel kauft ein Grieche von Argentiere oder von einer der benachbarten Inseln jährlich zu Konstantinopel; er erhebt die öffentlichen Einkünfte, legt willkührliche Geldstrafen auf, und erlaubt sich die schrecklichsten Erpressungen.

Vor dem schrecklichen Kriege der Russen mit den Türken, in welchem jene zum ersten Male in den Archipel eindrangen, sich festsetzten, und aus demselben die Hauptstadt des ottomannischen Reiches bedrohten, soll auf dieser Insel ein weit größerer Wohlstand geherrscht haben.

Die ganze Insel hat kaum 6 Stunden im Umkreise, besteht aus kahlen Felsen und Bergen, welche fast gar nichts hervorbringen. Es gibt weder Getraide, noch Fleisch, noch Gemüse; Gerstenbrod und einige Eier sind alles, was man bekommen kann. Die ganze Industrie der Insulaner schränkt sich gegenwärtig darauf ein, daß sie ein wenig Baumwolle und Gerste bauen, und einige Weinberge bestellen. Der

Wein ist jedoch nicht so gut, als auf den benachbarten Inseln. — Die Einwohner haben keine andern Hausthiere, als einige erbärmliche Esel, eine kleine Anzahl von Schweinen, und einige Hühner. Wenn der Fischfang nicht wäre, und allenfalls die mittelmäßige Jagd, so würde es in der That unmöglich seyn, auf einer Insel zu leben, welche fast an allem Mangel leidet, und sich wegen des Mangels der Flüße und Bäche mit Zisternen-Wasser behelfen muß.

XVI. Die Alten nannten diese Insel Kimola, die Griechen noch heute Kimoli; die Europäer aber legten ihr von den auf ihr entdeckten Silber-Minen den Namen Argentiere bei, welchen sie noch gegenwärtig besitzt. Die Silber-Minen wurden wahrscheinlich wegen ihres unbedeutenden Ertrages aufgegeben. Das vorzüglichste unter den Silber-Bergwerken scheint auf einem hohen Kap, der kleinen Insel St. Georg gegenüber, gelegen zu seyn.

Das Meer bespült den Fuß des Berges, welcher Silber enthalten soll. Hier sammeln auch die Insulaner die berühmte thonartige Substanz, welche ihnen, statt der Seife, zum Waschen des Weißzeuges dient, und von den Alten Cimolische Erde genannt wurde. Sie ist ein Smectis, oder Seifenstein; wenn sie im Wasser aufgelöst wird, so erhalten sich wie bei unserer Seife, der Schaum und die Seifenblase sehr lange. Die meisten Griechen bedienen sich ihrer zum waschen, und nennen sie pylo Tsinnias, d. i. Thon

von Tsinnias, von ihrem Fundorte Tsinnias. Sie wird in die übrigen Inseln und verschiedene andere Gegenden der Levante verführt. Vorzüglich wird diejenige auserwählt, welche vom Seewasser ganz durchdrungen ist. Die Cimolische Erde ist auch ein vortreffliches Mittel, Fettflecken aus wollenen und seidenen Zeugen wegzunehmen. Selbst die Römer bedienten sich ihrer, um die Tücher vom Fette zu reinigen.

Die ganze Insel Argentiere besteht aus vulkanischen Materien; überall sieht man noch Spuren von schrecklichen Wirkungen des Feuers, welches die Natur noch immer in dem Innern der Erde unterhält. An mehreren Orten sind die Felsen ganz kalcinirt; man findet überall eine Menge vulkanischer Produkte, und Olivier fand auch hier, wie auf den Inseln Milo und Santorin, Puzzolan-Erde. Daß noch jetzt die unterirdischen Feuer fortbrennen, sieht man aus dem heißen und rauchenden Wasser, welches auf der nordwestlichen Seite der Insel aus einem Felsen nahe am Meere fließt. Die Hitze des Wassers ist so stark, daß man die Hand nicht in demselben halten kann. Eier werden in wenigen Augenblicken in demselben hart. Es setzt einen gelblichen Satz zu Boden, und bekommt, wenn es kalt wird, eine weiße Farbe; sein Geschmack ist außerordentlich scharf.

Die Griechen halten dieses warme Wasser für das wirksamste Heilmittel gegen Rheumatismen, Gicht und andere dergleichen Krankheiten; sie tauchen näm-

lich ein Stück Leinwand in dasselbe, und legen es auf den leidenden Theil. Der Ort, wo sich das warme Wasser findet, hat keinen Schutz gegen die Sonne, keine Hütte, und nicht einmal einen Baum; kaum gibt es ringsum einen Platz, wo einige Personen sich niedersetzen können. Denn die ganze Gegend ist ein nackter Berg, welcher aus spitzigen, über einander gewälzten Klippen besteht. Eine merkwürdige Erscheinung für Mineralogen ist, daß alle Steine in der ganzen Gegend mit einer dicken Lage einer bläulich aussehenden mineralischen Substanz bedeckt sind.

Nicht weit von diesen warmen Quellen findet man noch die Ueberreste eines ausgebrannten Vulkanes, nämlich die Mündung desselben, aus welchem lange Zeit ein fauler stinkender Dunst aufgestiegen ist, von welchem ihn die Griechen vromo limno, d. i. stinkenden See genannt haben. Jetzt ist dieser Abgrund mit Wasser angefüllt, und der abscheuliche Geruch hat sich ganz verloren.

Auf der nordwestlichen Spitze der Insel führt ein Bezirk den Namen Kedros, weil er mit einer Art von großen Wachholdersträuchen ganz bedeckt ist, welche die neueren Griechen Kedros nennen. Er ist der Juniperus oxicedrus Lin., dessen Saft gelb färbt, und ein gutes Mittel gegen Hautkrankheiten ist.

Unter allen Stauden wird der Mastixbaum, (Shirio Cocco der Griechen) am häufigsten auf der Insel gefunden, der das einzige Holz liefert, dessen man

sich zum Kochen bedient. Seine Früchte geben ein Oel, welches zwar nur zum Brennen taugt, aber von Armen dennoch zu Speisen gebraucht wird. Auch der Safran wächst wild auf den Bergen und zwischen den Felsen, und gibt für dieses armselige Land einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ab. Wenn er trocken ist, dient ein Ei zum Gewichte, ohne daß man sich darum bekümmert, ob das Ei etwas größer oder kleiner, oder ob es alt oder frisch ist; auch macht seine Größe einen nicht unbedeutenden Unterschied in seinem Gewichte.

Das Sitten-Verderbniß, welches dem weiblichen Geschlechte auf Argentiere so bitter vorgeworfen wird, findet jetzt nicht mehr Statt. Die Frauenspersonen besitzen daselbst Bescheidenheit und Zurückhaltung, diese gewöhnlichen Tugenden der orientalischen Frauenzimmer.

Diese Insulanerinnen sind im Ganzen genommen groß, wohlgewachsen und von schöner Gesichtsbildung; allein diese Vorzüge der Natur werden durch die Art, wie sie sich kleiden, wieder verdunkelt. Der Kopf und die Stirne sind mit einem feinen indischen Schawl umwickelt, dessen Farbe gewöhnlich dunkelgrün mit dunkelrothen Flecken ist; unter demselben hängen 2 kleine Büschel glänzend schwarzer Haare über die Schläfe herab. Einige kraus gelockte Enten-Federn von einer prächtig glänzenden oder vielmehr dunklen lasurblauen Farbe stecken sie unter ihren

Schawl, und lassen die lockige Seite derselben über Stirne und Schläfe herabhängen. Die Haare sind mit einem rosenfarbenen Band durchflochten; diese Flechte wird auf dem Scheitel zusammen gerollt, mit einem schwarzen Bande festgebunden, und eine Menge von rothen Bändern auf dieselbe gesteckt. Auf dem Hintertheile des Kopfes wird ein langes Stück Seidenzeug mit einer breiten goldenen Spitze befestigt, und fällt dann frei über den Rücken hinab. Den Hals schmückt ein Halsband von Gold, von Gagath oder Bergwachs, oder auch von Perlen, und an demselben hängt ein Kreuz. Brust und Hals bedeckt ein großes Stück rother Sammet mit goldenen Spitzen und einem himmelblauen Bande besetzt. Unter diesem Bruchstücke geht eine Art seidener Schürzen bis auf die Kniee; in einem rothen Bande, welches wie ein Gürtel umbunden wird, und von welchem auf einer jeden Seite ein Ende herabhängt, wird auf der linken Seite ein Nasentuch befestigt. Das Oberkleid macht bei dieser Tracht das reichste Stück aus; es ist mit rosenfarbenen Bändern eingefaßt, auf welche durchbrochene Goldspitzen genäht werden. Es reicht nicht über die Kniee hinab, unter welchen die baumwollenen Unterbeinkleider gebunden werden, welche das ganze weibliche Geschlecht im Oriente trägt. Der bloße Theil des Knies wird gleichfalls umbunden. Das sonderbarste Stück dieses Anzuges sind die Aermel, welche wirklich außerordentlich und ganz unge-

heuer sind. Zuerst reichen sie bis an den vordern Arm, wo sie mit einem rosenfarbenen Bande festgebunden sind; dann werden sie wieder zurückgeschlagen und in großen weiten Falten auf der Schulter so befestigt, daß dieselben sehr hoch und steif empor stehen, und der Kopf von beiden Seiten gleichsam in den Schultern zu stecken scheint. Diese Aermel, mit goldenen Spitzen geziert, fallen bis auf die Beine herab, und bedecken vollkommen die beiden Seiten des Körpers. Ein ähnliches Brokat, wie auf der Brust befestigt wird, kommt auch auf den Rücken; eine kleine silberne Borde fällt über die Schultern herab und drei große Büschel Bänder, deren mittlerer hellblau, die beiden andern rosenfarben sind, hängen queer zwischen den Schultern. Ueber den Rücken bis in die Mitte der Schenkel hängen zwei dicke und faltige Baumwollzeuge, welche durchaus steif sind, und wie kleine auf die Person fest gebundene Matrazen aussehen. Die Frauenzimmer wenden alle mögliche Kunst an, um den Beinen ihrer ganzen Länge nach eine gleiche Dicke zu geben, so daß sie, wie wahre Pfeiler aussehen. Sie ziehen daher mehrere Paar Halbstrümpfe von verschiedener Größe über einander an, damit der untere Theil des Fußes dadurch ausgefüllt wird, und eine gleiche Dicke mit den Waden bekommt. An den Füßen tragen sie eine Art von Pantoffeln aus Seidenzeug mit niedrigen Absätzen, dünnen Sohlen, deren Spitzen lang und zurück gebogen sind.

Die hier beschriebene Kleidung ziehen sie jedoch nur zum größten Staat an, und gewöhnlich tragen sie eine einfachere, aber immer aus den nämlichen Stücken bestehende, die nur gröber und weniger verziert sind.

Die gewöhnliche Beschäftigung dieser Insulanerinnen besteht in Baumwollespinnen, Strümpfe- und Mützen-Stricken. Zu Hause, wie in den Straßen, sieht man sie immer mit der Spindel oder dem Strickzeuge in der Hand.

Die Männer treiben Handel; einige geben sich mit dem Fischfange ab, andere mit dem Ackerbaue, und sehr wenige mit der Jagd; die ganz armen Klassen endlich hüten die wenigen Schaf- und Ziegen-Heerden, denn es gibt auf der Insel weder Ochsen, noch Kühe, noch irgend eine andere Art Vieh

Einige Einwohner von Milo und Argentiere halten auch Heerden auf der Insel Polino, welche die Europäer die Verbrannte nennen, weil die Venetianer in ihren langwierigen Kriegen mit den Türken die große Menge von Oelbäumen, mit welchen diese Insel bedeckt war, verbrannt haben. Sie liegt gegen Ost von Argentiere, und ist durch einen, nur eine Viertelstunde breiten, Kanal davon getrennt. Sie gehörte bei meiner Anwesenheit daselbst einigen Privatleuten von Milo und Argentiere.

XVII. Ich hatte mir die Insel Argentiere und die sehr nahe gelegene Insel Milo, zu einem

festen Punkt erwählt, auf welchen ich von meinen verschiedenen Streifzügen im Archipel immer zurück kam. Die Menge europäischer Schiffe, die beständig daselbst vor Anker lagen, die Anwesenheit eines französischen Konsuls, und die friedliche Ruhe, welche daselbst herrschte, machte mir hier den Aufenthalt sehr angenehm. Dort schrieb ich auch die Bemerkungen, welche ich auf den andern Inseln gemacht hatte, und die ich, weil sie eben so gut auch auf die Einwohner der genannten Inseln passen, hier am schicklichsten Ort mitzutheilen glaube. Es sind allgemeine Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Nachkommen eines großen Volkes, welche jetzt unter dem Joche einer barbarischen Nation sind; sie sind die moralische Geschichte der Griechen im Archipel. Um häufige Wiederholungen zu vermeiden, findet hier der Leser in einem Gemälde die Eigenschaften der verschiedenen, auf den Inseln des ägäischen Meeres zerstreuten Völkerschaften und ihre Gebräuche, weil sämmtliche Völker ungefähr die nämlichen Eigenschaften und Gebräuche haben.

Die Lebensart im Archipel ist äußerst einfach; der Luxus kann unmöglich aufkommen: denn ihre Tyrannen lauern ununterbrochen auf jede Spur eines größern Wohlstandes. Die Griechen müssen daher sowohl keinen Gewinn bei dem Handel, und keinen Wohlstand bei dem Ertrage ihrer Ländereien ahnen lassen; darum findet man nichts als Elend und Ar-

muth, und nur selten Spuren von einigem Wohlstande.

Der Neugriche ist sehr abergläubisch. Schon bei seinem Eintritte in die Welt umringt ihn das ganze Gefolge des Aberglaubens, und begleitet ihn durch sein ganzes Leben. Die Art, wie er auf die Welt kommt, ist zu sonderbar, als daß ich sie nicht ausführlicher beschreiben sollte. Ich habe Gelegenheit gefunden, bei der Niederkunft einer Frau in jenem Lande gegenwärtig zu seyn, und da ich der erste bin, der davon spricht, so will ich mich bei diesem für die Geschichte der Menschheit so interessanten Gegenstande etwas länger verweilen.

Die Frau, deren Niederkunft ich beiwohnte, hatte kaum das 18. Jahr ihres Lebens zurück gelegt; sie war groß, wohlgewachsen, von einem starken Körperbaue und so vorzüglich schön, daß die Griechinnen des Alterthums sie beneidet haben würden. Bei den Vorboten der Niederkunft wurde sie in ihr Zimmer geführt, und ich erhielt die Erlaubniß, ihr dahin folgen zu dürfen. Die Hebamme mit ihrer Gehülfin glich vollkommen einer Sybille; ihre Antworten auf meine Fragen konnten nach ihrer Dunkelheit für eben so viele Orackelsprüche gelten. Auch brachte sie eine Art von Dreifuß mit, welcher aus 2 gerundeten und ein wenig convexen Stücken bestand, welche in einem spitzigen Winkel an einander befestigt sind, und an welchen da, wo sie zusammen stoßen, noch ein anderes

faches, zum Sitzen eingerichtetes Stück angebracht ist. Das Ganze ist nachlässig mit alten Lumpen umwickelt, und recht auf drei niedrigen Füßen, wovon einer das an dem spitzigen Winkel befindliche kleine Bänkchen unterstützt, die beiden andern aber an den zwei Armen ziemlich weit vorne angebracht sind. Die vorsichtige Hebamme fing ihr Geschäft damit an, daß sie alle Schlösser, Thüren, Schränke, und überhaupt alles, was nur in dem Hause mit einem Schlüssel verschlossen wurde, aufmachen ließ. Diese Vorsicht muß auf das strengste beobachtet werden. Auch werden nach eben diesem lächerlichen Vorurtheile, nur Weiber in dem Hause geduldet, und die Mädchen müssen es schlechterdings verlassen. Mir wurde angedeutet, daß ich, wenn ich bei der Entbindung gegenwärtig seyn wollte, das Zimmer nicht eher verlassen dürfte, bis dieselbe ganz vorbei seyn würde. Sobald die Niederkunft ihren Anfang genommen hat, darf Niemand das Zimmer verlassen, und eben so wenig Jemand herein kommen. Wer das Zimmer verläßt, ladet eine Art Verunreinigung auf sich, durch welche er so lange von dem Umgange mit allen andern Personen ausgeschlossen wird, bis ein Priester ihn eingesegnet, und dadurch wieder gereinigt hat.

Bei der Ankunft der Wehen nöthigte man die Mutter, unaufhörlich in der Stube auf und abzugehen; und wenn sie Miene machte, sich vor Schmerz oder Müdigkeit niederzusetzen, so ergriffen sie die bei-

den Alten unter den Armen, und zwangen sie immer fort zu gehen. So oft Wehen eintraten, mußte sie sich vorwärts über das Bett legen, und die vor ihr stehende Hebamme drückte ihr beide Weichen so stark, als sie konnte, mit den Händen zusammen und fuhr damit so lange fort, bis die Wehe ganz vorüber war; alsdann ging man die Stube wieder auf und ab, bis eine neue Wehe eintrat, und die Frau sich abermals in die obige Lage setzen, und von der Hebamme drücken lassen mußte.

Während die junge Griechin ihre Wehen verarbeitete, unterhielt ich mich mit der alten Hebamme über ihre Kunst, und fragte sie unter andern: was sie in solchen Fällen zu thun pflege, wo das Kind eine falsche Lage habe? Sie versicherte, daß dieser Fall gar nie vorkomme; wenn er aber eintrete, so bemühe sie sich, dem Kinde durch eine geschickte Wendung eine bessere Lage zu geben, und wenn auch dieses fehl schlüge, so bliebe ihr noch ein Mittel übrig, welches seine Wirkung noch nie verfehlt habe und ganz untrüglich geworden sey; sie wende sich an den Mann, und übertrage ihm vollends das Geschäft der Entbindung. Nach der Meinung der Weiber in diesem Lande besitzen nämlich alle Ehemänner die Gewalt, alle Hindernisse zu heben, welche sich der Entbindung ihrer Frauen entgegen stellen können, und diese magische Kraft besteht bloß darin, daß sie mit ihrem Schuhe dreimal auf den Rücken der Kranken schlagen, und

dabei jedesmal rufen: Ich habe dich geladen, und jetzt will ich dich ausladen.

Als der entscheidende Augenblick herannahte, setzte sich die Hebamme vor die Frau, jedoch ein wenig niedriger, und hinter die junge Frau auf einen höhern Stuhl setzte sich die Gehilfin, welche sie um den mittleren Leib mit beiden Armen umfaßt hielt. Es dauerte nicht lange, so kam das Kind auf die Welt, und sobald es von der Nachgeburt getrennt war, hob die Gehilfin die Wöchnerin mehrmal in die Höhe, und zwar gerade über den Dreifuß, und ließ sie dann plötzlich und sehr unsanft wieder auf denselben herab fallen. Dieses Schütteln dauerte so lange, bis die Entbindung gänzlich vollendet war. Zu meiner größten Verwunderung sah ich jedoch selbst, daß die junge Wöchnerin sich nicht darüber beklagte, und sich selbst ohne besondere Zeichen von Schwächen und Müdigkeit in ihr Bett legte. Sie bekam auch bald wieder eine sehr frische und lebhafte Farbe, nahm eine Menge Glückwünsche an, und beantwortete sie so munter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Nicht weniger merkwürdig ist die Art, wie die Griechinnen nach ihrer Niederkunft behandelt werden. Sobald nämlich die Frau wieder in ihr Bett sich gelegt hatte, so wird sie von dem Busen bis auf die Hüfte mit einer breiten, baumwollenen Binde umwickelt, und diese fest zugeschnürt. Am ersten Tage legt ferner die Hebamme der Wöchnerin einen Ver-

band von getrockneten, und in Wein und Honig gekochten Rosen auf, und nach mehreren mit dieser Mischung vorgenommenen sorgfältigen Abwaschungen, bleiben die Rosenblätter bis zum andern Morgen liegen. An allen folgenden Tagen aber läßt man es bloß bei Bähungen mit Baumwolle, welche in heiße Baumwolle getaucht wird, bewenden, und außerdem wird noch abwechselnd gepülverter Zimmet oder Kümmel aufgebunden. Man braucht aber immer nur eines von diesen aromatischen Pulvern auf einmal, und wechselt mit jedem Verbande ab.

Statt des Weines, dessen man sich nur bei zärtlichern Frauen bedient, wird gewöhnlich Branntwein genommen, welcher aber ein heftiges und schmerzhaftes Brennen in diesen Theilen verursacht. Dieser Verband wird regelmäßig acht Tage Morgens und Abends wiederholt, die Wöchnerin mag sich wohl befinden oder nicht. Höchst seltsam ist die Art, wie er aufgelegt wird. Die Hebamme steigt nämlich jedesmal über das Fuß-Ende auf das Bett der Wöchnerin, stellt sich zwischen die Beine der Kranken, faßt sie mit beiden Händen, und gibt ihr mit dem Fuße, welchen sie sehr fest und genau auf die Theile stellt, welche am meisten gelitten haben, drei so harte Stöße, als sie nur immer kann.

Am Abende des achten Tages wird ein Ei hart gesotten, geschält, mit einigen der oben angeführten Gewürze bestreut, und mit breiten Binden an dem

Orte fest gebunden, welchen die Hebamme mit ihrem Fuße getreten hat, und zwei oder drei Stunden liegen gelassen. Mit dieser Operation endigen sich alle Dienstleistungen der Hebamme.

Obwohl die Griechen ihre Wäsche mit Seewasser reinigen, so darf doch die Wäsche, welche in dem Wochenbette gebraucht worden ist, nicht in demselben rein gemacht werden, weil sie fest überzeugt sind, daß die Wöchnerin unfehlbar sterben müßte. Auch darf die Wöchnerin nicht, wenn sie ausgeht, von einem Sterne sich erblicken lassen, aus Furcht von einem Stern ergriffen, und nach dem gemeinen Vorurtheile nebst ihrem Kinde von ihm getödtet zu werden. Wenn die Wöchnerin zum ersten Male aus dem Bette steigt, so setzt sie, ehe sie den Fuß auf die Erde bringt, denselben auf ein Stück Eisen, damit sie so stark, wie dieses Metall werde. Geht sie in ein fremdes Haus, so legt sie einen Schlüssel oder ein anderes Stückchen Eisen auf die Schwelle, damit sie nicht die verderblichen Einflüsse, welche sie umringen, in das Haus bringe.

Die Art, wie man im Archipel die neugebornen Kinder behandelt, ist ebenso, wie die Behandlung der Mutter, eine seltsame Mischung von nützlichen und abergläubischen Gebräuchen. Das neugeborne Kind wird in lauem Wasser gewaschen, und dann vom Kopfe bis zu den Füßen mit Salz bedeckt, um es gegen Würmer und alle Hautkrankheiten zu verwahren.

Hierauf wird es in Windel gewickelt in sein Bett gelegt, und neben dasselbe auf beiden Seiten ein Stück Brod und ein verarbeitetes Stück Holz. Das Brod soll verhindern, daß das Kind sein ganzes Leben keinen Hunger leide; und das Holz, daß es so ruhig sey, wie dasselbe. Wenn ein Kind zu Bette gebracht wird, so müssen alle in dem Zimmer befindlichen Personen so lange bleiben, bis dieses Geschäft in gehöriger Ordnung verrichtet ist. Ein Verstoß dagegen könnte dem Kinde den größten Nachtheil bringen. Zu viele Bewegungen um das Bett, unbedachtsame Worte, Blicke sogar können dem Kinde Gefahr bringen; daher bleiben alle Anwesenden während dieses Geschäftes unbeweglich stehen, und beobachten ein religiöses Stillschweigen. Als ich, während ein Kind gewickelt wurde, die Bemerkung machte, daß es ein allerliebstes Wesen sey, rief die Hebamme sogleich, welche das Geschäft verrichtete, mit Ungestüme: Knoblauch in deine Augen! und spie hierauf mit der nämlichen Lebhaftigkeit und wiederholt dem Kinde in das Gesicht, durch welches Mittel glücklicher Weise der verderbliche Zauber meiner unschuldigen Worte wieder gehoben wurde. Dieses Speien in das Gesicht ist jedoch ein uralter Gebrauch, um die Wirkung der Zaubermittel zu verhindern.

Gegen den Einfluß eines bösen Blickes, welcher so gefährlich für Kinder, wie für Erwachsene ist (denn er bedeutet nach der Idee der Griechen Eifersucht und

Neid) ist ein vortreffliches Mittel, daß man an dem Eingange in das Haus und in die Zimmer, in welchen kleine Kinder sich befinden, Knoblauch aufhängt. Um die Kinder desto gewisser gegen diese Art von Bezauberung zu bewahren, hängt man ihnen ein kleines Säckchen mit drei kleinen Stückchen Kohle und drei Salzkörnern um den Hals. Auch die Erwachsenen tragen den Knoblauch als Amulet gegen diese Art von Bezauberung.

Mit diesen albernen Mitteln, die kleinen Kinder gesund und wohl zu erhalten, verbinden die griechischen Weiber auch noch andere, welche ganz schädlich zu seyn scheinen. Bei dem geringsten Schmerze, welchen die Kinder zu haben scheinen, nimmt die Mutter ihre Zuflucht zum Theriak, als einem allgemeinen und fast unschädlichen Mittel u. s. w.

Das Stillen der Kinder dauert gewöhnlich ein ganzes Jahr, und nie fällt es einer Griechin ein, diese heilige Mutterpflicht durch eine andere um Lohn verrichten zu lassen. — Die Griechen eilen nicht so sehr wie die Katholiken, ihre Kinder taufen zu lassen, und bei der ärmern Klasse, ist gewöhnlich, es so lange anstehen zu lassen, bis das Geld, welches dem Pope bezahlt werden muß, verdient ist. Dieses dauert oft sehr lange, und die Popen thun eben so wenig, wie unsere Geistlichen, irgend etwas umsonst.

In dem glücklichen Klima von Griechenland erreichen beide Geschlechter weit früher, als in unsern

nördlichen Gegenden, ihre vollkommene Reife. Nicht selten sind Mädchen auf den Inseln im Archipel im 10. Jahre mannbar, und nach dem 13—14 Jahre gewöhnlich vollkommen ausgewachsen. Die Griechinnen haben vermöge dieser frühzeitigen Reife des Körpers alle ein lebhaftes feueriges Temperament; sie sind sehr empfänglich für Eindrücke der Liebe, und hängen mit der glühendsten Leidenschaft an dem geliebten Gegenstande.

Wie aber diese Mädchen mit der bezaubernden Liebenswürdigkeit der Fackel der Liebe folgen, so treten sie auch mit aller weiblichen Würde an Hymens Altar. Im ganzen Oriente ist es eine allgemeine Sitte, daß kein Mädchen ohne die Erstlinge ihrer jugendlichen Blüte zu besitzen, an Hymens Altar treten darf; der entgegen gesetzte Fall ist immer dem Mädchen öffentlicher Schimpf und Entehrung, ja in manchen Gegenden gereicht der Mangel derselben sogar zu einem wirklichen Verbrechen.

Die Griechinnen leben eben so frei und zwanglos, wie die Europäerinnen, und erfüllen daher jene Verbindlichkeit nicht immer auf das genaueste. — Die Mädchen im Archipel wenden mit Unbefangenheit mehrere Mittel an, um mit Gewißheit zu erfahren, ob der Gegenstand ihrer Liebe ihr Gatte werden wird, oder wenn ihr Herz noch frei ist, um den Mann kennen zu lernen, welchen Hymen ihnen bestimmt. Der heilige Johannes ist in diesem Punkte der

Schutzpatron aller Griechinnen; an ihn wenden sie ihre Bitten und Gelübde, um durch seine Vermittlung eine baldige Veränderung ihres Zustandes zu bewirken. Den Abend vor dem Feste dieses Heiligen kommen sie zusammen, und lassen Wasser aus der Zisterne holen, wobei aber die Person kein Wort reden darf. Dieses Wasser heißt das geheime; mit demselben wird ein Gefäß gefüllt, welches man mit einem Deckel schließen kann. Jedes Mädchen legt in dasselbe einen Apfel, welchen sie sehr sorgfältig bezeichnet, um ihn für den ihrigen wieder zu erkennen. Am Tage des h. Johannes wird das Gefäß mit einer religiösen Sorgfalt geöffnet, und von jedem Mädchen eine kleine Quantität geheimen Wassers nebst ihrem Apfel in ein kleineres Gefäß geschüttet. Ueber dieses machen sie mit einer außerordentlichen, inbrünstigen Andacht dreimal das Zeichen des Kreuzes, und sagen dabei folgende Worte: „Großer, heiliger Johannes! gieb, daß wenn ich N. heirathen soll, dieses Gefäß sich rechts umdrehe, daß es sich aber links drehe, wenn er mein Gatte nicht werden soll.“ Das Mädchen, welches dieses Gebet verrichtet hat, faltet hierauf die Hände so, daß die Daumen in die Höhe stehen; eine ihrer Freundinnen faltet auf die nämliche Art die Hände. Zwischen den vier in die Höhe stehenden Daumen wird das Gefäß gestellt, und dieses fehlt dann nie, wie man sagt, sich von freien Stücken rechts oder links

zu drehen, um zu bestimmen, ob der bezeichnete Mann der Gatte des Mädchens werden wird oder nicht. Alle übrigen Mädchen befragen dann dieses seltsame Orakel auf die nämliche Art.

Bei diesem ersten Versuche lassen es jedoch die Griechinnen an diesem Tage nicht bewenden. Nach dieser Probe waschen sie sich auch mit dem geheimen Wasser, gehen in die Straße, und der erste Mann, dessen Namen sie hier aussprechen hören, ist der ihnen vom Schicksal bestimmte Gatte.

Auch die Mütter beobachten die obliegenden Gebräuche. Sie stoßen am Johannes-Tage das Salz, mit welchem sie ihre neugebornen Kinder bedecken, mit mancherlei Ceremonien fein, und heben es sorgfältig auf. Am Vorabende dieses Festes legen sie einen andern Apfel in ein Gefäß mit Wasser, der ebenfalls bis zum andern Morgen liegen bleibt, und das köstlichste Geschenk der Liebe oder Freundschaft ist. Die Frauen geben ihn dem Manne, welcher ihnen nach ihrem Gatten der liebste ist, und die jungen Griechen setzen den höchsten Werth darin, einen solchen Apfel als Pfand der Liebe oder der vorzüglichsten Freundschaft zum Geschenke zu erhalten.

Im Archipel, wie überhaupt in einem großen Theil des Orients, gebraucht man fast unaufhörlich Mastix, um die Zähne gesund zu erhalten, und einen lieblichen Athem zu bewirken. Da aber nicht alle Weiber im Archipel im Stande sind, sich Mastix von

Scio zu verschaffen, so bedienen sie sich des Harzes der Attractilis gumifera Lin., einer auf Milo und Argentiere wild wachsenden Pflanze.

Obwohl die meisten Griechinnen schon von Natur eine frische und blühende Gesichtsfarbe haben, so suchen sie doch die Lebhaftigkeit des Kolorits durch die Kunst zu erhöhen. Jedoch sind die Mittel, welche sie anwenden, höchst einfach; auch bedienen sie sich keiner scharfen, kaustischen und die Haut austrocknende Säfte dazu. — Ein seltsamer Gebrauch, den die Frauenzimmer im ganzen Archipel aus Eitelkeit beobachten, besteht darin, daß sie vom ersten März bis Ostern den vordern Arm nahe an der Handwurzel mit Seidenfäden von verschiedener Farbe umwickeln, und es für ein zuverlässiges Mittel halten, um sich gegen die Hitze im Monat März, welche nach ihrer Meinung der Gesichtsfarbe am nachtheiligsten ist, zu schützen. In der Osternacht, die von allen Griechen fast ganz in der Kirche zugebracht wird, zünden die Frauenspersonen vor der Thüre Feuer an, werfen alle diese Fäden hinein, und bitten dabei Gott, daß er von jedem Vater, welcher seine Tochter lieb habe, das Unglück abwenden möge, sie durch die Hitze des Märzes verunstaltet zu sehen.

Die Griechen sehen es für eine Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft an, sich jung zu verheirathen. Alle ihre Verbindungen werden aus Liebe geschlossen, und nie mischt sich niedriger Eigennutz ein. Daher

haben auch Ehescheidungen, obgleich sie bei den Griechen erlaubt sind, meistens nur in den größern Handelsstädten Statt. Die eheliche Liebe in ihrer ganzen Stärke ist eine von den achtungswerthesten Tugenden, welche man an den Neugriechen zu rühmen hat.

Wenn die beiden Familien der jungen Leute wegen des Heirathsgutes übereingekommen sind, so wird sogleich der Hochzeittag bestimmt. Das junge Paar wird mit einem großen Gefolge, unter Gesängen und Tänzen, und gewöhnlich unter Vortragung von Fackeln, als den Sinnbildern Amors und Hymens, in die Kirche geführt. Sobald das Brautpaar aus dem Hause tritt, so wird es von allen Seiten mit Baumwollkörnern geworfen; dieß geschieht noch einmal in der Kirche, im Augenblicke der priesterlichen Einsegnung, um dadurch den jungen Leuten ein glückliches Leben und so viele Jahre zu wünschen, als man Körner auf sie geworfen hat. Braut und Bräutigam wählen sich einen Pathen, welche so lange bei ihnen bleiben, bis die Ceremonie ganz vorüber ist. An der Thüre der Kirche setzt der Pope dem Brautpaare zwei Kränze von Blättern, welche mit Bändern und Spitzen verziert sind, auf das Haupt, und segnet auch zwei Ringe ein, einen von Gold, und den andern von Silber, und steckt sie ihnen an die Finger. Während der Feierlichkeit vertauscht er Kränze und Ringe öfters, doch so, daß am Ende der goldene Ring dem Manne, und der silberne der Frau bleibt. Hierauf

nehmen die nämlichen Umtauschungen die Pathen, dann auch alle Verwandten vor. Endlich beschließt der Pope die Ceremonie damit, daß er ein Brod in kleine Stücke zerschneidet, und diese in einen großen Becher voll Wein legt. Hievon nimmt er einen Löffel zuerst für sich, und theilt dann auch an das Brautpaar und alle Anwesende davon aus. In der nämlichen Ordnung, wie der Zug ausgegangen war, kehret er wieder in das Haus zurück. Da die Griechen Freunde von festlichen Gelagen der Art sind, so bringen sie oft mehrere Tage bei einer solchen Hochzeit zu.

Die Arzneikunde besteht auf allen griechischen Inseln größtentheils nur in geheimnißvollen, abergläubischen Gebräuchen, und es gibt auf keiner derselben eigentliche Aerzte, welche man aber wegen der Vortrefflichkeit des Klimas gar nicht vermißt. In den gewöhnlichen Krankheiten wendet man sich an eine alte Frau, die irgend ein empirisches Rezept besitzt, und braucht dasselbe ohne Unterschied, jedoch häufig mit dem besten Erfolge.

Bei dem Tode geliebter Personen legen die Griechen die lebhaftesten Aeußerungen des tiefsten und wahresten Schmerzes an den Tag. Mit den heißesten Thränen rufen sie ihrem abgeschiedenen Freunde das zärtlichste Lebewohl nach. Die Gräber der Verstorbenen besuchen oft die zurückgelassenen Gatten, Kinder, Verwandte und Freunde, und tragen ihnen häufig

Geschenke von Kuchen, Wein, Reis, den ausgesuchtesten Baumfrüchten, und andern mit Blumen und Bändern gezierten Speisen auf das Grab. Dort werden sie unter die Umstehenden vertheilt, und sogleich verzehrt. Diese Mahlzeit zum Gedächtnisse des Verstorbenen heißt Coliva, und wird jedes Mal unter unzähligen Thränen gefeiert. Auch wird ein ganzes Jahr alles Fleisch und alle Früchte, welche der Verstorbene gegessen haben würde, unter die Armen vertheilt. Zum Zeichen des Schmerzes und der Trauer lassen die Männer den Bart wachsen, die Weiber vernachlässigen den Anzug und alle öffentlichen Zusammenkünfte; sogar die in der Kirche werden auf das sorgfältigste vermeidet.

XVIII. Der Ackerbau, gewöhnlich bei allen Nationen die reichste Quelle des Wohlstandes, kann unter einer willkührlichen und gewaltsamen Regierung keine Fortschritte machen. Die Griechen verrichten ihre Feldarbeiten mit Nachlässigkeit, und glauben diese durch abergläubische Gebräuche, welche sie streng beobachten, wieder gut machen zu können. Der erste Tag der Aussaat ist für den Besitzer von Ländereien ein Fest; er zieht seine besten Kleider an, ladet seine Freunde ein, und verlebt den Tag in Herrlichkeit und Freude. So lange die Aussaat dauert, darf keinem Nachbar weder Feuer gegeben, noch ihm erlaubt werden, dieses aus dem Hause zu holen. Dieß

ist die einzige Vorsicht, durch welche die Griechen ihr Getreide gegen die Fäulniß zu schützen suchen.

Unter den Getreide-Arten ist jene, welche sie diminiti, das Zweimonatliche nennen, besonders merkwürdig, weil es vom Tage seiner Aussaat nur zwei, höchstens drei Monate zu seiner Reife nöthig hat. Sie gibt verhältnißmäßig mehr Mehl, als die übrigen Getreide-Arten, und das aus ihnen bereitete Brod ist schöner und geschmackvoller, als alle andern.

Bei der Aerndte bedient man sich in Griechenland der Sicheln. Auf einer in der Mitte des Feldes zugerichteten Tenne treten Ochsen und Esel die Aehren aus; und das Getreid wird 40—50 Tage lang in besonders dazu bereiteten Löchern in der Erde vergraben.

Die Jagd ist auf allen Inseln im Archipel äußerst ergiebig, aber auch fast auf allen im höchsten Grade beschwerlich, weil der Boden zur größern Hälfte mit dickem Gesträuche und mit Steinen und Felsenklippen bedeckt ist. Hasen sind häufig vorhanden, sie unterscheiden sich von den unserigen durch ihre graue Farbe. Die Griechen im Archipel sind übrigens leidenschaftliche Freunde der Hasen-Jagd; sie verfolgen diese Thiere auf die höchsten Gebirge, springen über Abgründe und klettern auf die höchsten Felsen.

Kaninchen findet man auf allen Inseln des Archipel, und sogar auf den kleinen unbewohnten Inselchen. — Eigentliche Jagdhunde traf ich auf den

Inseln nicht, dagegen eine vortreffliche Race von Spürhunden, welche unternehmend, feurig und unermüdlich sind. Sie haben fast alle ohne Ausnahme äußerst kleine, aber sehr feurige und lebhafte Augen.

Die übrigen vierfüßigen wilden Thiere sind auf den griechischen Inseln nicht zahlreich. Wölfe gibt es gar keine, aber auf den größern Inseln, z. B. auf Scio Füchse, welche kleiner als die unsrigen sind, aber einen dickern und buschigtern Schwanz haben. Maulwürfe sind überhaupt auf diesen Inseln, wie im ganzen Oriente selten. Die Griechen nennen sie blinde Ratten. Mäuse, Marder, Wiesel und Ratten sind sehr häufig vorhanden.

Die Wiesel, welche schon bei den Aegyptern in Thebais göttlich verehrt wurden, werden noch fast in der ganzen Levante geachtet. Die Türken und Griechen lassen dasselbe frei und ungehindert in ihren Häusern leben; mag es auch noch so viele Verwüstungen anrichten, so hat es doch nicht das Geringste zu befürchten. Die griechischen Weiber behandeln es auch mit einer Höflichkeit, welche äußerst komisch ist. Wenn sie eine Wiesel in ihrem Hause erblicken, so rufen sie ihr sogleich entgegen: „Seyen sie bestens willkommen, meine schöne Dame, fürchten sie nichts, es soll ihnen von Niemand Leid zugefügt werden; kommen sie näher, sie sind hier zu Hause," u. dergl. Die Wiesel haben nach ihrer Behauptung Gefühl für diese höfliche

Behandlung, und zernagen aus Erkenntlichkeit nichts; dagegen würden sie alles im Hause zu Grunde richten, wenn man mit Grobheit und Härte gegen sie verführe.

Man findet in der Levante fast alle Arten von Vögeln, welche wir bei uns kennen, sie mögen nun beständig daselbst leben oder nur durchziehen. Die Ankunft der letztern auf den griechischen Inseln richtet sich nach den daselbst herrschenden Winden. Eine andere allgemeine Bemerkung ist, daß alle diese Vögel bei ihrem Streichen im Frühlinge, das heißt, wenn sie zu uns zurück kehren, in weniger zahlreichen Zügen reisen, und weit mehr vereinzelt und zerstreut sind, als bei ihrer Herbstwanderung. Merkwürdig ist endlich noch, daß sie, im Ganzen genommen, im Frühling sämmtlich sehr mager, hingegen bei ihrer Ankunft im Herbste außerordentlich fett sind.

Die Produkte des Meeres sind äußerst mannigfaltig und eine Quelle von Reichthum für die Insulaner.

Die Meer-Schildkröten sind auf allen Küsten von Griechenland, besonders auf jenen von Morea sehr häufig; die Land-Schildkröten hingegen schienen mir auf den Inseln selten zu seyn. Ihr Fleisch ist jedoch nicht gut zu essen. Zuweilen macht man einen sehr sonderbaren Gebrauch von ihnen; sie müssen nämlich die Häuser von der ungeheueren Menge Flöhe reini-

gen, welche sich besonders im Sommer in denselben befinden.

Das Meer enthält in diesen Gegenden einen unerschöpflichen Vorrath von Lebensmitteln für die Bewohner der Insel. Allein die Fischerei befindet sich, wie alle andern Zweige der Industrie durch die Schuld der despotischen Regierung in einem höchst elenden Zustande, und die Fische sind in allen diesen Inseln weit seltener und theuerer, als sie eigentlich seyn sollten. Von den mancherlei Arten derselben, welche auf dem mittelländischen Meere in ungeheuerer Menge vorhanden sind, will ich nur einige anführen, und zwar diejenigen, welche hauptsächlich daselbst gefangen werden. Nämlich die Scaren, eine Art Seebrachsen, der Seebarsch, der Geißbrassen (Sparus sargus Lin.), der Sackflößer, gleichfalls aus dem Brassengeschlechte, der Rothfeder König (mullus imberbis Lin.), ein seltener Fisch im Archipel. Sehr häufig wird die eigentliche Rothfeder (mullus barbatus Lin.) gefangen, welche in dem alten Rom auf den Tafeln selbst unter großen Gläsern bei langsamem Feuer gekocht wurde, damit die Gäste zusehen konnten, wie die prächtige rothe Farbe des Fisches nach und nach in verschiedenen Schattirungen erlosch.

Obgleich die Seepolypen weniger schmackhaft, und auch nicht so gesund sind, wie die Fische, so schätzen sie die Griechen doch sehr, weil sie während der ganzen Dauer ihrer Fasten keine Fische essen dürfen. Man

findet an ihren Küsten fast alle Arten von diesen Thieren, vorzüglich aber eine Menge von Tinten-Fischen; da aber bei dem schlechten Zustande der Fischereien von den letztern lange nicht so viel gefangen werden, als für die eigenen Bedürfnisse der Bewohner nöthig sind, so werden ihnen jährlich von den Küsten der Barbarei große Ladungen von Tinten-Fischen zugeführt. Des sehr weichen und zerreiblichen Rückenknochens dieses Polypen bedienen sich die griechischen Frauenspersonen als eines Nadelkissens. In einigen Gegenden kalciniren sie denselben, zerreiben ihn zu einem äußerst feinen Pulver, und färben sich die Augenbraunen damit schwarz.

Unter den Schaalthieren findet man vorzüglich häufig Austern, Stein-Muscheln, Gien- oder Breit-Muscheln, Trompeten-Schnecken, Mies- oder gemeine Küchen-Muscheln, Tell-Muscheln und noch viele andere; besonders aber essen die Griechen sehr viele See-Igel, welche auf den Küsten ihrer Inseln häufig gefangen werden. Es gibt deren schwarze, violette, purpurfarbene, röthliche und weiße; alle haben jedoch ein safrangelbes Fleisch. Sie sind weit fetter im Winter, und wie man behauptet, zur Zeit des Vollmondes. Auch die Seenesseln, mit denen die Felsen, an welche des Meeres Wellen häufig anschlagen, oft ganz überdeckt sind, werden von den Bewohnern der griechischen Inseln, besonders zur Fastenzeit in Menge gegessen.

Im Frühjahre ziehen die griechischen Fischer durch den ganzen Archipel, um Schwämme aufzusuchen. Diese Zoophyten werden auf den Felsen unter der Oberfläche des Meeres häufig gefunden, und machen einen besondern Handelszweig aus. Die Fischer tauchen entweder in das Meer hinab, um sie von den Steinen, an welche sie geleimt sind, loszureißen, oder dieses geschieht mit Hacken, welche auf langen Stangen befestigt werden. In beiden Fällen kann diese Fischerei nur bei hellem Himmel und ganz ruhigem Meere getrieben werden, weil man sonst die Schwämme unter dem Wasser nicht sehen kann.

XIX. Wenn man von dem Flecken von Argentiere nach der Insel Milo überfahren will, so kommt man zuerst in einen engen Kanal, welcher durch die Insel St. Georg und St. Eustach, und durch die Insel Argentiere selbst gebildet wird; dieser Kanal dient den Kauffartheischiffen zu einer Art von Hafen. In einer kleinen Entfernung von der Insel ragt der große Fels Vorgui mit den Trümmern eines alten Gebäudes auf seiner Spitze hervor.

Die kleine Meerenge Polonia trennt eigentlich die beiden Inseln Milo und Argentiere von einander. Auf der Küste von Argentiere nennen die Griechen einige Ruinen Liniko, d. i. Wohnungen der Götzendiener. Ich untersuchte dieselben und fand nichts, als einige alte, fast zerfallene Gräber auf einem weichen Sandfelsen, welchen das Meer,

weil es beständig an seinen Fuß anschlägt, schon weit untergraben hat. Nicht weit davon liegt die Klippe St. Andreas, von der man noch deutlich sieht, daß sie ehemals mit der Insel zusammen gehängt habe: denn der Kanal des Meeres, welcher sie gegenwärtig von derselben trennt, ist in seiner Mitte nicht über ein Klafter tief, und der Boden desselben ganz mit Ruinen bedeckt, unter welchen sich besonders zwei auffallend schöne und große Grabmäler mit ihren Kapitälern befinden, die weit über das Wasser hervor ragen. Die St. Andreas-Klippe ist auf allen Seiten sehr steil, und vom Meere angeschwemmt, ausgenommen die Seite derselben gegen Argentiere, welche eine abhängige Fläche ausmacht. Auch auf der Klippe selbst findet man noch sehr viele Ueberbleibsel von alten Gebäuden; besonders sieht man mehrere Eingänge zu unterirdischen Gewölben; doch eine nähere Untersuchung derselben untersagt der türkische Despotismus. Daß an diesem Orte ehemals eine nicht unbedeutende Stadt gestanden sey, sieht man noch aus den Ueberbleibseln eines in den Felsen gegrabenen Kanals, und aus ausgegrabenen Vasen, Münzen u. dergl.

Auf der nordöstlichen Küste der Insel Milo, bei der Einfahrt in den Paß Polonia findet man gleichfalls eine Art Cimolischer Erde, welche zum Reinigen der Wäsche gebraucht wird.

Wenn man die Insel Milo betritt, so dienen

zerrissene Berge, kalcinirte schwarze Felsen, die ganze Substanz und die Farbe der Steine zum Beweise, daß ehemals Vulkane hier gewüthet haben müssen. Von allen Seiten quellen siedende Wasser hervor, überall liegen Bimssteine zerstreut, der Schwefel wird in Menge gefunden und setzt sich sogar auf der Oberfläche an.

Die Stadt Milo in einer angenehmen Ebene nicht weit von dem Hafen ist heute nur noch ein Haufen von Ruinen, in welchen eine kleine Anzahl von Griechen der Gefahr, welche mit dem Aufenthalte daselbst verbunden ist, Trotz bieten. Von 5000 Einwohnern, welche Tournefort daselbst fand, sind heute kaum mehr 200 übrig, und auch diese sind so elend und kraftlos, daß man sie ohne Mitleiden nicht ansehen kann. Das elende Wasser, welches man zu trinken genöthigt ist, und die ganz verdorbene mit schwefligen und mephytischen Ausdünstungen der Luft, sind die Ursachen hievon. Fast alle Einwohner dieser unglücklichen Stadt haben geschwollene Beine, und werden von verschiedenen gefährlichen Krankheiten während des Jahres heimgesucht. Französische Kapuziner hatten sonst ein sehr schönes Kloster daselbst, haben es aber verlassen, und es liegt jetzt ganz in Ruinen. Ehemals sollen viele Katholiken auf der Insel gewohnt haben, von welchen jetzt aber kein einziger mehr da ist. Die Hauptkirche der Griechen, 1661 erbaut, ist nicht besonders groß, aber sehr hübsch. Die

Mauern sind mit Gemälden aus der Geschichte des alten und neuen Testaments bedeckt.

Man hat den Bewohnerinnen von Milo, ebenso wie denen von Argentiere, den Vorwurf gemacht, daß sie ein ausschweifendes Leben führen; man hat sich aber in Rücksicht auf beide geirrt, und jetzt ist diese Beschuldigung eine wahre Verläumdung. Es ist daher auch nicht der Mühe werth, die Armseligkeiten unkundiger Erzähler zu widerlegen, und sich bei ihnen aufzuhalten.

In einiger Entfernung von der Stadt zeigte man mir eine Oeffnung in der Erde, aus welcher beständig pestilenzische Dünste aufstiegen, die in einem solchen Grade tödtlich waren, daß wenn man nur ein Thier an die Oeffnung dieser Höhle hielt, es sogleich todt niederfiel.

Etwa eine halbe Stunde von der Stadt sind warme Bäder. Um die Quelle herum befanden sich ehemals mehrere Gebäude, welche häufig von Kranken besucht wurden, aber im Laufe der Zeiten zu Grunde gingen. Es ist nichts mehr davon übrig, als eine kleine gewölbte Gallerie, an deren äußersten Ende eine steinerne Bank sich befindet, auf welcher man eine erstickende Hitze empfindet, und sehr bald mit Schweiß überdeckt ist. Das Wasser, durch welches diese auf einer Anhöhe liegende Schwitzstube bewirkt wird, fließt unter der Erde die Anhöhe hinab gegen das Ufer, verbreitet daselbst einen außerordentlich starken Schwefel-

Geruch, setzt einen ockerfarbigen Satz zu Boden, und man sieht es noch 10—12 Schritte in das Meer hineinsieden.

Nicht weit von dieser Schwitzstube findet man in in einem leichten, fast zerreiblichen Felsen eine große Höhle, und in dieser einen kleinen, nur 2—4 Fuß tiefen Teich von mäßiger Temperatur. Die Wände dieser Höhle sind mit einer dicken Rinde von natürlichem Salpeter überdeckt; die Wirkungen dieses Bades sind sehr heilsam für alle Hautkrankheiten, Lähmungen und Gichtschmerzen. Schon im Alterthume schickte Hippokrates seine Kranken dahin.

Milo, eine der größten Inseln in dem südlichen Theile des Archipel, beträgt im Umfange ungefähr 12 Stunden. Der Schwefel, welchen man aus ihr holte, galt für den besten in der Welt, und ihr Alaun für den vorzüglichsten nach dem Aegyptischen. Diesem Alaun von Milo schrieben die Alten fälschlich die sonderbare Eigenschaft zu, die Weiber unfähig zum Empfangen zu machen. Obwohl man noch Schwefel und Alaun in Menge, und mit leichter Mühe sammeln kann, so kommt er aus Sorglosigkeit nicht mehr in den Handel.

Neben dem Hafen sieht man große Behälter in der Erde, mit Seewasser angefüllt; bei der großen Hitze dünstet das Wasser bald ab, und das zurück bleibende Salz setzt sich in Krystallen an. Diese natürlichen Salzwerke waren ehemals äußerst einträglich, aber

jetzt sind sie in einem elenden Zustande, und werfen fast gar keinen Gewinn mehr ab.

Man findet auf der Insel eine Menge Eisenerz und Eisen enthaltende Kiese; allein es wird kein Gebrauch davon gemacht. Auch wurden ehemals auf der Insel Sardonyxe gefunden, von denen heute keine Rede mehr ist. Denn wenn von den Tyrannen dieses Landes solche Kostbarkeiten geachtet würden, so hätten die Einwohner neue Verfolgungen auszustehen.

In einiger Entfernung von dem Hafen sind mehrere unterirdische Gewölbe ziemlich tief in den Felsen gegraben, deren Gänge verfallen sind. Wahrscheinlich waren diese Gewölbe vor alten Zeiten, die Begräbnißstätten der Insulaner. Auch in andern Gegenden der Insel findet man noch ähnliche Katakomben, die aber nicht so groß und auch weniger tief sind.

XX. Die Insel Milo hat in ihrer Mitte eine große und weite Bay, welche nach der Bemerkung einiger Alten, der Insel die Gestalt eines Bogens gibt, und einer der vorzüglichsten Häfen im ganzen mittelländischen Meere ist. Er ist groß genug um eine ganze beträchtliche Flotte in sich aufzunehmen, und gegen alle Winde zu schützen. Ein noch bequemerer und ruhigerer Ankerplatz ist ebenfalls auf der westlichen Küste in einer kleinern Bucht, welche den Namen Patricha führt. Hier war es, wo im Jahre 1780 zwischen der französischen Fregatte la Mignonne, welche eine Kauffarthei-Flotte von mehr als 60 Se-

geln geleitete, und von dem berühmten d'Entrecasteaux kommandirt wurde, und zwei englischen Kuttern, welche sie darin angriffen, ein merkwürdiges Gefecht vorfiel.

Die Einfahrt in den Hafen liegt gegen Nordwest, sie ist sehr breit, und die Schiffe können ohne alle Gefahr sehr nahe an den Küsten fahren; sie haben auf der rechten Seite das Kap Vani, und auf der linken das Kap Lakida; hierauf verengert sich die Bucht zwischen den beiden Kaps San-Dimitri und Bombarda. Letzteres ist ein zuckerhutförmiger Berg, auf welchem das mit Mauern umgebene Dorf Sifur liegt. Die Einwohner sind fast alle Lothsen, und sehen wegen des bessern Klimas weit gesunder und stärker aus, als die Einwohner der Hauptstadt Milo.

Von dieser sehr schmalen Bergspitze, auf welcher Sifur liegt, übersieht das Auge eine unermeßliche Fläche; auf der einen Seite erblickt es die Berge von Attika, die Fluren von Argos, und das alte Lakonien; südwärts überschaut es die berühmten Berge von Kreta, und in den andern Gegenden des Horizonts die zahllosen Inseln des Archipel, welche auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Die Stelle, auf welcher Sifur steht, muß schon den Alten zum Wohnorte gedient haben: denn man trifft fast auf jedem Schritte Stücke von umgestürzten Mauern, Säulen aus Parischem Marmor, unterirdische Gänge, alte

Katakomben, und noch eine Menge von dergleichen Ueberresten des Alterthums.

Der Einfahrt in den Hafen gegenüber ragt hoch über die Oberfläche des Meeres eine kleine unbewohnte Insel hervor, welche die Griechen Remomilo, die europäischen Seefahrer aber Antimilo nennen.

Nicht weit von Sifur gegen das Ufer entspringt in einem Felsen eine Quelle lauwarmen Wassers von einem äußerst widrigen Geschmacke, dessen sich die Griechen als Abführungsmittel bedienen. Auf der westlichen Küste der Insel, auf der entgegengesetzten Seite von Sifur, gibt es eine Quelle von Wasser, welches so außerordentlich mit Alaun überladen ist, daß es ihn auf den Boden, über welchen es fließt, in Menge absetzt. Das Jahr 1779 wurde im Archipel durch eine in dieser Gegend sonst ganz unbekannte Kälte merkwürdig. Die Berge auf dem benachbarten Festlande waren alle mit einer großen Menge Schnee bedeckt, und auf den Inseln Milo und Argentiere, wo ich mich damals aufhielt, war sie so stark, daß das Eis an manchen Stellen über einen Zoll dick, und folglich in diesen Gegenden, wo man im strengsten Sinne sagen kann, daß es nie gefriert, ein wirkliches Wunder war. Das Erstaunen der Griechen bei dem Anblicke der verschiedenen Formen von Eis-Zapfen, welche an den Häusern und den Bäumen hingen, war in der That höchst komisch. Sie brachen alle Stücke ab, welche ihnen nur etwas merkwürdig

schienen, und trugen sie sorgfältig durch die Straßen, um ihre Verwunderung darüber auszudrücken.

Sieben bis acht Stunden gegen Ost von der Insel Milo liegt die Insel Policandro, welche die Alten Pholegandros nannten. Die Schiffe finden auf der Küste derselben keinen Hafen; die Volksmenge auf der Insel ist gering, und schränkt sich auf die Einwohner eines einzigen, mit Mauern umgebenen Dorfes ein. Nur in einigen Bezirken wird etwas Getreide und Baumwolle gebaut.

XXI. Etwas weiter liegt die Insel Sikino, welche gleichfalls so groß, wie Policandro ist, aber einen wenig rauhen und weit fruchtbareren Boden hat. Die Alten nannten sie Zikenos oder Sicinos, von einem gewissen Sykinos, dem Sohne einer Nymphe und des Königs Thoas von Lemnos. Sie hieß auch Oenoë, oder Wein-Insel, wegen der großen Fruchtbarkeit ihrer Weinberge und wegen der vorzüglichen Güte ihrer Trauben. Sie hat ebenfalls keinen Hafen. Der Flecken, welcher, wie fast alle Orte auf diesen Inseln mit Mauern eingefaßt ist, liegt ganz oben auf einem dieser beiden ungeheuren Felsen, und die Anzahl seiner Einwohner ist ungeachtet des vortrefflichen Bodens der Insel nicht viel größer, als jene zu Policandro.

Zwischen Sikino und Policandro liegt die kleine Insel Panagia mit einer kleinen Kapelle der h. Jungfrau, in welcher sich an allen großen Festta-

gen des Jahres die Einwohner der benachbarten Inseln häufig einfinden, um ihren Gottesdienst zu verrichten, und der Mutter Gottes Geschenke zu bringen.

Nördlich von Argentiere, und in einer geringen Entfernung liegt die Insel Siphanto, das alte Siphnos, welches sich in sehr blühendem Zustande befand, und für die reichste Insel im ganzen Archipel gehalten wurde, wegen ihrer äußerst ergiebigen Gold- und Silber-Bergwerke. Allein die Einwohner dieser Insel waren sehr ausschweifend und treulos, und vernichteten durch diese Ueppigkeit ihren Gewinn.

Nebst diesen Gold- und Silber-Minen gibt es noch auf dieser Insel eine Menge Blei, Eisen und Magnet. Die Berge enthalten auch den prächtigsten Marmor. Die Insel ist sehr anmuthig und lachend, und hat eine reine und gesunde Luft. Alle Produkte sind von der vorzüglichsten Güte. Seide, Baumwolle, Feigen, Oel und Wachs werden jährlich in großer Menge gewonnen. Die Einwohner verfertigen schöne baumwollene Zeuge, Strohhüte und andere Produkte des menschlichen Fleißes.

Sie haben einen sehr sanften, gefälligen Charakter; die Frauenspersonen sind ausnehmend schön, entstellen sich aber ebenfalls durch ihre Kleidung, welche nur zuviel Aehnlichkeit mit der Tracht ihrer Nachbarinnen auf Milo und Argentiere hat. — Der beträchtlichste Ort der Insel heißt Seraï, er liegt auf

einem steilen Felsen dicht am Meere, an dessen Fuße eine kleine Bucht ist, in welcher die Fahrzeuge gewöhnlich vor Anker liegen.

In gleicher Richtung mit der Insel Siphanto, nämlich von West gegen Ost liegen die Inseln Antiparos, Paros und Naxos, welche ehemals sehr berühmt waren, und jetzt noch sehr merkwürdig sind. Ich übergehe mit Stillschweigen die zwei kleinen Inseln Strongylo oder Strongyle Dia und Despotico, oder auch blos Sporico; beide sind unbewohnt. In dem Kanale, welcher sie von der Insel Antiparos trennt, finden die größern Schiffe einen sehr guten Ankerplatz.

Die Insel Antiparos, das alte Olvaros, eine Kolonie der Sidonier, ist lang und schmal, zieht sich von Nord-Ost nach Süd-Ost, und hat einen außerordentlich fruchtbaren Boden. Der Ackerbau liegt nichts destoweniger gänzlich darnieder, und überall herrscht Elend und Armuth.

Was aber Antiparos zu einer der berühmtesten Inseln im Archipel, und vielleicht auf dem ganzen Erdboden macht, ist die auf derselben befindliche Höhle. Ob sie gleich von mehreren Reisenden schon beschrieben worden ist, so kann ich doch nicht unterlassen, dem Leser ebenfalls eine kurze und gedrängte Beschreibung davon mitzutheilen. Denn sie ist zu interessant, um ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden. Zudem sind auch die größern Werke eines Tourne-

fort und Choiseul-Gouffier in Jedermanns Händen.

Diese merkwürdige Höhle liegt 2 Stunden von dem auf der Insel befindlichen Dorfe, und eine halbe Stunde von dem Meere. Die Oeffnung in dieselbe macht eine besondere, ungefähr 30 Schritte lange Höhle, welche bei dem Eingange in Gestalt eines natürlichen Schwibbogens gewölbt ist. Einige natürliche Säulen theilen diese vordere Höhle in zwei Theile; an den größten unter denselben sieht man noch Spuren einer halb erloschenen Inschrift. Von hier steigt man auf einem abhängigen, schmalen, widrigen und dunkeln Wege, gebeugt, und mit Fackeln in das Innere der Höhle. Am Ende dieses Weges kommt man mit Hülfe eines Seiles in einen fürchterlichen Abgrund; aber kaum ist man hier wieder einige Schritte gebeugt fortgegangen, so steht man abermals an dem Rande eines steilen Abgrundes, welcher zwar nicht so senkrecht, aber weit tiefer als der vorhergehende ist. Hier muß man sich niedersetzen, und mit der Fackel in der Hand auf dem Felsen hinab rutschen. Unten befindet man sich in einem geräumigen, dunklen Gewölbe, dessen ungeheuer hohen Wände aus einem prächtigen roth gesprengten Marmor bestehen. Die Decke ist so hoch, daß man Mühe hat, sie zu unterscheiden. Der Fußboden aber ist weich, locker, von grauer Farbe, und mit einer großen Menge versteinerter Muscheln, Ammonshörnern u. dgl. angefüllt.

Von hier kommt man durch einen kleinen, ebenfalls äußerst engen und niedrigen Weg, an einen abermaligen Absturz, in den man sich auf einer Leiter, weil er ganz senkrecht ist, hinablassen muß. Dann geht man auf einem ebenen, aber schmalen und höchst niedrigen Wege eine gute Strecke fort, bis man auf einmal an dem tiefsten und steilsten Absturze steht, wo man sich gleichfalls einer Leiter bedienen muß. Der Gang, welcher von dieser Höhle weiter führt, besteht nicht, wie die vorigen aus Felsen, sondern aus Erde und ist feucht; durch denselben kommt man an einen nochmaligen, aber nicht so steilen Abhang, wo man wieder mit einem Seile festgebunden wird, und auf dem Hintertheile hinab rutschen muß. Bei dieser Fahrt hat man auf der einen Seite einen furchtbaren Abgrund, in dessen Tiefe man Wasser rauschen hört.

Auf dem Boden dieses letzten Absturzes hat zwar die Gefahr ein Ende; aber man hat noch einen ziemlich langen beschwerlichen Weg vor sich, über welchen man zuweilen auf Händen und Füßen kriechen, zuweilen auf dem Rücken hinab rutschen, und an manchen Orten auch auf dem Bauche fortkriechen muß, weil der Durchgang keine 3 Fuß hoch ist. Nach einem zurück gelegten Wege von 150 Klaftern gelangt man endlich in die eigentliche Grotte.

Die Höhe der Grotte beträgt ungefähr 80 Fuß, ihre Breite 100 und ihre Länge etwa 300 Fuß. Die Decke ist prächtig gearbeitet, und auf das Köstlichste

und Mannigfaltigste ausgeschmückt. Das Ganze besteht in einer feinen, sonst nirgends gefundenen Art von Tropfsteinen, welche den Glanz und die Durchsicht von Krystall haben, und die ganze Höhle überziehen. Die Decke ist mit Sternen von dieser glänzenden Kalkspat-Art, mit Blumen und Frucht-Gehängen geziert, welche in der Mitte frei schweben, und nur an beiden Seiten befestigt sind. In diesen kommen eine Menge von verschiedenen Blumen und Früchten zum Vorscheine. Zwischen unvergleichlichen Verzierungen hängen Stalactiten als krystallhelle Röhren in außerordentlicher Menge, und von ungemeiner Größe herab; man findet deren einige von 10—30 Fuß in der Länge.

Bei dem Eintritte in die Grotte kommt man in Wäldchen von glänzendem und durchsichtigem Krystalle. Auf diesem stralenden Boden führt ein schlängelnder Weg zwischen Gesträuchen und Bäumen dieses Kalkspats hin, welche sich aus dem natürlichen Boden erheben, Stämme bilden, sich in Aeste, Zweige und Blumen-Büschel ausbreiten, und von 2—10 Fuß hoch sind.

In einiger Entfernung von dem Eingange erhebt sich eine 7 Fuß hohe, und 1 Fuß dicke Säule; um sie stehen mehrere andere ganz ähnliche Säulen, welche 3—4 Fuß hoch, und verhältnißmäßig dick sind. An andern Orten des Bodens sind kleine Hügel von diesen Krystallen, welche mit krystallenen Pflanzen aller

Art bedeckt sind. Ebenso sind auch die Seitenwände verziert, und mit ganz dicken Maßen dieser Materie überzogen. An manchen Orten derselben stehen aber krystallene Platten so weit von derselben ab, daß sie das Ansehen von Vorhängen haben, und einen herrlichen, alles bisher Gesehene übertreffenden Anblick gewähren. Diese Vorhänge von der hellsten, reinsten und durchsichtigsten Materie haben 10—12 Fuß in der Breite, und oft 20 und mehrere in der Höhe; sie springen aus einem Theile der Beugung eines Bogens, und hängen bis auf den Boden herab. Gewöhnlich legen sie sich mit einem Ende an eine Ecke der Wand, und mit dem andern ziemlich weit davon an die andere Ecke, und bilden so hinter sich überaus schöne, kleine Kabinette. Ihr natürliches, wellenförmiges Ansehen trägt viel zu ihrer Schönheit bei.

Nahe bei dem Mittelpunkte der Grotte steht vor einer Felsenwand ein niedriges Gesträuch, in dessen Mitte eine 4 Fuß hohe, oben flache und ihrer Länge nach gereifte Pyramide sich befindet. Von der Decke herab hängen die herrlichsten Blumengewinde, und ihr Fuß-Gestell ist auf das prächtigste mit Blumen verziert. Hinter derselben ist eines von den natürlichen Kabinetten, welches von der offenen Höhle durch einen glänzenden, durchsichtigen Vorwand voll der schönsten Bildungen abgesondert ist. Diese Pyramide führt den Namen des Altars; an ihrem Fußgestelle liest man die Inschrift; Hic Ipse Christus Adfuit Ljus Na-

tali Die Media Nocte Celebrato MDCLXXIII. (Hier war Christus selbst an seinem um Mitternacht feierlich begangenen Tage seiner Geburt 1673.

Es hatte nämlich der Marquis v. Nointel, französischer Gesandte am türkischen Hofe in dem Jahre 1673, die drei Weihnacht-Feiertage in einer Gesellschaft von 500 Personen, welche theils aus seinem Gefolge, theils aus fremden Kaufleuten, theils aus Einwohnern der Insel bestanden, in dieser Höhle zugebracht. Tag und Nacht brannten während dieser Zeit 100 dicke Wachskerzen und 400 Lampen. Als in der Mitternachtsmesse der Leib Christi in die Höhe gehoben wurde, wurden auf ein gegebenes Zeichen in der obern großen Höhle 24 Böller und mehrere Steinstücke abgefeuert. Der Gesandte brachte die 3 Nächte in einem, dem Altar gegenüber befindlichen, 7—8 Fuß langen und eben so breiten natürlichen Kabinette zu.

Von der Insel Antiparos ist die weit größere Insel Paros nur durch einen schmalen Kanal getrennt. Sie war im Alterthume durch ihren Reichthum, ihre Macht, durch einen ausgebreiteten Handel, und ihren Marmor berühmt. Dieser blendend weiße Marmor wurde von den Alten außerordentlich hoch geschätzt und beinahe unter die Edelsteine gerechnet. Auch die beiden berühmtesten Künstler des Alterthums, Phidias und Praxiteles wurden auf ihr gebo-

ren. — Die Marmorbrüche werden jetzt nicht mehr bearbeitet, und sind zum Theile verschüttet.

An der Stelle der alten Stadt Paros, welche auf der westlichen Küste der Insel, Antiparos gegenüber stand, sieht man heute den elenden Flecken Parichia. Auf der ganzen Insel findet man noch kostbare Denkmäler des Alterthums, welche man aber weder sammeln, noch benutzen darf. Bemerkenswerthe Häfen dieser Insel sind: Maunara, Trio und Naussa, welcher letztere vorzugsweise der Hafen genannt wird: Die Kriegsflotten können sich mit aller Sicherheit in demselben aufhalten.

Die Insel Naxia, das alte Naxos, die größte unter den Kycladen, ehemals eine mächtige Republik, erhielt wegen ihrer außerordentlichen Größe und Fruchtbarkeit einst den Namen Königin. Die Einwohner werden durch eine selbst gewählte Obrigkeit regiert, und genießen wegen der wenigen Türken auf der Insel ihr Vermögen in Ruhe und Frieden. Die reinsten Quellen durchströmen die Insel in allen Richtungen, und verbreiten überall Kühlung und Fruchtbarkeit. Orangen-, Zitron-, Granat-Bäume u. dgl. wachsen wild. Oliven-, Feigen- und Maulbeer-Bäume verschönern die Felder. Kleine Wälder aus Bäumen verschiedener Art und Größe gewähren durch ihren immergrünen Schmuck einen erquickenden Schatten; die Weinberge geben noch jetzt einen vortrefflichen Wein, und man erinnert sich mit Vergnü-

gen, daß diese Insel einst dem Bacchos geweiht war. Zahlreiche Schafheerden weiden die wohlriechenden Pflanzen auf den Seiten der Berge ab; Hasen und Rebhühner sind in Menge vorhanden; der Fischfang ist außerordentlich ergiebig, und die Lebensmittel aller Art sind äußerst wohlfeil. Die Jesuiten besaßen ein Haus in der Stadt der Insel.

Die vornehmsten Einwohner der Insel sind Abkömmlinge alter französischer, spanischer und italienischer Familien, welche in den unruhigen Zeiten des Mittelalters, von den Barbaren beunruhigt, ihr Vaterland verließen, und sich hier ansiedelten. Sie sind feiner und anständiger in Sitten, als die übrigen Griechen. Das weibliche Geschlecht ist nicht nur außerordentlich schön, sondern auch höchst liebenswürdig.

Die Insel hat zwar keine Häfen für Schiffe von einer gewissen Größe, aber doch Buchten für kleine Fahrzeuge. Die Hauptstadt der Insel, gleichfalls Naxia genannt, hat eine vortreffliche Rhede, vor welcher die Schiffe sich vor Anker legen können. Sie ist nicht weit von der Rhede Naussa entfernt. Südlich von der Stadt Naxia ist noch eine andere Rhede, welche den Namen des Hafens von Strongioli führt, in welcher sich zu guter Jahreszeit Schiffe jeder Größe aufhalten können.

XXII. Nicht weit von Naxia gegen Osten liegt Stenosia oder die kleine Insel, auf welcher sich nur einige wilde Ziegen aufhalten.

Weiterhin gegen Nord-Nord-Ost liegt die Insel Pathmos, welche die europäischen Seefahrer Patino nennen; sie besteht jetzt aus einer Reihe unfruchtbarer Felsen, und wurde in der Kirchen-Geschichte berühmt, weil der h. Johannes dahin verwiesen wurde, und daselbst die Apokalypse verfertigte. In einem Kloster auf einer Anhöhe wird noch jetzt die Höhle gezeigt, in welcher der Heilige sein geheimnißvolles Buch geschrieben, und sogar auch das Loch in der Mauer, durch welches er die Eingebungen des h. Geistes erhalten haben soll.

Die Insel hat nicht über 6 Stunden im Umkreise, ist viel länger als breit, und erstreckt sich in einer ganz unregelmäßigen Gestalt von Norden nach Süden. Sie ist besonders wegen der vielen guten Häfen merkwürdig, unter welchen der Hafen von Scala einer der schönsten im ganzen Archipel ist. Die Bevölkerung ist nicht stark, und in der guten Jahreszeit gehen die Männer fast alle in andere Länder, um ihren Unterhalt zu suchen, oder treiben einen kleinen Handel, welcher sie ernährt, aber nicht bereichert. Den Weibern ist die Bestellung des Feldes zur Gewinnung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse überlassen. Bei der Ankunft eines fremden Schiffes flüchten diese furchtsamen Bewohnerinnen in die Wälder und Gebirge.

Ostwärts von Pathmos in der großen Vertiefung des Meeres zwischen den Inseln Stanchio und

Samos, sind die größtentheils unbewohnten Inseln Nacri, Lypso, Agatho-Nisi und Fermaco. Nordwärts findet man die jonische Insel Samos. Die Alten kannten 3 Inseln unter diesem Namen: eine in Thrazien, welche sie Samothrazien (jetzt Samandrachi) hießen; die Zweite von ihnen die steile Samos genannt, ist das heutige Kephalonien, die dritte endlich, von welcher hier die Rede ist, erhielt von ihrer Nähe mit Jonien den Namen jonisches Samos.

Die Insel Samos war durch einen prächtigen Juno Tempel berühmt, welcher aber mit dem alten Glanze der Insel zu Grunde ging. Samos war das Vaterland von Pythagoras, des Dichters Choerilos, des berühmten Malers Timanthus, und des Mathematikers Konon. Auf dieser Insel entwarf der vertriebene Herodot in ruhiger Einsamkeit die ersten Bücher seiner Geschichte.

Die heutigen Samier sind die sanftesten, gutmüthigsten, gefälligsten und witzigsten unter allen Griechen. — Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Insel wurde von den Alten bei jeder Gelegenheit bewundert. Um einen Begriff von diesem Ueberflusse zu geben, pflegte man gemeinlich nur zu sagen, daß zu Samos sogar auch die Hühner Milch gäben. Jedoch ist auffallend, daß die Alten den Samischen Wein nicht vortrefflich fanden; jetzt wird er mit Recht unter die vorzüglichsten Erzeugnisse der Insel

gerechnet, und macht auch einen großen Theil der Einkünfte aus.

Samos hat ungefähr eine Länge von 10 Stunden, und ihre größte Breite beträgt beinahe 5; allein diese Breite hat sie nur auf einem einzigen Punkte vermittelst eines schmalen, sich weit gegen Süden erstreckenden Kaps, welches den Namen Kap Kolona führt, von welchem einige Stücke durch das Meer abgerissen worden sind, die Samo-Puso (Kleinsamos) genannt werden. Groß-Samos aber selbst ist nur ein beträchtlicheres, vom festen Lande abgerissenes Fragment, und wird von demselben durch einen, nicht über eine halbe Stunde breiten Kanal getrennt. Die Seefahrer kennen diese schmale Meerenge unter dem Namen des kleinen Bogaz; der große Bogaz von Samos, welcher beinahe 2 Stunden breit ist, liegt westwärts von dieser Insel zwischen derselben und mehreren kleinen Inseln, welche den Namen Backhäuser führen, weil sie von Ferne gewölbten Backöfen ähnlich sehen; vor Alters hießen sie Corseae-Insulae.

Nicht weit von diesen kleinen Inseln gegen Westen liegt die Insel Nicaria, die alte Nicaria, welche von Ikaros, dem Sohne des Dädalos den Namen erhalten haben soll. Die Insel ist nicht beträchtlich, mehr lang als breit, und hat keine Häfen. Es fehlt ihr an allen denkbaren Mitteln zu einem nur etwas beträchtlichen Handel, und sie kann daher un-

ter die allerelendesten Inseln im ganzen Archipel gerechnet werden.

Ganz anders verhält es sich mit der Insel Mycone, welche nicht weit von Nicaria gegen Westen liegt. In ihrem Hafen Tarlon laufen die meisten Schiffe ein, welche durch den Archipel nach Smyrna, und in die nördliche Türkei fahren. — Die Einwohner von Mycone sind sehr geübte Seefahrer, vernachlässigen aber durch den Seehandel gänzlich die Kultur ihres Bodens. Die Produkte, welche die Insel, freilich wegen Mangel an Bearbeitung, in äußerst geringer Quantität hervor bringt, sind von einer vorzüglichen Güte. Wildpret gibt es in großer Menge; an frischem Wasser dagegen leidet die Insel Mangel. Schon bei den Alten hieß diese Insel Myconos. Die Fabel macht sie zum Grabe der Kentauren, welche daselbst von Herkules erschlagen worden seyen. Die sonderbare Anlage der alten Bewohner kahlköpfig zu werden, findet man bei den neuern nicht mehr. Auch wurden sie im Alterthume für Schmarotzer gehalten, und es war zum Sprüchworte geworden, einen ungeladenen Gast einen Gast von Mycone zu nennen.

Die Kleidung der Insulanerinnen ist zwar nicht so ausschweifend sonderbar wie jene der Bewohnerinnen von Milo und Argentiere; dagegen aber mit weit mehr Schmuck und Zierrathen überladen, welche im Ganzen genommen, ohne allen Geschmack ange-

bracht werden, und der Schönheit äußerst nachtheilig sind. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist, daß sie die Baumwolle, welche auf ihrer Insel wächst, spinnen, und Strümpfe und verschiedene Arten von Zeugen daraus verfertigen.

Auf der, eine Stunde von Myconе gegen Osten entfernten, unbewohnten Insel Trago-Nisi (Ziegen-Insel), lassen die Einwohner ihre Ziegen weiden. Etwas weiter gegen Osten sind zwei unfruchtbare Felsen, welche die Griechen Stapadia, und die europäischen Seefahrer die beiden Brüder nennen.

Westwärts von Myconе kommt man nach Delos, einer im Alterthume vor allen übrigen im Archipel berühmten Insel, der heiligen Geburtsstätte des Apollo und der Diana. Dieses einst so prächtige und überschwenglich reiche Delos ist jetzt nichts mehr, als eine mit Schutt und Ruinen bedeckte Einöde, und der Wohnort von Ungeziefer und giftigen Thieren. Es landet fast Niemand auf dieser Insel, als Seeräuber und Banditen.

Die prächtigen Ruinen von Delos verwendet die Barbarei zum Baue von Häusern und zu kleinen Säulen, mit welchen die Muhamedaner ihre Gräber zieren. Die Griechen benennen beide Inseln Delos mit dem Namen Dilli, und die europäischen Seefahrer nennen sie Billi oder Isdili.

Eine, ungefähr 100 Ruthen breite, Meerenge

trennt die berühmte Insel Delos von der Insel Rhenaea oder Groß-Delos, welche ebenfalls unbewohnt ist, und der erstern, in welcher kein Todter begraben werden durfte, zur Begräbnißstätte gedient hat. In der Mitte dieses engen Kanals liegen zwei Klippen, welche der große und der kleine Rematiari heißen. Bei den alten Griechen war die erstere der Hekate geweiht, und wurde Hekaten-Insel oder Psammites genannt. In ihrer Nähe finden alle Arten von Schiffen einen vortrefflichen Ankerplatz.

Fast alle Schiffe, welche nach Smyrna segeln, fahren durch den, zwischen den beiden Inseln Tine befindlichen, nur anderhalb Stund breiten Kanal. Tine hat nur eine ziemlich schlechte Rhede von dem Flecken San-Nikolo, welcher auf den Ruinen von Tenos, der alten Hauptstadt der Insel, erbaut ist. Ein dem Neptun in der Nähe der Stadt erbauter Tempel und die Stadt selbst existiren nur noch in dem Andenken der Menschen. Die ganze Insel ist äußerst fruchtbar, vortrefflich bearbeitet, und bringt alles hervor, was der menschliche Fleiß nur von ihr verlangt. Die Bevölkerung der Insel ist sehr beträchtlich, die Einwohner sind thätig und arbeitsam.

Unter allen Erzeugnissen der Insel ist die Seide das vorzüglichste. Aus ihr verfertigen die Einwohnerinnen sehr dauerhafte Strümpfe. Ihre Kleidung ist im hohen Grade einfach und edel. Die schönen

Geschöpfe, welche so reichlich von der Natur mit Grazie und Ebenmaaß der Form ausgestattet sind, verbergen durch ihre Kleidung die reitzenden Umrisse ihres Körpers nicht, und sind in der That durch ihren freundlichen Charakter, ihre unschuldige Frömmigkeit, und ihr höchst naives Bestreben zu gefallen, außerordentlich liebenswürdig.

Die Insel Scio führte im Alterthume den Namen Chios, Chio und ihre Stadt gleiches Namens lag auf dem Gipfel eines Berges. Die jetzige Stadt Scio ist ziemlich groß und schön, und wurde von den Genuesen erbaut, welche lange im Besitze der Insel gewesen sind. Sie ist an dem Fuße dieses Berges, am Ufer des Meeres erbaut. Ihre Bewohner sind noch jetzt, wie zur Zeit Belon's, die höflichsten, gefälligsten, lebhaftesten, fröhlichsten und vielleicht auch die geistreichsten unter allen Griechen. Die Frauenspersonen auf der Insel sind höchst liebenswürdig, und besonders zuvorkommend höflich. Sie beschäftigen sich größtentheils damit, mehrere Arten von Arbeiten, und besonders sehr schöne Geldbeutel von Seide zu stricken. Um diese Arbeiten desto besser zu verkaufen, lernen sie die Sprachen aller Nationen, die nach der Levante handeln, um sie jedem Vorübergehenden in seiner Muttersprache zum Verkauf anbieten zu können. Die Seidenwürmer-Zucht ist eine fast allgemeine Beschäftigung aller Einwohner von Scio, besonders aber geben sich die Frauenspersonen damit

ab, und wenden dabei alle ordentliche Vorsicht an, damit kein Uebelgesinnter einen vergiftenden Blick des Neides auf diese kostbaren Insekten werfe.

Die Personen weiblichen Geschlechtes in Scio kleiden sich im höchsten Grade geschmacklos. Ihr Kopf ist mit einem hohen unförmlichen Aufsatze belastet, welcher der Mützen der Mameluken in Aegypten ziemlich ähnlich ist; auch die Bekleidung ihrer Füße ist äußerst unbequem und lächerlich.

Diese Insel führt, wie noch mehrere andere im Archipel, einen nicht unbedeutenden Handel mit Wolle, Wachs, Oel und vortrefflichen Früchten. Der Wein, welchen die Insel hervor bringt, war bei den Alten außerordentlich berühmt. Zu Rom wurde er in allen Krankheiten des Magens von den Aerzten als das sicherste Heilmittel verschrieben. Dieser von den Kennern im Alterthume so gepriesene Wein, ist auch noch heute von vorzüglicher Güte.

Die Insel Scio hat vor allen übrigen Inseln im Archipel, das ausschließende Recht, das aus dem Mastix-Baume geronnene Harz nach Konstantinopel und in die andern großen Städte des Reichs zu verführen, wo ihn die Frauenzimmer unaufhörlich kauen, um sich einen angenehmen Athem dadurch zu verschaffen. Man bereitet auch aus dem Mastix-Harze einen sehr starken und angenehmen Branntwein.

Ungefähr 2 Stunden westwärts von dem Kap S. Nikolo findet man die Insel Ipsara, welche

bei den Alten Psyra oder Psyria hieß, mit einer Stadt gleiches Namens, auf deren Stelle der jetzige Flecken erbaut ist. Von der alten Stadt sind jedoch noch Spuren vorhanden. Die Insel ist klein, steinig, und weder der Ackerbau, noch der Handel können mit Vortheil auf derselben getrieben werden. Blos der Weinstock gedeiht in diesem steinigen Boden. Eine Stunde von Ipsara liegt die viel kleinere Insel Anti-Ipsara oder Antipsera, welche kaum 2 Stunden im Umfange hat. Zwischen beiden Inseln finden die Schiffe einen sehr guten Anker-Platz.

Näher bei Scio, gegen Osten, bilden die sehr kleinen Inseln Spelmadori (vor Alters Oenussa) eine sichere Rhede für die größern Schiffe. Weiter gegen Süden findet man zwei Klippen, welche die Alt-Griechen die Kasyten, die neuern aber Pysargas nennen. Bei der südlichsten Spitze der Insel, Kap Mastico genannt, weil in dieser Gegend der weiße Mastix gewonnen wird, liegt die Klippe Venetico; sie liegt gerade so weit von der Insel, daß die Schiffe zwischen beiden durchfahren können.

(Fortsetzung folgt.)

Ansicht von Constantinopel, von Galata aus.

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten Reisen

in die

Türkei.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

Mehren,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 3. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Haubenstricker und von Ebner.
1829.

Reise nach Griechenland und der Türkei auf Befehl K. Ludwigs XVI. unternommen von C. S. Sonnini in den Jahren 1778—1780. Mitgetheilt von M. Fiedler.

(Fortsetzung.)

Der Stadt Scio gegenüber findet man auf dem festen Lande den Meerbusen und die kleine Stadt Gesme, welche ein ewiges Denkmal der Niederlage und der Schande der ottomannischen Flotte ist. Im Juli 1770 wurde die ganze türkische Flotte, welche 25 Segel stark war, in dem Hafen von Gesme, durch die russische Flotte von 9 Linienschiffen und 6 Fregatten, unter dem Befehle des Grafen Alexis Orlow gänzlich zerstört.

Die kleine Stadt Gesme liegt in der Vertiefung des Hafens, auf dem Abhange einer Anhöhe

und enthält nichts Bemerkenswerthes. Eine Stunde von der Stadt ist eine warme mineralische Wasserquelle, zu welcher sich die Türken häufig aus der Stadt begeben, um Schwitzbäder zu nehmen.

Auf noch schlechtern Wegen, als die am vorigen Tage gewesen waren, kam ich nach Durlak oder Burla, einer kleinen, auf der südlichen Küste des Meerbusens von Smyrna gelegenen Stadt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Ruinen von Klazomenä, einer im alten Griechenland berühmten Stadt, und der Vaterstadt von Anaxagoras, erbaut ist. Mehrere vorliegende kleine Inseln haben ebenfalls den Namen Durlak, und bilden einen guten Hafen.

XXIII. Wenn man zwei Bergspitzen hinter sich gelassen hat, welche von gleicher Größe und ganz gleicher Gestalt sind, weßwegen auch die europäischen Seefahrer sie die beiden Brüste nannten, so kommt man an eine Festung, welche das Kastell von Smyrna heißt, und die bestimmt ist, die feindlichen Schiffe zu verhindern, sich der Stadt zu nähern. Nach einer zehnstündigen Reise kommt man nach Smyrna, welches in der innersten Vertiefung des Meerbusens, dicht an dem Ufer und auf dem Abhange einer Anhöhe liegt.

Kein Ort in der Levante hat eine so äußerst glückliche Lage, um der Mittelpunkt eines großen, blühen-

den Handels zu seyn, als Smyrna. Die griechischen Einwohner dieser Stadt sind außerordentlich thätig, fleißig und höflich; alle Frauenzimmer besitzen eine außerordentliche Schönheit und eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften; dabei verstehen sie vortrefflich die Kunst, durch eine schöne, reitzende und sogar wollüstige Kleidung ihre Reitze noch zu erhöhen. Die Stadt wird häufig durch Erdbeben erschüttert, durch öftere Feuersbrünste zerstört, und von den Schrecknissen der Pest heimgesucht.

Auf dem Vorgebirge von Klein-Asien, welches mit dem Kap Kara-Burnu, oder dem schwarzen Kap, die große und tiefe Rhede bildet, welche unter dem Namen Meerbusen von Smyrna bekannt ist, liegen zwei Orte, welche den Namen Foggia oder Foglieri führen; der eine heißt Neu- und der andere Alt-Foglieri. Dieses ist das alte Land der Phokäer, eines in dem ehemaligen Griechenlande berühmten Volkes.

Von hier fuhren wir nach Metelin, einer der beträchtlichsten Inseln im Archipel, welche nur vier Stunden von dem festen Lande entfernt ist. Im Alterthume hieß sie Lesbos, und war äußerst berühmt. Pytakos, einer der sieben Weisen Griechenlands, welcher sein Vaterland von dem Joche der Tyrannei befreite, war zu Lesbos geboren; der Dichter Alkäus sang daselbst seine Verse, und Phryuis ver-

fertigte daselbst die melodischen Lieder, welche er mit seiner Lyra begleitete. Theophrast entwarf auf Lesbos seine Charaktere, und alle gefühlvollen Seelen schenken dem Unglücke der schönen und geistreichen Sappho, welche ebenfalls auf Lesbos lebte, Thränen des Mitleids.

Die jetzige Stadt Metelin, auf den Ruinen der alten Mytilene, zeigt noch sehr schöne Ueberbleibsel von der ehemaligen Pracht dieser Stadt in der Umgegend. Der Hafen der Stadt ist klein und schlecht. Die Insel hat aber auch noch andere Häfen, unter welchen Sigri und Oliviere die berühmtesten sind.

Die Insel Metelin liegt nahe an den Küsten von Natolien, nicht weit von dem Meerbusen von Smyrna und von dem Kanal von Konstantinopel, und wird durch diese glückliche Lage außerordentlich merkwürdig.

In dem Kanal zwischen der Insel Metelin und dem festen Lande, bei der Einfahrt in den Meerbusen von Adramiti, liegen mehrere kleine Inseln, welche die Neugriechen Musconisi oder Mioseonisi nennen, und welche bei den Altgriechen Hekatonnesi, das ist, Inseln des Apollo, welcher auch Hekatos genannt ward, hießen. Sie sind sämmtlich, wie die Insel Metelin, außerordentlich fruchtbar, besonders an Oel und Wein.

Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Insel Metelin gingen wir wieder unter Segel, umfuhren das Kap Baba oder Kaba (das alte Lectum promontorium), und fuhren mit wenigen Segeln zwischen den Inseln Lemnos und Tenedos hin. Die erste ist beträchtlicher, als die zweite, und liegt von der Küste weiter entfernt. Zu Homers Zeiten war sie dem Vulkan geweiht. Die Insel ist bergig, aber sehr fruchtbar; sie bringt besonders sehr viel Getreide, Baumwolle, Oel und Seide hervor.

Die Art von Bolus (Lemnische Erde) wird noch jetzt häufig auf der Insel gewonnen. Die ganze östliche Küste von Lemnos ist durch eine Sandbank, welche sich bis 4 Stunden in die See erstreckt, ganz unzugänglich. Eigentliche Häfen gibt es nur auf der südlichen Küste; nicht weit von einander entfernt sind der Hafen Kadia und der Hafen St. Anton.

Südlich von Lemnos liegt eine kleine, unbedeutende Insel, welche die Neugriechen Agio Stradi nennen, und bei den Alten Hiera hieß. Die Insel Tenedos liegt an der Einfahrt in den Kanal der Dardanellen, und erzeugt vortrefflichen Wein. Bei der Einfahrt in die Meerenge der Dardanellen legten wir am Fuße des Kaps Greco, dem Janitscharen-Kap gegenüber, uns vor Anker. Als wir die neuen Schlösser der Dardanellen, deren Erbauung Herr v. Tott besorgt hat, verlassen hatten,

richteten wir unsern Lauf gegen die Insel Thassus, und kamen bei der Insel Imbros (Embro oder Lembro) vorbei. Sie enthält 8—10 Stunden im Umfange, hat außerordentlich fruchtbare Thäler, und mit den schönsten Waldungen bedeckte Berge.

Eine Stunde nordwärts von Imbros liegt die Insel Samandraki mit einem Umkreise von acht Stunden; sie ist das Samothrazien der Alten.

Die Insel Thassus, die nördlichste im Archipel, war durch ihre reichen Goldbergwerke außerordentlich berühmt, und erhielt von diesen den Beinamen Chrysos (Gold). Die Opale, Amethyste und andere kostbare Steine, welche noch den Reichthum der Insel vergrößerten, findet man heute nicht mehr; dagegen noch den köstlichen Marmor auf der Insel, welchen die Römer so hoch achteten, und der so weiß wie Schnee, und so feinkörnig, wie der Parische war. Die meisten Berge auf der Insel bestehen aus diesem Marmor. Es ist bemerkenswerth, daß die beiden griechischen Inseln, welche den kostbarsten Marmor enthalten, von einem und demselben Volke bewohnt werden. Die Insel Thassus bevölkerten die Einwohner von Paros, und erbauten auch Thassus, die ehemalige Hauptstadt, von welcher man noch Ruinen sieht. Die Insel hat ungefähr 30 Stunden im Umkreise, und bringt einen Ueberfluß an Getreide, Oel, Wachs und andern Produkten hervor.

Der ehemals so geschätzte Wein von Thassus besitzt jetzt die vorzüglichen Eigenschaften nicht mehr, welche ihn so geschätzt und theuer machten. Einen köstlichen Schatz besitzt gegenwärtig noch die Insel an ihrem vielen, vortrefflich zum Schiffbaue geeignetem Holze. Die Gipfel und Seiten aller Berge sind mit den schönsten Waldungen bedeckt, und die Bäume erheben sich mit stolzem Wuchse über die Wolken. Wenn jedoch die Türken fortfahren, ohne Verstand und Ueberlegung diese Waldungen zu fällen, so wird auch dieser Schatz bald erschöpft seyn.

Der nördlichen Küste der Insel Thassus gegenüber bildet das Vorgebirge Aspe rosa eine Vertiefung, in welcher die kleine Stadt La Kavala auf einem in das Meer vorspringenden Felsen, welcher einige Aehnlichkeit mit einem Pferde hat, erbaut ist.

Die Insel Thassus liegt bei der Einfahrt in einem ziemlich großen Meerbusen, welcher den Namen Golfo di Conteſſa führt, weil in der innersten Vertiefung desselben die Stadt dieses Namens liegt. Die europäischen Seefahrer nennen diese Vertiefung auch Meerbusen von Rhondina, von dem verdorbenen Namen der alten Stadt Rhedina; die Griechen Meerbusen von Orfano. Er ist der Sinus Stagmonius der Alten.

Von der Insel Thassus segelten wir gegen Monte Santo, an dessen Fuße wir fuhren. Die Griechen nennen ihn auch Agioforos; er ist der

Athos, welcher von zahllosen, höchst unwissenden und fanatischen Mönchen bewohnt wird. Von hier weiter segelnd, fuhren wir queer durch die Einfahrt in dem Meerbusen, welcher gleichfalls den Namen Monte Santo führt, und bei den Alten Sinus Singiticus hieß. Wir umsegelten das Kap Drepans, ehemals Derrispromontorium, welches mit dem Kap Baillari, dem Canastraco Promontorio der Alten, einen andern Meerbusen bildet, der ehemals den Namen Sinus Toroncaicus führte und jetzt von einer in seiner Vertiefung gelegenen kleinen Insel der Meerbusen Kassander heißt. Von hier fuhren wir in den äußerst geräumigen und tiefen Meerbusen von Salonichi, und warfen in dem Hafen dieser großen Stadt die Anker.

XXIV. Die Stadt Salonichi, das alte Thessalonich, noch jetzt die Hauptstadt von Mazedonien, und eine der volkreichsten und größten Städte im ganzen türkischen Reiche, hat in ihrer nördlichen Breite 40°, 41′ 10″ und in der Länge 20°, 28′. Sie liegt ganz in dem Innern, jedoch etwas auf der östlichen Küste eines nach ihr genannten Meerbusens, welcher sich über 20 Stunden in das Land erstreckt, und eine 9 Stunden breite Einfahrt hat. Man sieht daselbst noch viele Ueberreste von alten Denkmälern, und besonders sehr viele einzelne Stücke von kostbaren Gebäuden. Die Sophienkirche, von Justinian nach dem Muster jener zu Konstantinopel erbaut,

ist in eine Moschee verwandelt. Auch gibt es daselbst, wie in der Hauptstadt, ein Schloß der sieben Thürme.

Der Anblick von Salonichi aus dem Hafen ist sehr angenehm; das Innere der Stadt ist, wie beinahe in allen türkischen Städten, elend. In den ersten Tagen nach unserer Ankunft entstand eine fürchterliche Feuersbrunst daselbst, welche beinahe die ganze Stadt in Asche verwandelt hätte. Als Festung ist Salonichi unbedeutend, dagegen aber wichtiger durch den unermeßlichen Handel, dessen Mittelpunkt sie ausmacht, und der unter einer andern Regierung noch weit blühender werden könnte.

Während unseres längern Verweilens auf dieser Rhede, faßte ich den Entschluß, den berühmten Olymp zu besteigen. Am 10. Juli 1780 verließen wir die Fregatte, und traten die Reise dahin an. Ich entschloß mich, als Arzt aufzutreten: denn bekanntlich steht die Kunst, die Krankheiten der Menschen zu erkennen und zu heilen, bei den Orientalen im höchsten Ansehen. Diese setzen ein außerordentliches Vertrauen in die Europäer, entweder weil sie eine größere Meinung von unsern Einsichten, als von denen ihrer Empyriker haben, oder weil sie mit den aufgeklärtesten Nationen Europas die Thorheit gemein haben, daß sie allem den Vorzug geben, was von der Ferne kommt.

Wir mietheten ein kleines Fahrzeug, um uns auf

die westliche Küste des Meerbusens überführen zu lassen. Die Trunkenheit unserer Ruderknechte nöthigte mich, selbst das Steuerruder zu ergreifen. Während der Dunkelheit der Nacht fiel eine hohe Welle in das Schiff, und überschwemmte unsre beiden Trunkenbolde. — Mit Entzücken erblickten wir mit Tages-Anbruche das reitzende Land, welches vor uns lag. Unsere Kleider trieften fast alle von Seewasser und klebten auf der Haut fest, die Kälte, von welcher wir durchdrungen waren, gab uns ein leidendes Ansehen, das zu unserm schlechten Anzuge vollkommen paßte.

Nachdem es unsern Schiffern geglückt war, ihr halb verfallenes Fahrzeug in eine kleine Bucht zu ziehen, begaben wir uns auf das eine halbe Stunde von der Küste entfernte Dorf Vrumeri; es hat eine reitzende Lage, in einer sehr fruchtbaren Ebene, und ist gut gebaut. Die Dörfer in Mazedonien oder Albanien gewähren einen äußerst angenehmen Anblick. Man glaubt wegen der vielen Bäume, welche man auf der ganzen Strecke erblickt, einen großen Garten vor sich zu sehen. Alle Häuser in diesen Dörfern bewachen ein oder mehrere Hunde mit bewunderungswerther Sorgfalt. Sie sind sehr schön, außerordentlich groß und stark, zugleich aber auch äußerst böse und tückisch.

Die Einwohner von Vrumeri, ob sie gleich sämmtlich Griechen sind, haben in der That ein har-

tes, wildes und grausames Ansehen, wie es mir bei keiner von den verschiedenen Völkerschaften dieser Nation, welche ich bisher besucht hatte, noch jemals vorgekommen war. Das Oberhaupt des Dorfes war ein alter griechischer Pope, welcher viel versprach und wenig hielt. Kaum in dem Dorfe angelangt, wurden uns schon Kranke zur Behandlung übergeben. Wir ließen Ader, fühlten den Puls u. dergl., und verschafften uns ein großes Ansehen.

Unsere Reise ging durch eines der schönsten Länder in der Welt, in welchem die Vegetation äußerst kräftig und wirklich üppig, auch der Ackerbau ziemlich gut bestellt ist. Den Reichthum des Bodens vermehren Obstbäume in Menge, bedecken mit ihrem kühlenden Schatten das ganze Land, und dienen einer Menge Vögel aller Art, den gewöhnlichen Gefährden der Fruchtbarkeit zum Aufenthalte. Besonders gibt es in der Nähe von Salonichi sehr viele Störche.

Nachdem wir den 11. Juli bei einer schrecklichen Hitze den ganzen Vormittag gegangen waren, so kamen wir gegen Mittag in das große Dorf Katherinn, welches die Residenz eines albanischen Fürsten ist. Er hatte sich gegen die Pforte empört, ließ sich nicht von uns sehen, weil er Verrath befürchtete, gab uns jedoch zwei Soldaten zu Begleitern. Nach Mitternacht kamen wir in ein Dorf, welches am Fuße des Berges liegt, und von den Griechen Skala (Leiter oder Stufe) genannt wird, weil man bei demsel-

ben schon eine ziemliche Höhe erreicht, der Berg aber, welcher sich bis dahin nur allmählig erhoben hat, jenseits desselben steil und beschwerlich wird.

In dem griechischen Kloster zu Skala wurden wir von den Mönchen sehr gut aufgenommen. Zu Skala übersieht man schon auf der einen Seite das Meer, die benachbarten Küsten des Berges Athos, und zahllose Inseln; auf der andern schweift der Blick über die schönen Ebenen von Mazedonien, in welchen einst Philipp und Alexander geherrscht haben, die jetzt der Barbarei der Unwissenheit preis gegeben und durch Raub und Tyrannei zerrüttet sind. Die Wälder, welche das Kloster von Skala umringen, bestehen aus Fichten, Tannen, Eichen, Buchen ꝛc., und sind mit wilden Schweinen, Hirschen, Rehen, Bären und Vögeln verschiedener Art bevölkert. Die Nachricht von der Ankunft einer Bande Aufrührer im Kloster, setzte uns in nicht geringe Verlegenheit. Der Entschluß zu fliehen, hatte uns die Verfolgungen und Mißhandlungen dieser rauhen Krieger-Horde zugezogen. Ermuthigt kehrte ich zurück, stellte dem Aga die Ursache unserer Reise vor, nämlich: daß wir fremde Aerzte seyen, und kostbare Kräuter, welche nur auf dem Olymp wachsen, sammeln wollten. Der Aga hatte zum Glücke ein Geschwür am Beine; er vertraute sich sogleich meiner Behandlung an. Ich durfte ihn nicht mehr verlassen, sondern mußte den ganzen

Abend bei ihm zubringen; wir rauchten Taback, und aßen mit einander zu Nacht.

Auf die Nachricht bei den Soldaten dieses Häuptlings, daß zwei fremde Aerzte angekommen seyen, schickte ich meinen Gefährten zu den Albaniern, er machte aber seine Sache schlecht, und wäre bald mit Schimpf abgezogen. Ich mußte mich nun im höchsten Grade zusammen nehmen, um nicht das nämliche Schicksal zu haben; allein ich war dessen ungeachtet so glücklich, daß man mich für einen äußerst gelehrten Arzt hielt.

Am folgenden Tage setzten wir unsern Weg auf den Olymp fort, kehrten abermals in dem 3 Stunden vom vorigen Kloster entfernten Kloster des heil. Dionyß ein. Der Berg theilt sich hier in mehrere senkrechte Felsen; das Gebäude liegt in der Mitte von himmelhohen, spitzig zulaufenden Klippen. Die Mönche zeigten uns in einer Grotte eine kleine Kapelle, welche der Heilige erbaut haben soll. Auch soll er eine Quelle durch ein Wunder vorgebracht haben, indem er in der Noth nach frischem Wasser, nicht wie einst Moses mit dem Stabe, sondern blos mit seiner Nachtmütze gegen den Felsen geschlagen hat.

In der kleinen Kirche dieses Klosters hängt ein großer und schöner Kronleuchter aus Bronce, welcher in Teutschland verfertigt worden ist. Die kleine, aber ausgesuchte Bibliothek von griechischen und lateinischen Werken, welche gleichfalls sämmtlich in Teutschland

gedruckt wurden, berührt kein Mensch. Eine große und sonst gewöhnliche Schlaguhr erregt die Bewunderung des ganzen Bezirks.

Oberhalb dieses ganz einsam und in einer tiefen Wildniß liegenden Klosters, gibt es keine menschlichen Wohnungen mehr auf dem Olymp. Wir versuchten den Gipfel zu ersteigen, kamen aber bald an ungeheuere Massen von Schnee und Eis. Je höher wir stiegen, desto seltener wurden die Spuren von Vegetation; allein in einiger Entfernung von dem Gipfel des Berges bringt die Natur durchaus nichts mehr hervor; der Gipfel ist ganz nackt, und stellt eine mit Schnee und Eis bedeckte runde Wölbung vor, auf welcher es unmöglich ist, sich aufrecht zu halten, oder gar zu gehen.

XXV. Wenige Tage nach unserer Rückkehr von Olymp verließen wir auf einer Fregatte den Hafen von Salonichi, begrüßten im Vorbeifahren noch einmal den Olymp, den alten Wohnsitz der Götter und seine ehrwürdigen Wälder, die wir eben besucht hatten, fuhren um die Teufels-Inseln, und steuerten gegen Süden. Diese Inseln sind sehr klein und eigentlich bloße Klippen, die beträchtlichste unter denselben führt den Namen Jura. Letztere und einige andere noch kleinere und ebenfalls ganz unbewohnte Inseln liegen nahe bei der etwas größern, aber unbedeutenden Insel Palagnisi, die alte Peparethus. Das Oel und der Wein, welche auf

ihr wachsen, wurden für vorzüglich gut gehalten. Die Küsten sehen wegen der vielen Ausschnitte ganz zackig aus.

In den beiden kleinen Inseln Serakino und und Dromi finden die Seefahrer einen bequemen Wasserplatz. Zwischen ihnen und der Insel Skopoli liegt in der Mitte des Meeres ein großer Berg, welcher den Namen St. Elias führt. Noch mehrere andere sehr hohe Berge in Griechenland führen diesen Namen. Scopoli, zuweilen Scopelo, das alte Scopelos, ist die vorzüglichste unter dieser Insel-Gruppe, und liegt schon sehr nahe an dem festen Lande von Griechenland. Sie ist sehr fruchtbar, ihr Wein noch jetzt einer der besten im Archipel; nur schmeckt er sehr nach Theer. Bei der Stadt auf der Insel ist zwar ein ziemlich tiefer, aber unsicherer Hafen.

Die letzte unter diesen Inseln, oder vielmehr diesen Trümmern des griechischen Festlandes ist die zunächst an der Küste gelegene Insel Skiatho, welche ein etwa 2 Stunden breiter Kanal von Scopoli trennt.

Seitwärts von der Insel Dromi liegen 2 oder 3 Klippen, welche man die Brüder (Adelphi oder Fratelli) nennt, und südwärts von der Insel Pelagnisi liegt die äußerst kleine Insel Scangera.

Wir segelten zwischen den Inseln Skiro und Ipsara. Erstere ist das alte Königreich des Dio-

medes, und berühmt durch Achilles Liebes-Geschichte mit Deïdamia. Jetzt ist sie nichts mehr, als ein Schauplatz von Elend mit den Spuren einiger alten Pracht-Gebäude.

Die bedeutende Insel Andros, welche vorwärts vor der Halbinsel Egripos, gewöhnlich Negropont genannt, liegt, erstreckt sich, wie diese, gegen Süd, und ist ganz unverkennbar eine Fortsetzung von dem Kap Dorro. Sie hing mit der Insel Tine zusammen, und diese wieder mit Mykone. Die Insel Andros ist, wie schon Strabo bemerkt hat, durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und durch die vorzügliche Güte ihrer Produkte eine der merkwürdigsten Inseln im Archipel, welcher nichts als ein guter Hafen und eine vernünftige Regierung fehlt.

Wir fuhren zwischen diesen Inseln und dem Kap Doro, ließen die kleine Insel Jura, ehemals Gyarus, in welche die Römer ihre Missethäter zu verbannen pflegten, und etwas weiter die Insel Syra, deren Einwohner sämmtlich katholisch sind, zu unserer Linken liegen, und segelten dann durch die lange Reihe von Inseln, welche sich von dem Kap Kolonna sehr weit in das Meer erstrecken. Endlich warfen wir in dem Meerbusen von Napoli, vor der Stadt dieses Namens, welche gewöhnlich Napoli di Romania heißt, auf der Küste von Morea, die Anker. Die Stadt und der Hafen werden durch eine ungeheuer hohe Festung, welche das Werk der Ve-

netianer ist, vertheidigt. Sie ist eine von den Städten der Levante, in welchen der Handel am meisten blüht. Die Schiffe laden hier, wie überhaupt auf der ganzen Küste von Morea, eine ungeheuere Menge Oel. Die Oliven-Bäume machen den vornehmsten Reichthum dieses Landes aus.

Von dem alten Argos findet man keine Spur mehr; denn die Zeit und Menschen haben gewetteifert, sie zu zernichten, und alle Merkmale ihres Daseyns zu vertilgen.

Von Napoli di Romania begaben wir uns auf die Insel Malta, und von da nach dem Hafen von Toulon, wo wir am 18. Oktober 1780 einliefen, nachdem ich beinahe 4 Jahre mit ununterbrochenen Reisen in größtentheils wenig bekannten Ländern zugebracht hatte.

Murhard's Beschreibung von Konstantinopel *) im J. 1800.

Erster Theil.

I. Die unvergleichliche Lage Konstantinopels bietet dem Beschauer eine bezaubernde Fülle von

*) Konstantinopel und Petersburg. Der Orient und der Norden. Eine Zeitschrift, herausgeg. von H. v. Reimers und F. Murhard. St. Petersburg u. Penig bei F. Dienemann u. Comp. 1805/6. 8. 7 Bände.

Friedrich Murhard, geb. zu Kassel 7. Dez. 1779, unterrichtet vorzüglich in orientalischen Sprachen, reiste 1799 über Ungarn und Varna nach Konstantinopel, und kehrte über den griechischen Archipel und Triest nach Wien und Kassel zurück. Nach einer andern Reise durch einen Theil Italiens, der Schweiz, Frankreich und Holland wurde er Redakteur des offiziellen westphälischen Moniteurs und Präfektur-

Reitzen dar; von welchem Standpunkte man diese Hauptstadt betrachtet, wird sie immer die Seele mit Bewunderung erfüllen. Doch den herrlichsten Anblick erhält man, wenn man den Leanders-Thurm zum Mittelpunkte seiner Forschungen macht, und seine staunenden Blicke über den unermeßlichen Götter-Garten hingleiten läßt.

Man befindet sich daselbst gerade in der Mitte dreier großer Meeres-Arme; einer kommt von Nord-Ost, der andere ist gegen Nord-West, und der dritte, durch das Gewässer von beiden gebildet, ergießt sich gegen Süd in den Propontis. Alle 3 Meeres-Arme bespühlen auf beiden Seiten, soweit die Blicke nur reichen können, Landschaften, welche sich majestätisch über die schöne Fläche des See-Spiegels erheben, und

---

Rath des Fulda-Departements zu Kassel. Nach der Auflösung des Königreichs Westphalen zog er sich in seiner wohlhabenden Unabhängigkeit nach Frankfurt zurück, wo er seit 1821 Posselts Annalen mit großer Freimüthigkeit fortsetzte, bis er durch Mißverständnisse auf einer Reise durch Hanau auf 6 Monate verhaftet wurde. Nach 6 1/2 Monaten wurde er aus dem Gefängnisse gegen Kaution entlassen, und seiner vorigen Freiheit wieder gegeben, in welcher er mit seinem Bruder bis jetzt fortlebte. (Mehr findet sich in Meusel's gel. Teutschland, und in Brockhaus Kom. Lex. VI. Aufl. Bd. XII. 1, 393.)

(Jäck.)

auf welchen zahllose Hügel mit großen und kleinen Städten, mit Schlössern, Gärten, Kiosken, Hainen und Thürmen bedeckt, dem Auge entgegen leuchten. Jemehr diese Kanäle der Stadt sich nähern, desto mehr vergrößert sich die fast unendliche, aber in jedem Betrachte unübersehbare, Zahl von Gebäuden und Anlagen. Ueber alle diese zahllosen Werke der Kunst und der Natur ragen in unglaublicher Menge meist vergoldete Dome, Kuppeln, Thürme, Minarets, hohe Gallerien, Tempel und Paläste empor, welche königlich ihre seltsam geschmückten Häupter von unendlichen Formen und namenlosen Gestalten in die Luft strecken, und unzählige bunt gemalte morgenländische Häuser, und mit Zypressen und andern Bäumen bepflanzte Gärten beschatten, welche sich unter ihnen in unabsehbaren Labyrinthen hinstrecken.

Die Menge von Fahrzeugen und Schiffen, welche rund um den prächtigen, hellschimmernden Hafen einen in der Mitte offenen Kranz bilden, und eine ausserordentliche Anzahl von Tschaiken, Gondeln, Barken und kleinen Schiffen, durchkreutzen sich von allen Seiten und nach allen Richtungen, theils mit Segeln, theils mit Rudern, und gewähren den Anblick eines glänzenden See-Treffens.

Von den Höhen des alten Byzanz kann man mit einem Blicke die beiden schönsten und mächtigsten Erdtheile umspannen, und in einer Viertelstunde seine Befehle von Europa nach Asien übersenden. Die

unendliche Fülle von Gaben der Natur auf diesem Erdstriche brachte den Kaiser Justinian auf die Meinung, daß die Menschen einen so reitzenden Ort, wie Konstantinopel, nie völlig zerstören und verlassen könnten, und nannte sie deßwegen die ewige Stadt (urbis aeterna).

Konstantinopel, oder bei den Morgenländern Stambul, Istambul oder Islambul, am Thrazischen Golfe, liegt im 40° 1′ 27″ nördlicher Breite und 26° 35′ der Länge auf der ganzen breiten Erdzunge, welche in Form eines spitzigen, auf dem Scheitel nur abgestumpften Dreiecks, am Ausflusse des Kanals des schwarzen Meeres, in das Meer von Marmora hervor ragt, und mit dem gegenüber liegenden Theile des Festlandes von Europa, welcher eben dadurch gleichfalls eine Halbinsel wird, den schönsten, geräumigsten und bequemsten Hafen der Welt bildet.

Grelot gibt den Umfang des eigentlichen Stambul auf ungefähr 4 Lieues an. Nach Bjoernstahl sind von den 7 Thürmen bis zur Moschee Top-Dschamie in gerader Linie 14,075 Fuß. Niebuhr, welcher alle Seiten der Stadt mit einer kleinen Bousole und seinen eigenen Schritten gemessen hat, setzt den Umfang der eigentlichen Stadt auf 6000 Schritte; dieses ist aber vielleicht nur von der Land-Seite zu verstehen.

Die Anzahl der Thore belauft sich jetzt auf 25; sieben befinden sich auf der Landseite, sieben gegen

das Meer von Marmora, und eilf am Hafen. Die Menge der Häuser am Bosporus wird von dem Fürsten Kantemir überhaupt auf 400,000 angegeben, die der Kirchen, Moscheen und Dschamien schätzt man auf 5—6000.

Ganz Konstantinopel ist mit hohen und starken Mauern umgeben. Auf der Landseite zwischen den 7 Thürmen und der Vorstadt Ejub sind sie doppelt, und stehen ungefähr 20 Schuhe von einander ab. Beide trennt ein steil ausgestochener, ungefähr 25 Schuhe breiter Graben, über welchen von den Thoren mehrere Brücken führen. Der größte Theil der Mauern besteht aus großen gehauenen, der übrige aber aus Ziegelsteinen. Beide Mauern sind ihres hohen Alters ungeachtet noch gut erhalten. Die Schießscharten, Kourtinen und übrigen Oeffnungen in den Thürmen, dem Aufenthaltsorte der Stadtwachen, sind gleichfalls gut angebracht. An den Zinnen der Thürme erkennt man gleichfalls ihr hohes Alter. Arvieux sagt, ein Fußgänger habe 4—5 Stunden nöthig, diese Mauern zu umgehen.

Die Mauern auf den beiden andern Seiten am Wasser sind nicht doppelt, auch nicht so hoch und stark, wie die auf der Landseite, scheinen schlecht erhalten und vernachlässigt zu seyn. Die Thürme stehen immer in ziemlichen Entfernungen von einander. Auf diesen beiden ist es nicht möglich, die Stadt in allen Orten zu umgehen.

II. Kein Theil der Stadt Konstantin's zieht die Aufmerksamkeit des Fremden so sehr auf sich, und keiner verdient es vielleicht in dem hohen Grade, als das Serail des Groß-Sultans. Es liegt gegen den Aufgang der Sonne, an dem östlichen Ende von Konstantinopel auf einer Landspitze, wo der Hafen mit den Gewässern des Bosporus sich vereinigt, in Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks, und schließt die ganze Höhe eines Hügels, und die Ebene unter demselben, welcher von der Sophien-Kirche bis an das Meer reicht, in sich. Muhamed II., welcher 1433 Konstantinopel den Griechen mit stürmender Hand entriß, verließ, durch die Annehmlichkeit dieses Platzes gereizt, das alte, in der Mitte der Stadt liegende Serail, Eski-Serai, und legte 1478 den Grund zu dem neuen, welches der beständige Wohnsitz der türkischen Sultane geblieben ist.

Die Aussicht vom Serail ist entzückend. Gegen Süd-Ost erblickt man den Meerbusen von Nizäa, die Gestade von Asien und Scutari, die reitzenden Gegenden des Bosporus, und die Vorstädte Pera, Galata, Topana und Fondukli stufenweise jenseits des Hafen an Bergen. Auf der einen Seite hat man die unendliche Aussicht über den Propontis; auf der andern den schimmernden Hafen mit seinen tausend Mannigfaltigkeiten.

Die Serails-Gebäude sind auf der erhabensten Spitze errichtet, und gehen theils auf die vielen Gär-

ten, welche abhängig nach den Gestaden angelegt sind, theils gegen die Gewässer beider am Ecke dieses Zaubersitzes zusammen stoßenden Meere. Diese berühmte Residenz besteht in einer Menge von Gebäuden und Pavillons, welche von den türkischen Sultanen nach und nach, entweder nach ihren Einfällen, oder nach dem Geschmacke verschiedener Günstlinge und Favoritinnen aufgeführt wurden. Wegen des Geschmackes der vielen Baumeister und wegen der verschiedenen Wünsche der Sultane vermißt man jene edle Harmonie und Einfalt, die ein Kunstwerk bezeichnen, welches nach einem bestimmten Entwurfe mit Einheit und Festigkeit angelegt, auf einen bleibenden Punkt der Ansicht berechnet wurde. Das Serail bildet den östlichsten Theil der Hauptstadt der Türken, und kann schon an und für sich als eine kleine Stadt angesehen werden. Auf der Landseite stößt es dicht an das übrige Konstantinopel, und wird nur durch eine dicke Mauer von demselben getrennt. Der Umfang desselben beträgt drei Viertel, bis eine teutsche Meile. Die starken Mauern haben auf der Seeseite viereckige, auf der Stadtseite runde Thürme. In diesen halten beständig theils Amazoglans, oder Agem-Oglani, theils Bostandschi Wache, damit Niemand, weder auf der See, noch auf der Landseite zu sehr dem Serail sich nähere.

Die von Steinen aufgeführte Brüstung, auf welcher die Serails-Batterien sich befinden, geht rund

um die Residenz. Die Kanonen liegen ohne Lavetten, und so gestellt, daß sie dem Wasser gleich schießen. Ihre Anzahl mag sich auf 40—50 belaufen; ihre Größe ist verschieden. Obgleich alle geladen sind, so wird doch nur bei besondern Gelegenheiten Feuer daraus gegeben. Diese sind vorzüglich große religiöse und politische Feste, z. B. die ersten Tage des Beirams; die Nachricht von der Eroberung eines Landes u. s. w. Außerdem wird von diesen Batterien der Tod der in dem Serail Hingerichteten der Stadt verkündet, indem nämlich dem Herabsturze des Leichnams aus den Fenstern des Serails ein Kanonenschuß als Todten-Feier nachfolgt. Auch werden feindliche Schiffe hier mit einer feindlichen Ladung begrüßt.

Außer diesen Galata und Skutari gegenüber aufgerichteten und stark mit Geschütz bepflanzten Schanzen hat das Serail noch eine besondere kleine Batterie auf einem erhabenen, ungefähr 5 Klafter breiten Platze, der die Länge des Pallastes und der Gestade bestreichen kann. Die hier befindlichen Kanonen sind gleichfalls immer geladen.

III. Um das Aeußere des Serails noch genauer kennen zu lernen, fahre man von den sieben Thürmen ab, und rudere längs der Gestade um die Wasserseiten des kaiserlichen Palastes. Man befindet sich mit einem leichten Schiffchen auf den Gewässern des Propontis, und hat während der ganzen Zeit Konstantinopel zur Linken, rechts die Aussicht auf eine

unendliche Meeresfläche, welche in weiter Ferne an einem Orte durch die Prinzen-Inseln begränzt ist, welche sich gleich kleinen unmerklichen Hügeln aus der See zu erheben scheinen. So lange man noch die Stadt zur Seite hat, kann man sich so nahe an den Ufern halten, als man will; bei dem Anfang des Serail-Gebietes muß man sich eine beträchtliche Strecke von den Gestaden entfernen.

Von den sieben Thürmen bis zur äußersten Spitze der in das Meer sich streckenden Landzunge, ehemals Akropolis genannt, sind die Grundvesten der Stadt und Serails-Mauern durch außerordentlich große Steinstücke, welche unordentlich auf einander gehäuft, einen starken Damm gegen den Andrang der Wellen bilden, verstärkt. Bei dem Serail scheint alles stille und öde; kaum daß hier und da ein Schiffchen mit Bostandschis anlandet; oder daß sich an manchen Orten Wachen und Verschnittene zeigen.

Bei dem Anfange der Serails-Mauern stößt man auf einen prächtigen Kiosk, welcher alle andern am Ufer aufgebauten der k. Residenz an Höhe und Größe übertrifft. Er steht auf schönen Schwibbogen, und faßt drei ansehnliche, kostbar ausgeschmückte Säle in sich, welche mit vergoldeten Kuppeln bedeckt sind. Das Innere ist mit verschiedenen Porphyr und Marmor-Arten belegt, und zugleich eine Menge Schnitzwerk von Gold angebracht. Gewöhnlich sind die

Fenster durch hölzerne, wohlverzierte Gitterwerke verschlossen.

Dieser Ort gewährt wegen seiner Erhabenheit eine weite Aussicht auf den Bosporus, den Propontis und einen Theil der Stadt. Zuweilen belustigt sich hier der Sultan mit seinen Frauen und Stummen. Verdeckte Gänge führen durch die Gärten aus dem Harem nach diesem einen Ende des Pallastes. Durch die Fenster kann man inwendig alles sehen, was Außen vorgeht, ohne daß man selbst gesehen wird.

Dieser Kiosk führt den Namen Kiosk des Bostanschi-Baschi, eines der vornehmsten Großen des Serails, theils weil er hier einen Ausgang aus dem Pallaste hat, theils weil er sich hier oft aufhalten muß, um Acht zu haben, was sowohl in der k. Residenz, als auch auf den Meeren, von welchen sie umgeben ist, vorgeht.

An einer Mauer kann man angezeichnete Kreuze bemerken, ein Beweis, daß hier ehemals ein christliches Gebäude gestanden seyn müsse. In der Nähe dieses Ortes werden durch ein großes Fenster die Erdrosselten aus dem Serail in das Meer geworfen. Wenn man von Konstantinopel nach dieser Süd-Ostspitze des Serails kommt, so erscheint dieses als ein Haufe ohne Ordnung, Symmetrie und Regelmäßigkeit zusammen gefügter Gebäude, welche theils groß, theils klein, theils mit Terrassen, theils mit Domen und Thürmen versehen sind, und zwischen

denen sich Gärten und Haine zeigen. Die hohen Mauern benehmen hier die Aussicht.

Der Platz von Konstantinopel, vor dem Pavillon des Bostandschi-Baschi, bildet theils einen Kay, theils ist er hin und wieder mit Zypressen bepflanzt, welche den Anfang der Serails-Gebäude noch mehr verstecken. Auf demselben befindet sich ein großer Springbrunnen, bei dem das Wasser aus 8 Löchern eines Felsen in ein breites Becken fällt, und große Bogen bei seinem Sturze macht. Diesen Fontaines schreiben die Griechen zu Konstantinopel eine große Heilkraft zu. Jährlich am Tage der Verklärung versammeln sie sich da in außerordentlicher Menge, und begehen die lächerlichsten Zeremonien.

Sie lagern sich um den heiligen Brunnen und trinken das Wasser desselben unter vielen Gebeten und Kreuzigungen. Der Genuß dieses Wassers soll die Gesunden vor ansteckenden Seuchen bewahren. An Fieberkranken, erzählt man, wirke dieses Wasser wahre Wunder. Hier herrscht ein sonderbarer Gebrauch. Man macht tiefe Löcher, jedes von der Höhe eines Mannes, und stellt in dieselben die Kranken so, daß der obere Rand des Loches ihnen bis an den Hals reicht. Sorgfältig werden dann alle Oeffnungen auf dem Boden mit Sand so verstopft, daß man von dem Körper nichts als den Kopf erblickt. Die Griechen laufen herum mit Gefäßen voll heiligen Wassers, schlagen Kreuze, stammeln Gebete, und glauben den

Kranken nicht genug Wasser eingießen zu können. Zuweilen wäscht man ihnen auch das Gesicht und den Scheitel.

IV. Von dem Kiosk des Bostanschi-Baschi kann man dieses religiöse Schauspiel der Griechen auf dem Stadtplatze bei dem Agiasma, (dieses ist die Benennung der Fontaine bei den Neugriechen) genau betrachten; deßwegen versäumt der Sultan selten, sich an diesem Tage einige Stunden einzufinden, und unbemerkt alles anzusehen.

Links von der Süd-Ostspitze des Kiosk, weiter nach der Akropolis, bemerkt man lange Zeit an den Gestaden nichts, als hohe Mauern und Thürme, endlich aber kommt man an die Batterien. Hier erscheinen die inneren Gebäude des Serails meistens niedrig, eines aber von beträchtlichem Umfange und ansehnlicher Größe fällt besonders in das Auge. Es ist hoch, ragt stark über die andern hervor, und hat, ganz aus Quadersteinen aufgeführt, drei Reihen Fenster über einander. Neben demselben finden sich viele kleine, wohl verzierte morgenländische Paläste, meistens mit Blei gedeckt, deren obere Verzierungen stark vergoldet sind, und grell gegen die weißen Steine, aus welchen alle andern Theile bestehen, abstechen. Einen sehr angenehmen Anblick gewähren die vielen Schornsteine mit vergoldeten Pyramiden, und die mit Kuppeln versehenen Pavillons oben auf den platten

Dächern der Gebäude, und die vergoldeten Gallerien und Treppen, welche von ihnen abführen.

Nach der Zurücklegung der Hälfte der Batterien sieht man an der äußersten östlichen Serail-Spitze eines der 4 Hauptthore des Palastes, das so genannte Garten-Thor (Bostan-Kapi). Zwei hohe Thürme, rund mit Pavillons versehen, umgeben dasselbe. Außerhalb der Mauern wird es auf dem Kay von mehreren Zypressen-Bäumen umschattet.

Unter diesen Thürmen bewachen Tag und Nacht zwei Haufen Bostanschis den Eingang des kaiserlichen Palastes von der Meeres-Seite. Nur einige vornehme Offiziere und Große des Serails werden durch dieses Thor eingelassen. Wenn der Sultan mit seinen Favoritinnen und Odaliken von hier eine Fahrt auf den Kanal macht, so nehmen schwarze Verschnittene die Stelle der Bostanschis ein.

Um das Vorgebirge, Serai Burnu von den Türken genannt, welches die östliche Serail-Spitze bildet, und links von der andern Hälfte der Batterien, segelt man an einem langen Kay weg, welcher sich außerhalb der hier stark bewachten Mauern und Thürme befindet, und mit Bäumen bepflanzt ist. Ein Brunnen süßen Wassers, welcher aus dem Serail kommt, ergießt sich hier in das Meer.

Weiter hin sind 6—7 niedrige verdeckte Remisen, gleichfalls auf dem Kay außerhalb der Serail-Mauern. In denselben stehen die Tschaiken, Brigantinen und

Lustschiffe des Sultans mit Moresken und orientalischen Zierrathen überladen, entweder gemalt oder stark vergoldet; bei vielen strahlen sogar die Ruder, die Segelstangen und die Schiffs-Hacken vom Glanze des Goldes.

Nach den Schiffe-Remisen folgt der große Kiosk, welchen Sultan Soliman an den Gestaden des Serails aufbauen ließ, um mit seinen Odaliken das Ein- und Auslaufen seiner Flotte sehen zu können. Er ist in die Länge gebaut, und von mehreren Erkern umgeben. Inwendig befinden sich drei große Salons nebst vielen Nebengemächern, welche mit einer Menge kleiner goldener Kuppeln bedeckt sind. Das Gesimse und die Wände sind prächtig dekorirt, die Divans und der Fußboden mit reichen Gold- und Silberbrokaten, mit persischen Teppichen und ostindischen Musselinen belegt. Verdeckte Gänge führen aus dem Harem zu diesem Kiosk. Den Schlüssel zu dem innern Thore hat der Kislar Aga, und ohne seine Erlaubniß kann sich keine Odalike in diesem Gebäude einfinden.

Nur durch einen Thurm und ein Stück Mauer getrennt, steht von diesem nach Westen ein anderer weit prächtigerer Kiosk, gleichfalls vom Sultan Soliman erbaut. Jener heißt Sinankiosk, dieser Haleikiosk, weil hier der Groß-Sultan ausfährt, wenn er mit Schiffen einen glänzenden Zug irgend wohin machen will. Das Hauptgebäude besteht in einem großen runden Saale, über dessen weiten Dome ein

zweiter weit kleinerer sich erhebt, welcher das Dach eines schön verzierten Thürmchens bildet.

Der Haleikiosk liegt weit tiefer und näher am Wasser, als der Sinankiosk, und ist weit freier und luftiger als dieser. Vorzüglich sehenswürdig sind die 12 großen Marmor-Säulen, auf welchen dieses Gebäude ruht; das Schnitzwerk an den Fußgestellen und Gesimsen ist ächt arabisch und griechisch in bunter Vermischung. Die Malereien nach persischer Art, die getäfelten Seitenwände und viele andere Dinge sind hier von ausgezeichneter Schönheit.

Nicht weit von Haleikiosk schlängeln sich die Mauern des Serail in einer krummen Biegung nach Süd, während sich die Mauern der Stadt in gerader Linie, fast mit den Serails-Mauern auf der Nordseite, nach Abend ziehen, und mit den Mauern, welche die Westseite der kaiserlichen Residenz umgeben, einen spitzigen Winkel bilden. Noch ehe man hierher gelangt, beschatten am Kay *) viele Bäume die kleinen mit Mauerwerk umgebenen Häuser, in welchen sich gleichfalls einige Wachen befinden. Die Menge dieser Häuser außerhalb der Mauern und nahe am Meere nimmt zu, je mehr man die Stadt zur Seite bekommt, und scheint endlich eine kleine Vorstadt zu bilden.

---

*) Kay's sind Markt-Plätze vor allen Thoren zur Bequemlichkeit der Stadt.

V. Die Sophien-Kirche, von deren Lobeserhebungen die byzantinischen Schriftsteller so voll sind, daß sie dieselbe oft einen irdischen Himmel, einen Wohnort der Engel, und Gottes selbst nennen, wird mit Recht zu einer der ersten Merkwürdigkeiten der Hauptstadt der Osmanen gerechnet. Sie wurde vom Kaiser Justinian erbaut; Porphyr und Granit, Marmor aus drei Welttheilen, edle Metalle, Perlen und kostbare Steine in unbeschreiblicher Menge wurden daran verschwendet. Siebzehn Jahre sollen alle Einkünfte aus Aegypten auf diesen Bau verwendet worden seyn; die große silberne Säule des Theodosius, 7400 Pfund schwer, mußte in den Schmelz-Tiegel geworfen werden; 8 Porphyr-Säulen aus Aurelians Tempel der Sonne, brachte eine römische Dame zum Geschenke; 8 andere des hohen Alterthums von grünem Jaspis, welche einst das Dach des Tempels der Diane trugen, schenkte der Magistrat von Ephesus; Klein-Asien, die Inseln des Archipel, selbst Galliens entfernte Provinzen mußten manche ihrer Zierden zu Justinians Werk hergeben. Eine Menge bleierner Röhren wurden eingeschmolzen zur Bekleidung der Dächer und Kuppel; viele öffentliche Besoldungen und milde Stiftungen eingezogen, um dieses Wunderwerk (man gibt 320,000 Pfund Goldes als Bausumme an) zu seiner Größe und Majestät zu bringen. Da konnte der Kaiser, stolz auf sein Werk herab blickend, sagen:

„Ich habe dich besiegt (übertroffen), Salomo!“ (ἐγω τὸν Σαλόμονα ἔνικα).

Anthemius von Tralles, den größten Mechaniker und Architekten seines Zeitalters, dessen Genie den Tempel erschuf, raubte der Tod, da er kaum den ersten Grund des Gebäudes gelegt hatte. Obgleich andere geschickte Baumeister den Bau übernahmen, so konnte dieser doch nicht mit der Vollkommenheit vollendet werden, mit welcher er angefangen worden war; indessen verdient Isidor von Milet, welcher die oberste Leitung führte, Ruhm.

Bei dem ganzen Baue ward nicht ein Stückchen Holz angewandt, außer an Orten, wo es unvermeidlich war, und zur Unterstützung der Glocken; alles andere ward massiv aus Eisen, Quader- und Marmor-Steinen zu Stande gebracht. Neben diesem Tempel stiftete Kaiser Justinian auch ein Kloster, dessen Einkünfte sich fast auf die ungeheuere Summe von einer Million Reichsthaler beliefen, und nebst 900 Priestern noch viele Offiziere und Aufseher ernährte, welche bei dem Dienste der h. Sophia angestelt waren.

VI. Im 32. Regierungs-Jahre Justinians stürzte durch ein Erdbeben die ganze östliche Hälfte des neuen Tempels nebst dem halben Dome auf derselben ein. Nicht minder große Zerstörungen litt das Gebäude unter Justinians Nachfolgern. Basil der Mazedonier mußte den gegen Westen liegen-

den halben Dom, welcher an verschiedenen Orten Löcher bekommen hatte, mit großen Kosten ausbessern lassen. Unter der Kaiserin Anna und ihrem Sohne Johannes Paläologus wurde durch ein Erdbeben die heilige Sophia so beschädigt, daß ungeheuere Anstrengungen von Kräften, außerordentlicher Aufwand von Geld und Zeit erforderlich waren, sie wieder völlig herzustellen.

Seit dem diese Kirche in eine Moschee umgewandelt worden ist, prangt sie in der Hauptstadt und dem Reiche der Osmanen als die größte und die prächtigste aller Dschamien, welche dem Baue der übrigen als Modell gedient hat. Sie wird auf das sorgfältigste unterhalten, eine Menge Personen sowohl geistlichen, als weltlichen Standes sind dabei angestellt und mehrere fromme Stiftungen und Institute damit verbunden. Der Sophien-Tempel zieht den Grundzins (Rakuf) von allen Häusern in Smyrna, und wenn die Griechen, Armenier und Juden dieser Stadt ohne männliche Erben sterben, so fällt dem Schatze derselben ihr Eigenthum zu.

Die Sophien-Kirche steht auf dem Gipfel der Anhöhe des alten Byzanz und des Hügels, welcher bis zur Spitze des Serail und zu den Meeres-Gestaden hinab lauft, und bestreicht so einen sehr großen Theil des Hafens und des Kanals. Gegen Morgen stößt sie an den äußern Serails-Hof vor dem Thore der hohen Pforte, und auf allen andern Seiten ist sie

von den volkreichsten Quartieren Konstantinopels umgeben.

Sie steht ganz frei und wie alle neugriechischen Gotteshäuser gegen Osten gekehrt. Mehrere große, mit starken Mauern eingefaßte, und zum Theile mit Bäumen bepflanzte Höfe umgeben sie, und eine Menge zur Seite liegender Nebengebäude und Grabmäler gehören zu ihrem Ganzen. Die Mauern haben ein altes, verrauchtes Ansehen, und der vordere Theil des Tempels hat selbst nichts Prachtvolles.

Die allgemeine Gestalt dieses Gebäudes ist ein griechisches, in ein rechtwinklichtes Parallelogram eingezeichnetes Kreuz. Innerhalb der äußersten Einfassungen erscheint das Ganze von allen Seiten wie ein Viereck mit rechten Winkeln. Der Hauptttheil, welcher von dem großen Dom bedeckt wird, ist fast quadratisch; ihn verlängern nach Ost und West mancherlei Nebenwerke mit Kuppeln und Gallerien, Thürmchen und Säulengängen geziert, und bei dem vorzüglichsten Eingang gegen West umgeben den Vordergrund weitläufige doppelte Hallen, durch welche man in die Vorhöfe tritt. Von dem Haupttheile aber bilden auf beiden Seiten gegen Süd und Nord einige Nebenwerke die beiden Arme des Kreuzes.

Der Sophien-Tempel ist von Ost nach West 270, und mit den Umgebungen fast 500 Fuß lang, von Süd nach Nord aber 240, und bis an die Mauern fast 300 breit.

Der Haupt-Dom von zwei Halb-Domen und sechs kleinern Kuppeln umgeben, ragt in der Mitte hoch in die Luft empor, vertritt die Stelle des Daches von dem Schiffe des Tempels, welches die Gestalt eines Vierecks hat, dessen Länge nur wenig die Breite übertrifft, und ist, wie die übrigen Bedeckungen des Gebäudes, mit Blei belegt. Er ist ausnehmend platt und nieder gedrückt: denn er hat 105 Fuß oder 18 Toisen im Durchmesser und nur 18 Fuß oder 3 Toisen Tiefe. Die große Kuppel des Sophien-Tempels ist einzig in ihrer Art, ein wahres Wunderwerk der Mechanik und Baukunst. Das Gewölbe, eine fast vollkommene Halbkugel, wird durch 24 niedrige, kleine mit Arkaden umgebene Fenster erleuchtet, welche unten in dem ganzen Umkreise da angebracht sind, wo die Peripherie der Halbkugel auf dem Körper des Gebäudes selbst aufliegt. Diese um den Dom sich befindliche Fenster-Reihe ist oben und unten mit einem Vorsprunge von Quadern umgeben, welcher ihr als Einfassung dient, und zwischen einem jeden Paare dieser Fenster geht ein breiter Halbkreis von Arkaden in Mosaik, von der untern Einfassung bis zu der obersten Spitze der Kuppel. Auf dem obersten Gipfel in der Mitte erblickt man eine kleine runde Pyramide mit einem vergoldeten Halbmonde am Ende einer hohen, durch zwei Kugeln verzierten Stange.

Dieser Haupt-Dom, unter dem sich der Haupttheil des Tempels befindet, wird im Innern von 4

ungeheuern Pfeilern getragen. Ungeachtet diese vier Pfeiler noch durch starke Arkaden mit einander verknüpft, und durch 4 Granit-Säulen von vier Fuß im Durchmesser verstärkt werden, so hat man doch zur Sicherheit gegen häufige Erdbeben von Aufen 4 Pfeiler von einer ungeheueren Größe angebracht, welche eine Art sehr massiver Thürme sind.

Diese 4 Thürme haben oben eine Art von Mansarde, in der ein Fenster zu sehen ist. Unter diesem erblickt man noch drei andere Fenster über einander in einem Raume, welcher sich in der Mitte der Breite zeigt, bei einem jeden dieser Stütz-Thürme. Alle vier sind übrigens einander völlig gleich, und bei jedem derselben reicht ein Pfeiler von dem mit Blei gedeckten Dache der Mansarde bis zu den Fenstern des Doms hinan.

VII. Der vorzüglichste Eingang zu dem Tempel ist auf der Westseite. Durch ein mit einer Kuppel bedecktes Portal gegen Norden gelangt man auf einen großen Hof, welcher regelmäßig viereckig, jedoch etwas schmäler als die Façade ist, welche das Gebäude selbst darstellt. Die West-, Süd- und Nordseite dieses geräumigen Vorhofs hat eine Reihe an einander hängender Gebäude, welche wie ein Kloster gebaut sind, meistens 2 Stockwerke haben, und mit ihren 3 Seiten einen Platz einschließen, welcher nur gegen die Kirche offen ist. Sie sind die Wohnungen der bei

der Kirche angestellten Geistlichen, Muezins und Offizianten.

Dieser Vorhof ist mit Bäumen bepflanzt, in dessen Mitte ist ein großes Becken stets mit reinem Wasser gefüllt, theils zum Gebrauche der Tempeldiener, theils zu andern Verrichtungen bestimmt. Vor dem nordwestlichen äußern Eingange ist gleichfalls eine Wasserleitung von 7 Springbrunnen, die Stiftung eines frommen reichen Muselmannes zum Gebrauche seiner Brüder.

Gegen Süd-West ist der zweite äußere Haupteingang zur h. Sophia, gleichfalls ein gewölbtes, großes mit einer Kuppel bedecktes Portal, welches von dem nord-westlichen in manchen Stücken abweicht, indem theils bei ihm der kleine Dom die Stelle des ganzen Daches vertritt, während er sich bei diesem in abhängigen Seitendächern endigt, theils derselbe auch größer ist, und die vier Pfeiler, auf welchen er ruht, theils gewölbt erscheinen. In Ansehung der Lage ist der nordwestliche Haupteingang ganz frei außerhalb der Mauern der Vorhöfe; den südwestlichen hingegen kann man erreichen, wenn man durch einen auf der Südseite des Klosterhofes stehenden andern Vorhof sich begibt, welcher gleichfalls mit Bäumen bepflanzt ist, und auf welchem sich auch mehrere Häuser befinden.

Das Thor in der, den letzteren Vorhof umgebenden, Mauer steht nahe bei der westlichen Scheide-

Mauer, welche den Vorhof auf der Südseite des Tempels, auf welchem man die Grabmäler erblickt, von dem genannten trennt. Es ist gewölbt, und über demselben eine Art Häuschen mit einem schiefen Dache zum Schutze gegen Regen und Witterung. Dieses Thor hat so wenig Flügel, als die andern Thore in den Mauern der Vorhöfe; sondern der Eingang ist nur durch eine dicke herabhängende eiserne Kette verwahrt, welche von oben herabfällt, und in der Mitte des Thores in zwei Theile ausgeht, welche einen Winkel bilden, und mittelst starker eiserner Ringe an den beiden entgegen gesetzten Thorpfosten befestigt sind.

Das auf der Nordwestseite, außerhalb der Mauer und von Außen gerade in den Tempel führende Portal steht westlich zunächst bei dem nord-westlichen Minaret des Sophien-Tempels; das andere Portal auf der Süd-Westseite, innerhalb der Mauern des südwestlichen Vorhofs bei dem süd-westlichen Minaret. Beide Thürme, jeder mit einer Gallerie für die Muezins, welche mit den Fenstern des Haupt-Doms gleiche Höhe hat, sind einander völlig gleich. Die Spitze ziert bei beiden ein halber Mond, welcher weit über den Halbmond auf der Kuppel des Tempels hervor ragt.

Neben letzterem Minaret befinden sich mehrere Springbrunnen mit einer Gallerie, welche von acht kleinen Säulen getragen wird, und ihnen zur Bedeckung dient. Diesen Sebilkana, auf türkisch so genannt, erbaute Sultan Murad. Zur Zeit des

Gottesdienstes und an Festtagen reichen einige Diener der Dschamie aus Gefäßen, welche an der Mauer mit Ketten befestigt sind, jedem, welcher es verlangt, Wasser. Nördlich von diesen Fontainen, deren Gallerie rund um das ganze wohlgezierte Fußgestell des Minarets herum läuft, gelangt man durch einen gewölbten Eingang in die erste Vorhalle des Sophien-Tempels.

Wenn man von dem Klosterhofe die Westseite der h. Sophia betrachtet, so zeigt sich fast gerade dem Bassin gegenüber ein Thurm mit seinem spitzigen Dache, welcher ganz in den Hof hinein steht, und hinten auf der Ostseite mit den übrigen Vorgebäuden des Tempels zusammen hängt. Dieser Thurm, ehemals der Glocken-Thurm der Christen, hat 4 Fenster und ruht auf 4 Pfeilern. Seine Höhe soll nicht über 50 Toisen betragen.

Gegen Süd von diesem liegt ein Gebäude, in welchem 30 Stufen zur großen Zisterne führen, welche den ganzen weiten Raum einnimmt, der sich unter der Sophien-Kirche befindet. Bevor die Muselmänner in die Dschamie sich begeben, nehmen sie die durch das Gesetz verordneten Waschungen vor.

Ein Thor zur linken Hand führt in die erste Vorhalle. Es ist ein bedeckter Säulen-Gang, welcher ungefähr 6 Klafter breit, von Nord nach Süd sich erstreckt, und die ganze westliche Façade der Tempel-Gebäude einnimmt. Die erste oder äußere Vorhalle,

Narthex bei den Griechen, diente den Büßenden und Katechumenen während des Gottesdienstes so lange zum Aufenthalte, bis sie entweder Buße gethan hatten, oder getauft waren. Man sieht hier keine Verzierungen. Die Wölbung bildet die Form einer Fischgräte, und das Pflaster besteht aus großen Marmorstücken ohne Ordnung und Symetrie an einander gefügt.

Die Westseite des Narthex ist durch dreizehn kleine Fenster erleuchtet (welche sich zwischen den 6 Stütz-Thürmen befinden) und durch drei Thore geöffnet. Zwei von diesen sind sehr groß, und stehen an den beiden Enden gegen Nord-West; sie dienen dem Volke zum Eingange in die Vorhallen des Tempels. Das dritte ist klein, fast in der Mitte der Westseite, und nur für die Muezins und Offizianten der Dschamie bestimmt. Außerdem erblickt man noch auf der andern Seite des Glocken-Thurms gegen Süd-West eine Pforte, welche aus der Halle zu den Hähnen der Zisterne führt.

An jedem der beiden Enden dieses Säulen-Ganges gegen Süd und Nord bilden zwei kleine Thore den Eingang zu den beiden westlichen Minarets, durch welchen die Muezins auf die Gallerien steigen. Gegen Morgen gelangt man durch 5 Thore zur zweiten Vorhalle.

Dieser innere Vorhof mit dem äußern völlig parallel laufend, nimmt die ganze Westfronte des Tem-

pel-Gebäudes ein, ist weit zierlicher und prächtiger, als dieser, und stößt unmittelbar an die Kirche selbst. Er besteht aus 2 Stockwerken über einander, deren oberes aber nichts als eine Gallerie des Gynaitikons ist. Letzterer Theil ragt über die äußere Halle hervor, und erscheint von Außen, wie ein großer Koridor mit neun geräumigen Fenstern. Die sechs Stütz-Thürme auf beiden Seiten des Glocken-Thurms ragen bis zu diesem Säulen-Gange empor, und scheinen bestimmt zu seyn, diesen zweiten Vorhof zu halten.

Außer den 5 Thoren gegen West hat die untere Halle 9 Thore gegen Ost, welche in den Tempel selbst leiten. An beiden gegen Nord und Süd erblickt man 2 große Eingänge, unter welchen kleine Pforten zu den Treppen führen, die bis zum Gynaitikon oder zweiten Stocke der Vorhalle leiten, aus welchem man in die Gallerien des Tempels, die ehemals den Frauenzimmern zu Plätzen angewiesen waren, gelangt.

Alle diese ehernen Thore sind kostbar mit dem schönsten Marmor umgeben, die starken Schlösser, Riegel und Beschläge von Bronze und Kupfer gearbeitet, und mit vielen Schnitzwerken und Kreuzen geziert, von welchen letzteren die Türken immer einen Arm zerstört haben. Der Raum zwischen den Thoren ist mit dem verschiedenfarbigsten Marmor belegt. Die Ausschmückung der Seitenwände zwischen den Thoren reicht bis über diese hinaus, und daselbst endigen sie sich in mancherlei Figuren und Kreuze von Mo-

saique, welche die Türken jetzt noch nicht ganz zerstört haben.

Der obere Raum zwischen den westlichen Thoren, welche die beiden Vorhallen mit einander verbinden, ist durch Fenster erleuchtet, von welchen immer drei unter einer Arkade stehen. Unten sieht man kleine Tribunen aus Holz, vielleicht zum Ausruhen für Kranke und Gebrechliche bestimmt.

Ueber der Gallerie der zweiten Vorhalle erblickt man von Außen einen großen Halb-Dom, welcher durch 5 Fenster erleuchtet wird. Zu beiden Seiten dieses Halb-Domes, etwas gegen Westen, stehen zwei kleine Kuppeln, die zwischen sich gegen West, ein großes, halbrundes Fenster haben, welches das Innere des von dem Halb-Dom bedeckten Gebäudes erleuchtet, und in 6 Theile getheilt ist. Sie dienen bloß zur Zierde von Aussen: denn sie haben weder in den Tempel, noch in ihr Inneres eine Oeffnung; sie sind auch ganz Mauer, und haben keine Höhlungen in sich. Zwischen diesen beiden kleinen Domen sieht man noch zwei andere kleine Halbkugeln, deren jede ehemals 6 Fenster hatte, von denen aber einige wegen der häufigen Erdbeben vermauert wurden, um dadurch den Wänden mehr Festigkeit zu geben.

VIII. Der östliche Theil der Sophien-Dschamie steht ganz auf dem Platze, welcher vor dem Serail sich befindet. Von den 4 Thoren, welche ehemals hier waren, sind zwei vermauert, ein drittes bei dem

äußersten Ausgange des Serails wird bloß für den Großherrn geöffnet, wenn er die Kirche besucht; das vierte gegen Süd kann noch öffentlich genannt werden. Bei diesen Thoren muß man, wie bei den andern Eingängen dieser Dschamie, gegen 12 Stufen hinab steigen, um in den Tempel zu gelangen: denn der Serails-Platz liegt viel höher, als die Ebene, auf welcher die Sophien-Dschamie erbaut ist.

Zwischen dem kaiserlichen Thore und dem öffentlichen auf der Morgenseite sind die 4 Stütz-Thürme, welche Justinian zur Unterstützung des östlichen Halb-Domes, welcher durch ein Erdbeben eingefallen war, aufrichten ließ. Sie hängen mit der östlichen Mauer des Gebäudes zusammen.

Neben dem Haupt-Gebäude des Tempels auf der Nord- und Südseite erblickt man zuerst gegen Mitternacht einen großen und leeren Vorhof, dessen Ringmauern bei dem nord-westlichen Haupteingange des Tempels anheben, und bis zur Morgenseite des Tempels fortlaufen. Sie schließen ein geräumiges Viereck ein, dessen Westseite in der Mitte ein mit einem Dache bedecktes und mit eisernen Ketten behängtes gewölbtes Thor hat, welches von außen auf den Hofraum führt und auf jeder Seite gegen Nord und Süd drei mit eisernen Gittern versehene Fenster hat. Der Westseite entspricht ganz die Ostseite der Mauer. Die Nordseite der Hofmauer hat weder Fenster noch Eingang; auf der Südseite hingegen führt in der Mitte

eine Pforte zu einem zweiten Vorhofe. Er ist gleichfalls mit Mauern umgeben und besteht in einem länglichen, mit Bäumen bepflanzten Vierecke, innerhalb welchem die Eingänge zu den Treppen der Gallerien der Dschamie sich befinden.

Die Südseite der Tempelgebäude wird ebenfalls von einem großen Vorhofe, dessen Mauern ein Quadrat bilden, eingeschlossen. Der Haupteingang ist auf der Westseite. Eine Menge Bäume zieren den ganzen Hof, und zwischen diesen sehen die Grabmäler (Turbeh) mehrerer Sultane und ihrer Familien mit Domen und Halbmonden aus vergoldetem Bronze hervor. Diese Gebäude sind niedrig, aber zierlich. Die Kuppeln, in welche sie sich endigen, sind mit Blei gedeckt und von Säulen unterstützt, welche ein Sechseck bilden. Die Geländer bestehen aus Holz und die Särge sind mit feinen Tüchern bedeckt. Diese mit kostbarem Marmor verzierten Mausoleen werden nicht nur von Fackeln, sondern auch durch viele Lampen erleuchtet.

Bei dem Eintritte in das Innere der Sophien-Dschamie erblickt das staunende Auge Alles, Fußboden, Wände, Bühnen, Säulen, Pfeiler, Arkaden und Wölbungen von den prächtigsten und auserlesensten Marmor- und Porphyrsteinen. Den großen Gang vor dem Beschauer, welcher, wie in allen Dschamien, leer und ohne Sitze ist, bedecken theils türkische, theils ägyptische und persische Manufakturen. Durch das

mittlere Thor eingeführt, befindet man sich rechts und links zwischen zwei Pfeilern von Porphyr, welche mit sehr verschiedenen Arten von kostbaren Steinen ausgelegt sind. Ueber den Thoren stehen zirkelförmige Verzierungen in erhabener Arbeit, und weiter hinauf eine Gallerie von kostbarem Gitterwerke unter einer von zwei Säulen getragenen, und drei Bogen bildenden Arkade. Jeder Winkel dieser Pfeiler-Gallerien ist mit einem goldenen Halbmonde von Bronze verziert, und durch dieselben gelangt man zu den Balustraden der beiden Dome auf beiden Seiten.

IX. Durch die zweite Etage der innern Vorhalle kommt man zur Balustrade des westlichen Theils des Tempels.

Ueber dieser Gallerie befindet sich das große Fenster des Halb-Doms, welcher diesen Theil des Tempels bedeckt; in demselben bilden zwei Säulen mit zierlichen Gesimsen, welche von einem horizontalen Querstocke durchschnitten werden, gleichsam 6 kleine Fenster. Der obere Theil der beiden Pfeiler, welche den runden westlichen Theil gegen Ost begränzen, ist gleichfalls mit einer Balustrade von Gitterwerk umgeben, auf deren Ecken vergoldete Halbmonde schimmern.

Der westliche Halb-Dom bildet mit seinen beiden Pfeilern einen Halbkreis; von diesem hat man weiter gegen Ost rechts und links 2 Kapellen, welche einander völlig gleich sind, auf der einen Seite über den beschriebenen kleinen Pfeilern, und auf der andern

Seite über den beiden westlichen großen Pfeilern, von welchen der Halb-Dom getragen wird.

Drei Bogen, welche theils von Pfeilern, theils von Porphyr-Säulen zwischen ihnen gebildet werden, welche von dem Fußboden auf einem viereckigen Fußgestell aus weißem Marmor sich erheben, führen zu den Kapellen.

Ein jedes Paar dieser schönen Säulen hält über sich eine Balustrade mit 6 andern kleinen Kolumnen, welche mit ihrem obern Gesimse Wölbungen bilden, und zur Unterstützung der Kuppel der Kapelle dienen. Von dieser Balustrade steigt man zu den größern des Gynaitikons, welche bei den Hauptpfeilern ihren Anfang nehmen.

Das Licht fällt in der Kapelle durch das Dach der Kuppel aus drei Fenstern nur sparsam ein, und verbreitet kaum eine Art Halbdunkel. In den 4 Winkeln eines jeden dieser Tetragone stehen 4 Säulen aus Granit-Marmor, von denen diejenigen, welche zunächst den beiden westlichen großen Haupt-Pfeilern liegen, die den Halb-Dom halten, jetzt mit denselben durch Mauerwerk zusammen hängen. Die gewölbten Wände dieser Kapellen sind äußerst niedlich, und mit verschiedenen ausgelegten Arbeiten verziert. Zwischen jedem Säulen-Paare, welche den Eingang bilden, erblickt man eine große, immer mit Wasser gefüllte Urne zur Abkühlung für die Muselmänner.

Wir wenden uns nun weiter gegen Ost und fin-

den da den westlichen Flügel des Tempels durch den großen Halbzirkel begränzt, welchen die beiden westlichen Haupt-Pfeiler mit den Enden der Hauptkuppel bilden. Durch denselben haben wir den Eingang in den Haupttheil der Sophien-Dschamie.

Wie von Außen, so stellt auch inwendig der Hauptkörper des Tempels ein großes, wenig von der viereckigen Form abweichendes Viereck dar. In den vier Winkeln tragen vier außerordentlich große Haupt-Pfeiler majestätisch den Haupt-Dom. Sie sind einander völlig gleich, aus Werkstücken mit Kalk und Blei eingegossen, mit eisernen Klammern befestigt, zwei von ihnen stehen auf der West-, und zwei auf der Ost-Seite. Sie sind mit den zierlichsten ausgelegten Arbeiten bedeckt.

Der ganze innere Theil des großen Doms ist von Mosaik, und überall sieht man mit Blumen und andern Verzierungen umwundene Kreuze.

Die Gestalt dieses Plafonds ist zirkelförmig, von der untersten Einfassung gehen Streifen voll solcher Schnörkeleien, in Halbkreisen, sich immer verkleinernd bis zur Mitte des Doms hinauf, und zwischen denselben fällt durch 24 kleine Fenster von Außen das Licht ein.

Unter diesem Dom befindet sich das sogenannte Schiff der Kirche. Man übersieht hier das ganze Gebäude nach der Ost- und Westseite, und zugleich auch viel von den Theilen des Tempels, welche sich nach

Nord und Süd hinstrecken. Die Halbkreise oben, zunächst unter dem Plafond des großen Domes, erleuchten 5 Fenster, welche sich ebenfalls in einem Halbkreise über den drei kleinen Kuppeln hinziehen. In den 4 Ecken des Doms sind 4 große, kolossale Cherubine, jeder mit 4 Flügeln und über einander geschlagenen, herab hängenden doppelten Schwingen, durch den Aberglauben der Türken ganz unkenntlich gemacht worden.

X. Zwischen zwei Haupt-Pfeilern auf jeder Seite tragen 4 große prächtige Säulen auf der Nord- und Südseite die Haupt-Gallerien, welche auf drei Seiten um die ganze Peripherie des Tempels laufen, und vermittelst der Haupt-Pfeiler, um welche sie gleichfalls gehen, mit den Balustraden der kleinern Dome in Verbindung stehen.

Jede der beiden Haupt-Gallerien, welche rechts und links die Hauptpfeiler auf jeder Seite mit einander verknüpft, trägt wieder 6 kleinere Säulen, welche gerade über den 4 größeren auf dem Fußboden stehen. Diese Säulen-Gallerie, wohl 60 Fuß breit, war der vornehmste Ort für die Frauenzimmer zur Zeit der Griechen.

Man nannte sie gewöhnlich die Gallerie Konstantins. Ueber ihr erblickt man noch 3 Reihen von Arkaden auf jeder Seite. Die unterste derselben hat ein Geländer, welches dem der untern Gallerie völlig gleich ist. Der Raum hinter demselben ist sehr enge,

und war ehemals das obere oder zweite Gynaikikon. Ueber dem Geländer der obern Frauenzimmer-Gallerie sieht man noch ein anderes Gitterwerk an den obern Bogengängen, und selbst die 4 Haupt-Pfeiler haben in der Höhe noch 2 Geländer, hinter welchen Gänge herführen, und die auf den Ecken mit vergoldeten Halbmonden geziert sind. Zur Zeit des Ramazan werden die Balustraden und Gitter mit einer unzählbaren Menge Lampen besetzt.

Die 4 mächtigen Pfeiler, die Stützen des Haupt-Domes, sind ungefähr 5 Klafter dick. Alle die vielen Säulen haben unvergleichliche Windungen und fast gar keinen Bauch; bei den Knäufen dagegen ist der gothisch-griechische Geschmack vorherrschend. In dem Raume zwischen den Säulen vernichteten die Türken eine Menge Kreuze in Haut- und Bas-Relief. Eine gleiche Barbarei übten sie an vielen, zum Theile sehr künstlichen Figuren aus, welche man überall zerstümmelt an den Wänden, Pfeilern, Arkaden und Säulen-Gesimsen entdeckt.

In dem Haupttheile ziehen auf beiden Seiten mehrere erhabene längliche Sitze (Tabligh auf türkisch), deren jeder auf 4 zierlichen Säulen ruht, die Aufmerksamkeit auf sich. Auf drei Seiten sind sie mit einem schönen Gitter-Rande umgeben; nur die Rücken-Seiten sind ganz frei, und stehen an die Wände der großen Pfeiler. Hier singen während des

Gottesdienstes die Imans mit untergeschlagenen Beinen die Gebete ab, oder verkündigen.

In der Mitte der Nordseite des Hauptkörpers steht noch eine Art von Kanzel für den Iman, welcher religiöse Reden an die versammelten Gläubigen zu halten hat. Sie ist aus weißem Marmor mit Moresken und Rosetten geziert, und vorne ganz offen.

Hinter den großen Säulen, sowohl auf der Nord- als Südseite zwischen den Haupt-Pfeilern, sind rechts und links zwei große, längliche Räume, gleich groß, viereckig, und wie das Hauptschiff mit Teppichen bedeckt. In der Mitte hat jeder derselben 4 schöne Säulen, welche, wie jene auf der Westseite, von einerlei Größe, Dicke und aus Granit-Marmor sind.

Indem man auf der Morgenseite durch den großen Halbzirkel eintritt, welcher den Haupttheil der Dschamie von dem östlichen Flügel trennt, und mit sehr vielen, zerstörten Bas-Reliefs geziert ist, so erblickt das Auge hier, wie auf der Abendseite, 5 Fenster, welche dem Hintergrunde Erleuchtung geben, und drei kleine Dome. Alles ist hier, wie bei dem Eingange.

Der Raum, welchen die Hauptkuppel bedeckt, und der von den 4 großen Pfeilern eingeschlossen wird, nimmt die Mitte des griechischen Kreuzes ein, welches das ganze Gebäude bildet. Zum Scheitel hat dasselbe diesen östlichen Flügel, zum Fußgestell den westlichen; seine beiden Arme bestehen aus den beiden

Plätzen in der Figur von Parallelogrammen, welche auf der Nord- und der Südseite hinter den großen Säulen sich zeigen.

In dem östlichen Theile war ehemals das Sanktuarium der Christen; hier war es, wo Sultan Muhamed II. zuerst nach Konstantinopels Eroberung sein Gebet verrichtete, und an einem der Pfeiler, wo sonst der Thron des Patriarchen stand, einen Vorhang aus der Moschee zu Mekka aufhing.

In einer Nische auf der Südseite des Halbkreises, welchen die Mauern des Tempels im äußersten Hintergrunde bilden, wird der Koran aufbewahrt. Sie besteht aus dem feinsten Marmor, und wird durch eine Menge Moresken und goldne Verzierungen geschmückt. Bei der Nische für den Koran ist in der Marmorwand noch ein anderer Behälter für die Bücher, deren sich die Imams bei dem Gebete bedienen.

XI. Das Kabinet des Sultans, ein kleines vergoldetes, mit Holz ausgelegtes Zimmer mit reichen Teppichen und Polstern von Gold- und Silber-Brokaten belegt, befindet sich neben dem linken kleinen Pfeiler da, wo der Halbkreis sich endigt, welcher den Hintergrund des östlichen Theils der Kirche bildet. Von demselben führt eine vergitterte Gallerie nach dem nord-östlichen Theile der Mauer zu dem Thore, welches zunächst am Serail sich befindet, und nur allein für den Sultan geöffnet wird. Dem kaiserlichen Sitze gerade gegenüber ist der Sitz des Mufti, zu wel-

chem mehrere Stufen führen; neben demselben ist eine Art Predigt-Stuhl für die Diener der Dschamie, wenn sie das Amt haben, gewisse Gebete zu lallen. Er ist viereckig, einem Divan gleich, und ruht auf mehreren Säulen. Die Gesammtzahl der Marmor-Säulen in der Sophien-Dschamie belauft sich auf 107, jene der Kuppeln auf 19; Thürme sind 7 vorhanden; Halbmonde von Außen und Innen dürften vielleicht so angebracht seyn.

Rechts von der Sophien-Dschamie gelangt man auf einen großen freien Platz, ehemals Forum Augusti; demselben gegen Morgen befindet sich das erste Serail-Thor Padi-Schah-Serai-Kapussi, welches besonders unter dem Namen die hohe Pforte (Baba-Humaiaum) bekannt ist. Seine Lage ist südöstlich in der Stadt und unter allen Serail-Thoren, sowohl von der Meeres- als Landseite das vornehmste. Es bleibt immer offen, die andern hingegen werden nur auf Befehl des Sultans, oder für einige Große geöffnet. Wendet man sein Gesicht dem Vorplatze zu, so erblickt man links gegen Nordwest die Sophien-Kirche, rechts südwestlich die Serails-Mauer, welche eine neue Beugung macht, und sich zum Propontis hinzieht; endlich im Rücken ein altes Grabmal, welches zum Wasser-Behälter dient, und von Achmed III. erbaut wurde. Es ist ein auf allen Seiten offenes Gebäude mit einem Dache, auf 4 Säulen ruhend, von mehreren großen Bäumen und einem vergoldeten

eisernen Gitter umgeben. Ueber dem Bassin, in welches das Wasser der Fontaine fällt, sind kupferne, vergoldete Trinkschalen an Ketten befestigt, um den Durst der Vorübergehenden zu löschen.

Das Gebäude der hohen Pforte von orientalischer Bauart besteht aus drei Theilen. Der untere Theil enthält ein sehr hohes, einförmiges rundes Thor, das eigentliche Baba-Humaianum. Das Gewölbe desselben bildet einen Halbkreis, und hat nach der Stadtseite oben eine arabische Inschrift mit goldenen Buchstaben, welche mit Laubwerk eingefaßt sind. Es wurde vom Sultan Muhamed II. wahrscheinlich 1478 erbaut. Auf den beiden Seiten des Thores finden sich hohe, gewölbte Nischen, welche weit niedriger, als das Hauptthor, theils zur Zierde, theils zur Ausstellung der Köpfe hingerichteter Staats-Verbrecher und der Ueberbleibsel ermordeter Feinde dienen. Ueber dem Thore und den beiden großen Nischen ist ein Stockwerk mit 7 Fenstern, welche vergittert sind. In gleicher Höhe fast mit dieser Etage befinden sich auf beiden Seiten des Gebäudes Erker mit besondern Dächern und Fenstern, welche die Mauern des Serails zur Grundlage haben. Auf dem Dachwerke des Pavillons der hohen Pforte erheben sich 4 Thürmchen mit Fensterlöchern, mit Halbmonden oben an den äußersten Spitzen geziert. Sie sind rund, laufen oben spitzig zu, und sind das Zeichen eines kaiserlichen Palastes. Rechts auf der Südseite des Gebäudes nach

dem Propontis ist jenseits der Mauer dicht an einem Erker ein mit einem Dache bedeckter Schoppen, welcher in der Mauer ein Fenster nach der Stadtseite hat. Auf beiden Seiten der hohen Pforte blicken eine Menge Zypressen über die Serails-Mauern hervor.

XII. Tritt man durch das Thor der hohen Pforte des Serails, so trifft man auf die Wache der Kapidschis (Thür-Hüter), welche Tag und Nacht diesen Eingang bewachen. Sie sind mit Rohren und Säbeln bewaffnet; einige haben auch Messer und Pistolen im Gürtel, andere führen brennende Lunten. Jedermann kann hier frei ein und ausgehen. Unter diesen Kapidschis herrscht die strengste Disziplin.

Aus diesem Thore kommt man in den ersten Hof des Serails. Er ist mehr lang, als breit, hält mehr als einen Morgen Landes im Quadratmaaße, und ist ungepflastert, eine kleine Straße ausgenommen, auf welcher man aus- und einreitet.

Jedermann muß hier vom Pferde steigen; weiter in den Pallast darf nur der Sultan reiten. Auf diesem Hofe versammeln sich alle Serails-Offiziere und Hof-Beamten mit ihren Pferden, welche den Großherrn in eine Dschamie oder in ein Lustschloß begleiten. Hier müssen die Gesandten ihr Gefolge zurück lassen, wenn sie zur Audienz bei dem Kaiser gelangen wollen. Die westliche Seite dieses länglicht viereckigen, ziemlich unregelmäßigen, weiten Hofes stößt an die hohe Pforte, und an die Serails-Mauern auf der

Stadt- und Landesseite; die drei andern sind mit morgenländischen Pallästen umgeben. In diesem Hofe, oder doch in der Nähe desselben wohnen alle Personen, welche entfernter Weise zum Serail gehören.

Durch das Haupt-Thor gelangt man rechts zu einem ansehnlichen, langen, massiv aufgeführten Pallaste, dessen vorzüglichster Eingang beständig offen steht, aber scharf bewacht wird. Er ist das allgemeine Krankenhaus für alle Personen, welche zum kaiserlichen Hofstaate gehören, und innerhalb der Mauern des Serails wohnen. Er besteht aus einer Menge von theils großen, theils kleinen Gemächern; einige sind schön verziert, andere nur gering bemalt. Ueberall sind Divans angebracht, bald mit bessern, bald mit schlechten Polstern belegt. Die Zimmer sind nach dem Stande der Kranken verschieden. Unheilbare Kranke oder diejenigen, welche man dafür ausgibt, müssen den kaiserlichen Pallast ganz verlassen. Die Aufsicht über das Krankenhaus führt ein weißer Verschnittener, welcher vom Kapi-Aga die Befehle empfängt, und mehrere andere Verschnittene unter sich hat.

Der erste Arzt und der erste Chirurg des Hofes, der Hekim-Baschi und der Geira-Baschi, müssen täglich einen Besuch hier machen. Mit dem großen Krankenhause auf dem ersten Serails-Hofe ist zugleich eine ansehnliche Apotheke verbunden, welche an Größe und Kostbarkeit die erste in Konstantinopel seyn soll.

XIII. Hinter dem Krankenhause ziehen sich gegen Süd einige Gärten von großem Umfange herum, welche unter dem Namen Gulhane-Backdscheh bekannt sind. Sie führen ihren Namen von einem Gebäude auf der Westseite, Gulhane genannt, welches sie umgeben. Weiterhin stößt man auf der rechten Seite des ersten Schloß-Hofes auf das große Garten-Thor, Backdscheh-Kapusi. Es steht auf einem Hügel, und führt sowohl nach Süd, als nach Ost hinab. Durch dasselbe kommt man auf einen sehr schönen Platz, auf welchem sich die Offiziere Idschoglans und Amazoglans des Pallastes besonders häufig am Freitage im Dschirid-Werfen üben. Der Sultan wohnt nicht selten diesen Uebungen bei. Dieser Platz liegt ungefähr 200 Schritte vom Thore. Gegen Ost kommt man von dem großen Garten-Thore zu den kaiserlichen Gärten, welche sich in einem weiten Umfange bis zum eigentlichen Pallaste des Sultans ziehen. Soviel auf der rechten Seite des ersten Serail-Hofes; auf der linken sind die Wohnungen der Taglöhner und jener Hof-Bedienten, welche die niedrigsten Arbeiten verrichten. Dem Krankenhause gegenüber liegt die Wohnung der Amazoglans; vier bis fünf bewohnen immer ein Zimmer gemeinschaftlich und müssen einem Janitscharen gehorchen. Täglich bekommt jeder von ihnen 2—7 1/2 Asper, wofür sie sich Nahrung und Kleidung anschaffen müssen. Sie gehen gewöhnlich in grobem blauen, salonichischen

Tuche gekleidet; einige tragen einen rothen, zotigen Deckel auf dem Kopfe, andere einen spitzen gelben Filz von Kamelhaaren in Gestalt eines Zuckerhuts.

Aus dieser Korporation werden die Thür-Hüter, Gärtner, Köche, Fleischer, Holzhauer ꝛc. genommen. In dem Amazoglanz-Gebäude wohnen auch die Baldatschis, welche aus ihnen genommen werden, und die Versorgung des Serails mit Holz unter sich haben.

Ein wenig weiter unten zur Linken steht das Zeughaus des Serails (Gab-Hane); es ist ein mit Blei gedecktes Gebäude. Merkwürdig sind da das römische Belagerungs-Geschütz, welches Alexis im J. 1097 bei der Belagerung von Nizäa gebrauchte; die Waffen der Kreuzfahrer, welche unter Gottfried von Bouillon Konstantinopel einnahmen, und eine große Menge Trophäen der Türken. In einer kleinen Entfernung davon erblickt man die kaiserliche Münze (Tarap-hane); ein altes, verruchtes Gebäude. Auf der Nord- und Westseite desselben liegen große Gärten, welche sich bis an die See- und Land-Mauern des Serails erstrecken. — Die Hof-Moschee in diesem Hofe ist den gemeinern Klassen der Hof-Bedienten angewiesen; übrigens wenig bedeutend.

Nord-östlich von erstem Haupt-Thore, ungefähr in einer Entfernung von 1000 Schritten, liegt das zweite, Orta-Kapussi genannt. Der Eingang ist

weit schöner als bei dem ersten, und wird ebenfalls beständig von 50 Kapidschis und Baltadschis bewacht. Hier wird genauer auf die Ein- und Ausgehenden gesehen. Die Orta-Kapussi befindet sich zwischen zwei Thürmen, und der Durchgang vor dem ersten Serails-Hofe in den zweiten ist gewölbt. Hier ist die Dschellat Odassi, oder das Gemach für die Gerichts-Diener. Hier werden diejenigen, welche sich aus dem Serail begeben wollen, plötzlich angehalten, wenn der Sultan ihren Kopf verlangt. Die Hinrichtung wird gleich vollzogen, und der Kopf mit einer sich auf die Unthat beziehenden Aufschrift zur Schau ausgestellt. Ueber der Orta-Kapussi steht auf der dem zweiten Hofe zugewandten Seite mit großen, goldenen arabischen Buchstaben die Aufschrift: La Illaheh Illa Alla, Muhammed Resul Alla (außer Gott ist kein Gott, Muhammed ist der Gesandte Gottes).

XIV. Der zweite Serails-Hof, nicht so groß, als der erste, ist bei weitem schöner als derselbe. Er ist regemäßig viereckig, und hat gegen 300 Schritte in der Diagonale. Nur die breiten Wege sind gepflastert; neben denselben werden prächtige Grasstücke von den Bostanschis sorgfältig unterhalten, und mit Geländern an allen Orten umgeben, damit der Rasen nicht von Fußgängern verdorben werde.

Schöne Zypressen-Bäume bilden lustige Alleen,

schöne Springbrunnen dienen zur Bewässerung der Rasenfelder.

Dieser Hof ist auf allen Seiten mit Gebäuden umschlossen, rechts und links erblickt man vor denselben gewölbte, mit bleiernen Dächern versehene Bogengänge, welche auf Marmor-Säulen ruhen.

Auf dem Hofe rechts hinter der Säulen-Gallerie auf dem Fußboden sind neun große Gewölbe, welche oben mit Blei gedeckt sind, und von einem Ende des Platzes zum andern reichen. Hier sind die kaiserlichen Hofküchen und die Wohnungen der zu denselben gehörigen Personen. Man findet keine Schornsteine auf diesen Gebäuden; das Feuer wird in der Mitte derselben angezündet und der Rauch geht durch die Löcher in den Kuppeln. Ein weißer Verschnittener mit einigen Untergebenen hat beständig die Aufsicht, daß das Feuer von hier keinen Schaden bringe.

Jedes von den neun Gebäuden ist von den andern abgesondert, und für sich bestehend. Jedes hat sein besonderes Holz-Magazin, und eine bestimmte Anzahl von Baltadschis, über welche der Akegi- oder Ataschis-Baschi die Oberaufsicht hat, und einen Kiaja (Intendanten) über jedes einzelne Gebäude setzt.

Aus den kaiserlichen Küchen werden nur die vornehmern Klassen des Serails gespeißt; die niederen müssen sich selbst mit Nahrung versorgen. — Jährlich werden 40,000 Ochsen in das Serail geliefert, täglich über 500 Schafe, Lämmer und Ziegen, 10 Kälber,

400 Hühner, 100 Paar junge Tauben, und 50 junge Gänse verbraucht, das Fleisch von so vielen andern Thieren abgerechnet.

Die Gemüse und Früchte werden in den kaiserlichen Gärten gezogen, und der viele Reis, welcher verbraucht wird, kommt meistens aus Aegypten. Gegen 400—600 Halvaschis (Zuckerbäcker) sind ohne Unterlaß beschäftigt. — In den Küchen-Gebäuden befindet sich auch der Kilar, in welchem die auserlesensten Getränke für den Großherrn und seinen Hofstaat bereitet werden.

Zehn bis zwölf Schritte von den Küchen-Gebäuden leitet ein Baltaschi aus einem Wasser-Kasten an gewisse Orte, welche ihm befohlen werden, das nöthige Wasser, und theilt dasselbe auch für das ganze Serail aus. Hinter den Küchen-Gebäuden liegen gegen Süd-Ost die kaiserlichen Gärten (Keuch-Backdschely genannt); sie stoßen gegen Ost an den großen Palast des Sultans, und erstrecken sich gegen Süd bis an die Mauern, welche hier die Serails-Gränze an den Gestaden des Marmor-Meeres (Propontis) bezeichnen. Sie haben eine viereckige Gestalt, und sind mit Alleen und Hainen bepflanzt.

Den kaiserlichen Küchen-Gebäuden gerade gegenüber auf der linken Seite des Serails-Hofes liegt der kleine Marstall; vor demselben befindet sich eine Kolonnade mit marmornen Säulen. Das Marstalls-Gebäude ist mehr lang als hoch; in demselben werden

beständig 25 —30 kaiserliche Leibrosse aufbewahrt, die andern stehen in dem großen Marstall. Die meisten Sarakis (Stallknechte) wohnen bei letzterem; in dem kleinen hingegen haben nur der Bujuk-Imrahor (der kaiserliche Stallmeister) und jene Hofbedienten, welche zum Marstall gehören, und den Großherrn begleiten, ihren Aufenthalt.

XV. Die Stelle der Pferde-Stände vertreten kleine Mauern; Tröge und Raufen sind nicht vorhanden. Die Pferde fressen das Heu von dem Boden, und das kurze Futter wird ihnen in einem härenen Sack an den Kopf gebunden. Ueber den Ställen befinden sich in großen Sälen die Geschirre, Zäume und Sattelzeuge für die kaiserlichen Pferde. Diese Anstalt des sultanischen Marstalls ist von unschätzbarem Werthe.

Der Orta-Kapussi gerade gegenüber gegen Ost ragt der Divans-Palast, ein steinernes, ansehnliches Gebäude mit einer Ecke hervor, welches erhabener, als die übrigen ist. Im untersten Stockwerke desselben bilden zwei nicht sehr hohe Säle, welche fast viereckig sind, zwei Gewölbe, die von marmornen Säulen getragen und von oben durch ein steinernes Geländer mit einander verbunden werden. Die Wände sind in beiden Salons nach orientalischer Sitte getäfelt und vergoldet, der Fußboden ist mit Teppichen belegt. In der Mitte hängt zur Zierde eine vergoldete Kugel von der Bühne herab, an den Seiten sind lange Divans mit Polstern für die Beisitzer ange-

bracht. Bei dem Sitze des Groß-Vezier steht ein Tisch mit goldenen Verzierungen in einer Ecke dem Eingange gegenüber. Der Divans-Palast ist mit einem bleiernen Dom bedeckt, und über den Sälen des hohen Rathes ist ein mit Balustraden versehener Ort, zu welchem der Sultan aus dem innern Serail gelangen kann.

Dem Eingange des Divans-Saales gerade gegenüber erblickt man 6 Fuß über der Erde eine Nische mit einem vergoldeten, und durch einen schwarzen Flor überzogenen, 4 Schuh hohen und 3 Schuh breiten Gitter-Fenster, durch welches der Sultan aus dem Innern des Pallastes alles sehen und anhören kann, ohne selbst gesehen zu werden. Ueber diesem Fenster sieht man, wie an andern Orten, das mahumedanische Glaubens-Bekenntniß: La Ilahe Illa Alla ꝛc. mit großen vergoldeten arabischen Buchstaben.

Während des Divans, welcher wöchentlich viermal gehalten wird, befinden sich in den vordersten der beiden Säle die hohen Staats-Beamten, in dem hintern die Schreiber, Rechnungsführer ꝛc. Den Dienstag ist die Hauptsitzung. Die Veziere, Mitglieder und Beisitzer finden sich bei frühem Morgen ein. Kläger und Angeklagte versammeln sich unter den Kolonnaden auf dem Hofe des Serails, und werden von den Tschauschis nach der Reihe vor Gericht gerufen. Der Sultan hat den Vorsitz niemals im Divans-Saale, sondern statt seiner der Vezier-Assem.

Bei wichtigen Staats-Vorfällen wird auch der Divan an außergewöhnlichen Tagen gehalten. Hier wird auch der Adschak-Divan (Divan zu Fuß, weil jeder stehen muß) eine Art Reichs-Tag, in bedenklichen Fällen gehalten. Alle Große, die Ulemas, die Kriegs- und Hof-Beamten treten auf, und ertheilen ihren Rath.

Der Teskjaredschi-Baschi muß die Vorstellungen und Bittschriften übergeben, dann öffentlich vor der ganzen Versammlung lesen, worauf sogleich von den Beisitzern darüber gestimmt, und ein Gutachten gefällt wird.

Der Vezier-Assem legt alles vor, was nach des Sultans Befehl vollzogen werden soll; die Ausführung der Befehle geschieht durch die Tschauschi und Kapidschi. Dieses Gericht ist die höchste und letzte Instanz des Reiches.

Uebrigens findet an jedem Tage, wo Divan gehalten wird, Audienz für die vornehmsten Staats-Beamten bei dem Kaiser Statt, wo sie Rechenschaft von ihrem Amte geben müssen. Ein straffälliger Beamte verliert gewöhnlich das Leben.

Neben dem Divans-Saale ist in etwas größerer Erhöhung ein Pavillon für die Gesandten und fremden Großen, welche um Audienz am Throne nachgesucht haben. Sie werden hier mit dem Zeremoniel bekannt gemacht, und erhalten Anweisung, wie sie sich vor dem Kaiser zu verhalten haben. Das Gebäude ist mit

einem Dom bedeckt; links von demselben liegt das kaiserliche Audienz-Zimmer. Der Saal des Divans ist der letzte Punkt, bis zu welchem ein Europäer, ein Christ dringen kann; ein Muselmann darf nur bei besondern Gelegenheiten und unter besondern Umständen tiefer in den Palast eingelassen werden. Die einzige Ausnahme machen bisweilen Aerzte und Frauenzimmer.

Alle bisher aufgezählten Gebäude gehören zu dem äußern Theile des Serails. Neben dem Divans-Gebäude führt das große dritte Serails-Thor, Bab-Shadet-Kapussi in den innern Theil durch eine prachtvolle Halle, auf deren beiden Seiten 16 Porphyr-Säulen prangen. Das Gewölbe oben ist reich vergoldet und mit Bas-Reliefs von Blättern und Blumen geschmückt. Hier hält eine Schaar weißer Verschnittener Tag und Nacht Wache. Niemand darf eingehen, wer nicht zum innern Palaste gehört. Den innern Theil kennt man bloß durch Verschnittene und Idschoglans, welche nachher das Serail verlassen, und zu Staatsämtern empor steigen.

Durch die Bab-Shadet-Kapussi tritt man in den dritten, gleichfalls mit Bäumen bepflanzten Hof des Serails, welcher an Schönheit und Pracht die beiden ersten übertrifft. Die Gebäude, welche ihn rund umgeben, sind ohne Symmetrie aufgeführt, und ohne Ordnung an einander gesetzt. Auf der Seite des Thores, welche dem innern Hofe zugekehrt ist, sieht

man in der Höhe über den Wölbungen ein vergoldetes Tugra; so nennt man den verschlungenen Namen des Sultans. Die Mauern der Gebäude sind mit Porphyr- und ausgesuchten Marmor-Platten bekleidet, auf welchen eine Menge Zierrathen und Inschriften von Gold verschwendet sind. Das Pflaster ist aus Marmor, aber für Pferde in Furchen gehauen. Der Menschen ungeachtet, welche hier zusammen gedrängt sind, herrscht immerwährende Todten-Stille.

Bei dem Eintritte durch das Thor Bab-Shadet-Kapussi in den dritten Hof stößt man auf ein von den übrigen abgesondertes Gebäude, Pavillon des Throns genannt, weil sich hier der Audienz-Saal befindet. Man kann sowohl aus dem Divans-Gebäude, als aus dem kaiserlichen Pallaste durch verdeckte gewölbte Gänge zu demselben gelangen. Bei dem Eintritte in den Pavillon erblickt man zwei aus der Mauer hervor springende Fontains auf den Seiten, deren Wasser sich aus zwei marmornen Becken in die unterirdischen Kanäle des Serails ergießt, und von da in die kaiserlichen Gärten geleitet wird. Der Pavillon ist viereckig und mit einer großen Kuppel bedeckt, deren Spitze ein vergoldeter Halbmond ziert.

XVI. Von der Bühne herab gleich bei dem Eingange in den Audienz-Saal hängt eine goldene, mit Edelsteinen und orientalischen Perlen reich besetzte Kugel. Zwei kleine hoch angebrachte Fenster lassen nur so viel Licht einfallen, daß ein Helldunkel entsteht

Der marmorne Fußboden ist mit einem prächtigen Teppiche belegt, die Wände haben viele mit gestickten rothen Tapeten behangene, goldene Verzierungen, Bildhauer- und Gyps-Arbeiten. Der Kamin ist mit Goldblech beschlagen, und der Thron, auf einem 1 1/2 Schuhe hohen Auftritte von zwei Stufen, welcher mit Teppichen und Polstern von Gold- und Silber-Brokaten, und mit Edelsteinen und Perlen gestickt, belegt ist, befindet sich in der linken Ecke. Ueber demselben ist ein holzerner Baldachin ganz mit Gold-Blech überzogen, mit Steinen von außerordentlicher Kostbarkeit besetzt, welcher von marmornen Säulen, die mit ungeschliffenen Edelsteinen und goldenen Zierrathen bedeckt sind, getragen wird. An dem Baldachin hängen an goldenen Quasten vergoldete Strauß-Eier. Bis zu diesem Orte können die europäischen Gesandten und die Großen des Reichs gelangen.

Die Wohnungen der weißen Verschnittenen und der Idschoglans befinden sich auf der linken Seite nicht weit vom Divans-Gebäude. Gleich unter dem Thore führt links ein gewölbter Gang zur Wohnung des Oberchefs aller weißen Verschnittenen und Idschoglans; er führt den Namen Kapi-Aga. Sein Amt ist eine der ersten und einträglichsten Hofstellen; von allem, was sich ereignet, muß ihm Nachricht erstattet werden. Haben die Hof-Bedienten Klagen gegen einander, so entscheidet er als höchste Instanz. Er hat die Schlüssel zu allen, sowohl öffentlichen, als

geheimen Ein- und Zugängen im Pallaste. Er muß dem Sultan für alles stehen, was in der Residenz, den Harem und dessen Umgebungen ausgenommen, sich ereignet. Jeder Fehler, jede Unordnung wird ihm zur Last gelegt. Er muß zu jeder Stunde bereit seyn, zum Sultan gerufen zu werden; er hat auch Zutritt zu demselben zu jeder Zeit. Wenn der Kaiser sich außerhalb der Residenz in ein Lustschloß verfügt, so muß er ihn begleiten; geht er in den Gärten des Serails spatziren, so muß er ihm zur Seite folgen. In allem, was die Dienerschaft und das Serail angeht, ist er geheimer Konferenz-Minister des Kaisers. Die Geschenke, welche von den Großen des Reichs, von den Vezieren und den Paschen oder von fremden Höfen für den Großherrn anlangen, werden zuerst dem Kapi-Aga übergeben.

Alle, welche eine Audienz bei dem Throne des Monarchen haben wollen, müssen sich zuerst bei ihm melden.

Rechts von der Wohnung des Kapi-Aga befinden sich die Zimmer des Serai-Agasi, welcher über alle Gemächer der eigentlichen Residenz die oberste Aufsicht führt, den Harem allein ausgenommen. Er hat nur dem Kapi-Aga und dem Kaiser selbst Rechenschaft abzulegen. Eine Menge Verschnittener sind zur Ausübung seiner Befehle bestimmt. In seinem Wirkungskeise ist er vollkommener Despot, und braucht

nur vom Kapi-Aga und dem Sultan Befehle anzunehmen.

Nicht weit von dem Zimmer des Serai-Agasi befindet sich jenes des Serai-Ket-Odasi, ebenfalls eines großen weißen Verschnittenen, der mit dem ersten, welcher sein Ober-Chef ist, fast gleiche Verrichtungen hat, und oft die Stelle desselben ersetzt. Links davon ist die Wohnung zweier weißen Verschnittenen, welche das Amt der Geistlichen bei den Odas der Idschoglans verwalten, und die Knaben täglich zweimal zum öffentlichen Gebete rufen.

An diesen Theil des Palastes stößt die Moschee der Idschoglans, ein schönes, mit einer bleiernen Kuppel und verschiedenen Marmor-Arten geziertes Gebäude. Gleich bei dieser Moschee rechts am Ende des Hofes sind die kaiserlichen Wäschereien und Bleichen. Es sind mehrere von mehreren Seiten offene Säle mit vielen Kabinetten neben denselben. Ueber 150—170 Idschoglans und Verschnittene sind beständig in diesen Sälen beschäftigt. In denselben sieht man eine Menge marmorner Springbrunnen und Wasserbecken mit ununterbrochenem Zu- und Abflusse.

Der Aufseher der Arbeiter führt den Namen Siamisi-Baschi.

In der Nähe der Wasch- und Bleich-Zimmer wohnt links die Kuschuk-Oda, oder die unterste Oda der Idschoglans. Der Oberaufseher der ganzen

Oda ist der Oda-Baschi, welcher noch mehrere Su-Baschis unter sich hat, und von dem Serai-Agasi unmittelbar die Befehle erhält.

Oda ist ein Institut, in welchem Knaben zum Dienste für den Kaiser sorgfältig erzogen werden. Außer den Verschnittenen haben sie besondere Lehrer Hodschas, welche sie in der Religion, den Gesetzen, den morgenländischen Sprachen, im Rechnen und Buchstaben-Malen unterrichten. Wenn die Idschoglans die bestimmte Zeit, welche sie in den Odas zubringen müssen, zurück gelegt haben, so erhalten sie Anspruch auf die ansehnlichsten und einträglichsten Aemter, und deßwegen bemühen sich die Aeltern sehr, ihre Kinder in dieses Institut zu bringen.

Von der Moschee kommt man in eine große Vorhalle, dem täglichen Aufenthaltsorte der Stummen und Zwerge des Sultan. Sie bedienen den Sultan, unterrichten die Idschoglans in mimischen Künsten und Geberden, und bringen die Nacht in den Odas der kaiserlichen Knaben zu. Die Halle ist mit marmornen Seitenwänden und einem Fußboden aus rothen Ziegelsteinen versehen, welche in mancherlei künstliche Figuren gelegt sind. Zwei Wasserbecken füllen sich immer von selbst.

Diese Vorhalle führt zu den Bädern, welche einen sehr großen Raum einnehmen, und auf der einen Seite mit den Wäschereien und Bleichen zusammen stoßen. Das Gemach mit den Oefen zur Heitzung der

Bäder folgt auf die Wohnung des Serai-Ket-Odasi, und heißt Kulkan-Oda. In demselben sind tiefe, verschlossene Nischen stets mit Holz angefüllt.

Die Bäder bleiben beständig geheizt, und der Kulkanschi-Baschi mit 4—5 Kulkanschis aus dem Korps der Idschoglans sorgt für beständige Feuerung. Beiläufig 25 Oellaks, deren Zimmer seitwärts steht, müssen in den Bädern verschiedene Dienste verrichten.

Von da gelangt man aus dem Quartiere des Hammianschi-Baschi, des Oberaufsehers über die Bäder, weiter zur Linken zum Quartiere des Hamanschi. An dieses stößt das große Badsalon, der Ort, wo man die Kleider ablegt. Er besteht aus gehauenen Steinen, und gewährt eine reitzende Aussicht. Der Boden besteht aus einem Pflaster von viereckigen Marmorsteinen, und die Wände sind ebenfalls mit Marmor ausgelegt. Das Wasser von zwei Springbrunnen in der Mitte wird aus zwei Marmorbecken von besonderer Schönheit gefangen.

XVII. Aus dem großen Bad-Saale kommt man nach Ablegung der Kleider und Umgürtung der Lenden in mehrere kleine Gemächer, wo die Hitze zunimmt, je weiter man hinein geht. An dieser Haupt-Bad-Anstalt können alle Bewohner des Serails Theil nehmen. Nebst dieser gibt es noch mehrere kleinere

und prächtigere Bäder für die Großen des Pallastes und den Großherrn selbst.

Auf einem großen viereckigen Platz, mit verschiedenfarbigen Marmor gepflastert und mit getäfelten Seitenwänden versehen, ist der allgemeine Barbier-Platz. Diejenigen, welche sich hier bedienen lassen wollen, setzen sich auf breite Bänke, welchen Polster aufgelegt sind. Vornehme lassen dieses Geschäft in ihren eigenen Zimmern verrichten. Dieses Gemach ist in der Mitte etwas erhaben, und gegen alle Ecken und Seiten abschüssig, damit das zum Barbieren gebrauchte Wasser sich wieder verlaufen kann. Neben dem Barbierzimmer hat der Berber-Baschi ein Gemach für sich und seine Gehülfen. Gegen diesen Ort sind die Badezimmer für den Sultan, welche an Pracht und Eleganz wohl schwerlich im Oriente ihres Gleichen haben dürften. Neben dem Bade des Kaisers ist ein anderes Marmor-Zimmer bestimmt zur Reinigung der heimlichen Theile des Kaisers, welche er, wie jeder andere Muselmann, allein verrichten muß. Zur Wegbeitzung der Haare an den Schamtheilen bedient sich der Sultan einer Art Erde mit Operment vermengt, welche ein Idschoglan in einer goldenen Kapsel mit sich trägt. wenn er den Kaiser in das Bad begleitet.

Das Zimmer ist mit viereckigen Steinen auf dem Boden und an den Marmorwänden mit Blumen von natürlicher Farbe und erhabener Arbeit geziert. Die

Steine sind mit Gold und himmelblauer Farbe überzogen. Das Wasser kommt aus der Wand mittelst verschiedener Hähne, welche kaltes und warmes Wasser enthalten. Die Bäder stehen durch einen breiten Gang mit den Zimmern, welche der Sultan gewöhnlich zu bewohnen pflegt, in Verbindung. Ihnen gegenüber liegt das Gebäude, welches den Chasna kaiserlichen Schatz) mit allen zu demselben gehörigen Personen, Verschnittenen und Idschoglans enthält.

Der Theil des Serails, in welchem der kaiserliche Schatz aufbewahrt wird, ist durch eine große Vorhalle von der eigentlichen kaiserlichen Wohnung getrennt. Sie ist 30 Schritte lang, und ungefähr 10 breit, und ruht auf 6 starken Marmor-Säulen von verschiedenen Farben. Eine grüne wird von den Türken besonders geschätzt. Gegen den Hof ist die Halle offen, in der Mitte der Mauer, welche sie auf der andern Seite umgibt, ist das Thor zum Chasna. Der kaiserliche Privat-Schatz, Chasna oder Hazna, bisweilen auch Chasineh, falsch aber Kasna genannt, ist von der eigentlichen Staats-Kasse (Miri) verschieden. Der Reichthum der erstern ist ungeheuer; er läßt sich in den öffentlichen und geheimen theilen. Aus dem öffentlichen werden die Ausgaben für das im Serail befindliche Personale, für Baulichkeiten und öffentliche Feste bestritten; der geheime kann nur in Gegenwart des Sultans geöffnet werden, und bleibt unangetastet. Vier Säle fassen den öffentlichen in sich; der erste ent-

hält einen prächtigen Waffen-Vorrath, welcher aus besonders gewählten Meisterstücken von großem Werthe besteht. Sie sind Geschenke, welche den osmannischen Herrschern von fremden Monarchen oder Großen des Reiches verehrt worden sind.

Der andere Schatzkammer-Saal ist gewölbt, und auf demselben werden in mehreren großen Kisten kostbare Kleidungsstücke und Gewänder bewahrt. In andern Kisten sind unangeschnittene Ballen von englischen, französischen ꝛc. Tuche, Musseline, Gold- und Silber-Zeuge aufgehäuft. An den Wänden hängt eine ganze Anzahl mit kostbaren Steinen und Perlen besetzter Pferde-Zäume und Sättel, nebst Kopf-Zierrathen, Brust- und Schwan-Riemen mit Edelsteinen besetzt.

Der dritte Saal ist geräumiger, als die beiden vorhergehenden. In demselben werden aufbewahrt: kostbare Decken, die vornehmsten Teppiche, die theuersten Pferde-Decken des Kaisers, welcher man nur bei großen Zeremonien und Aufzügen sich bedient; alle sind mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt. Andere Kisten enthalten reich mit Edelsteinen besetzte Messer, Degen, Streitkolben, Säbel, Bogen und Pfeile; andere: Säbelgehänge, Küraſſe, Schilde, Harnische; noch andere: Ambra, Bisam, Sandal und Aloeholz, kostbare Spezereien, Gewürze, Mastix ꝛc.

Eine zweite Reihe von Kisten enthält viele silberne und goldene Tafel-Geschirre, welche nie gebraucht

werden: denn der Kaiser speißt auf japanischem Porzellan. Ferner allerlei Arten von Waschbecken, große, über 2 Schuh hohe Lichter, Pendel- und Sackuhren, orientalische Schreibzeuge, Teller von Gold und Schmelzwerk, silberne und vergoldete Schalen u. dgl. Das Kostbarste dieses Saales ist in einem eisernen Kasten verschlossen, welcher einen unschätzbaren Reichthum von Ringen mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und anderen Kleinodien enthält. Ferner erblickt man eine Art von Erhöhung mit einem aus Gold und Seide gewirkten Teppiche bedeckt, auf welchem das Bild K. Karls V. in erhabener Arbeit steht, indem er auf einem Throne sitzt; in der einen Hand eine Weltkugel, in der andern ein Schwert tragend, umgeben von den Großen seines Reiches, welche ihm huldigen. Unten am Teppiche stehen einige gothische Worte. Oben auf demselben liegen viele französische, englische, teutsche, italienische Bücher, nebst 2 Globen und vielen geographischen Karten auf Pergament.

Der vierte Saal, die eigentliche Schatzkammer, ist sehr dunkel. Das Licht fällt nur durch ein einziges Fenster, welches mit dreifachen starken eisernen Gittern verwahrt ist. Ueber dem Eingange stehen die türkischen Worte: Geld, welches durch Rustans Fleiß erworben ward. Rustan, Groß-Vezier unter Sultan Solyman, wußte ungeachtet der Stürme, welche damals das Reich erschütterten,

den kaiserlichen Schatz zu erhalten, und bekam daher diese Denkschrift.

In einer Menge starker, mit eisernen Banden beschlagenen Kisten, durch zwei große Vorhängeschlösser verwahrt, befindet sich das kaiserliche Gold und Silber in verschiedenen Münz-Sorten. Zu den Kisten hat der jedesmalige Vezier-Assem den Schlüssel für das eine Schloß, und der erste Tefterdar für das zweite. Das Geld befindet sich in Beuteln zu 500 Piaster.

In diesem Saale bezeichnet eine stark mit Eisen-Blech und Stangen verwahrte Thüre den Durchgang zum geheimen Schatze des Kaisers. Man steigt bei dem Fackelscheine 10—12 Stufen hinab, und stößt dann auf eine neue Thüre, welche ebenso verwahrt ist, wie die erste. Gebeugt kommt man in ein Gewölbe, in welchem eine Menge von Kisten steht, von eben der Größe, wie im vierten Saale des Chasma, welche alles in Gold enthalten, was von den osmannischen Kaisern erspart worden ist. Jeder Sack, welcher hier niedergelegt wird, enthält 15,000 Zechinen. Unmöglich läßt sich die Summe des Schatzes angeben. Der Kaiser Ibrahim ließ eine Zählung verrichten, bei welcher man 4000 Säcke (Kize) fand, folglich enthielt der ganze Schatz damals 180 Millionen rheinische Gulden.

Nur in sehr dringenden Umständen wird dieser Schatz angegriffen. Das Gold liegt in ledernen

Säcken, welchen der Kaiser selbst sein Siegel aufgedrückt hat. Das Gewölbe und die Kisten werden nur dann geöffnet, wenn etwas Neues zum Schatze kommen soll, und diese oder jene Kiste noch nicht ganz voll ist. Nahe bei den Schatz-Zimmern ist die Werkstätte der Juweliere, welche täglich aus der Stadt hierher kommen, und Abends wieder in ihre Wohnungen zurück kehren. Sie werden für ihre Arbeiten bezahlt, und zwar nach der Größe, Feinheit und Vollkommenheit derselben.

Chasna bedeutet eigentlich nur die kaiserliche Kasse, und uneigentlich oft den ganzen Schatz des Kaisers. Dieser wird sonst allgemein Hafneh genannt. Hafneh bedeutet auch 10,000 Beutel Piaster, oder 5,000,000 Stück. Die Anzahl der Idschoglans bei dem Hafneh beläuft sich gewöhnlich auf 60. Der Kapi-Aga und Chasnadar-Baschi können dieselbe vermehren oder vermindern. Wenn der Sultan etwas aus der Schatzkammer holen läßt, oder dieselbe selbst betritt, so werden gewisse Zeremonien beobachtet, im letzteren Falle werden auch Geschenke unter die Begleitung ausgetheilt.

Wenn der Sultan sich in der Schatzkammer befindet, so dürfen der Groß-Vezier, andere Große des Reichs und die Beisitzer des Divans bis in die dritte Oda, wo die vorzüglichsten Kleinodien aufbewahrt werden, ja bis zum Saale des öffentlichen Schatzes kommen, aber bis in die geheime Chasna dürfen sie

nicht vordringen. Sie warten dann vor dem Eingange auf die Zurückkunft des Großherrn, welcher bisweilen in der dritten Oda einige Kisten öffnen, und sie seinen Günstlingen zeigen läßt.

XVIII. Die Zimmer des innern Serails, welche zum Schatze gehören, werden von den übrigen links auf dem Hofe durch einen ziemlich dunkeln 15—20 Schritte langen gewölbten Gang getrennt, welcher zu einer eisernen Thüre führt, die den Eingang zu den Gärten auf dieser Seite verschließt. Auf der andern Seite sind die Gemächer des Kilar. Neben dem gewölbten Gange steht die Wohnung der Idschoglans von der Kilar-Oda, auf diese folgen die Zimmer der Verschnittenen, welche über diese die Aufsicht haben.

Der Kilar besteht aus mehreren Gewölben und Sälen; in ihm werden verschiedene Getränke für den Sultan theils bereitet, theils aufbewahrt. Mit ihm ist zugleich auch eine Apotheke, in welcher stärkende Essenzen und auch Arzneimittel verfertigt werden, verbunden. Vor dem Kilar führt eine Gallerie aus schwarzem und weißem Marmor, von 8 Säulen unterstützt, zu dem Zimmer des Kilarschi-Baschi. Neben ihm wohnt der Kilar-Ket-Odasi. Hinter den Gemächern des Kilarschi-Baschi befindet sich das Haus- und Tafel-Geräthe des Kaisers in einem besondern Salon. Es besteht aus einer Menge Gold- und Silber-Geschirre, Handbecken u. s. w.;

jedes Stück ist mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern kostbaren Steinen geziert. In dem Serail ist durch das Herkommen der Gebrauch eingeführt, und immer beibehalten worden, daß der Kaiser, wenn er außer der Mahlzeit Wasser zu trinken begehrt, jeden Trank mit 10 Zechinen bezahlen muß.

Zunächst bei dem Kilar führt eine Gallerie aus Marmor-Quadern, von 8 Säulen derselben Marmor-Art unterstützt, welche unten am Fuße mit verschiedenen von Gold und mit blauer Farbe gearbeiteten Blumenwerke verziert sind, zu der Oda der Schatzkammer-Idschoglans.

In dem ersten Zimmer, in welches man tritt, halten sich Tag und Nacht die sechs ältesten Idschoglans der dritten Oda auf. Von da kommt man auf einem mit weißem Marmor gepflasterten Wege durch eine andere Thüre, welche mit zwei schwarzen Marmor-Säulen umgeben ist, in den Saal der Idschoglans der Schatzkammer.

Sie müssen sich mit Reiten, Bogenschießen und andern gymnastischen Uebungen abgeben. Verschnittene führen über sie genaue Aufsicht, damit sie einander nicht verführen, und zu allerlei Arten von Unzucht reitzen. Auf die Päderastie der Idschoglans stand ehemals die Strafe, daß die Thäter solange, bis sie ihren Geist aufgaben, auf die Fußsohlen gepeitscht wurden. In ihrem Saale befindet sich auf beiden Seiten ein etwas erhabener Gang, 1 1/2 Schuhe hoch und

7—8 Schuhe breit. Ihre Divans (Betten) stehen neben einander. Die Gallerie über dem Lager der Knaben enthält ihre Habseligkeiten und Kleider in eigenen Kästen für jeden; sie wird gewöhnlich in der Woche nur einmal geöffnet. An dem Ende des Saales kommt man durch ein Thor zu einem Brunnen, wo sich die Idschoglans vor dem Gebete waschen. Man sieht da 7 Hähne aus Messing, der Boden und die Wände sind aus weißem Marmor.

Neben der Wohnung der Idschoglans der dritten Oda hat der Chasnadar-Baschi seine Stelle; neben demselben der Chasnaket-Odasi, ein anderer Großer des Serails, Substitut und Adjunkt des erstern, im Falle dieser krank oder todt seyn sollte. Gleich hinter ist die Tresorier-Registratur, und weiter gegen die kaiserlichen Zimmer der Aufenthalt des Anakdar-Agasi, in dessen Vorsaale die Aznа-Sair-Setlen oder die Schatzkammer-Sklaven die Befehle ihrer Obern erwarten. Alle diese Gemächer befinden sich längs den Gärten der Residenz.

Zwischen diesem Quartiere und jenem der Idschoglans der vierten Oda befindet sich noch die Wohnung des Doschanschi-Baschi und aller zur Falkonerie und Jägerei des Großherrn gehörigen Personen, Offiziere und Knechte.

Ein Paar große Salons dienen den vielen Idschoglans oder Jagdpagen zum Quartiere, und nach

den Gärten hin liegen die Magazine für das Jagdzeug und für die abgerichteten Pferde.

Der unterirdische Gang zwischen den Gebäuden des Chasna und des Kilar ist jäh und wohlgepflastert. Das Thor desselben auf dem Hofe bewachen weiße Verschnittene. Die gegenüber stehende Pforte ist der Obhut des Bostanschi anvertraut. Aus dieser hat man eine von zwei Geländern eingefaßte Allee vor sich, welche zwei mit den prächtigsten und verschiedensten Blumen ausgeschmückte Bette von einander trennt.

An dem Ende eines dieser Blumenbette befindet sich die Wohnung des Selikdar-Aga, einer sehr bedeutenden Person im Innern des Palastes. Nicht weit von derselben ist der von Muhamed V. für die Frühlings-Lustbarkeiten erbaute Kiosk nahe bei der großen Ringmauer. Die Blumenbette werden in dieser Gegend mit außerordentlicher Sorgfalt unterhalten. Von weitem erhebt sich der viereckige Kiosk aus der Mitte von Blumen, Lorbeer-, Orangen-, Pomeranzen- und andern Bäumen. Die Kuppel ruht auf gemalten holzernen Pfeilern, und ist oben stark und vergoldet. Der Eingang liegt gegen Süden, die andern Seiten sind mit 40 Glasfenstern versehen.

Nordwärts an der Ringmauer ist die Orangerie. Von den obern Gärten fällt durch künstliche Leitungen Wasser in ein marmornes Bassin, welches vielleicht noch ein Werk der Griechen ist. Das bleierne

Dach der Kuppel lauft in eine viereckige Spitze zusammen, und trägt eine achteckige Laterne mit Glasscheiben.

XIX. Am Portale, welches die weißen Verschnittenen bewachen, von welchen man zu dem Quartiere des Kislar-Aga und der schwarzen Verschittenen gelangt, tritt man, der Flur des Chasna gegenüber, in die Kolonnade, welche einem andern großen Gebäude zur Unterstützung und Grundlage dient; hier finden wir vor uns eine schöne Marmor-Treppe, die uns sanft hinauf geleitet. Der Eingang ist gegen West, und gegen die Moschee der Idschoglans erheben sich in einem weiten, mit Marmor ausgelegten Vorzimmer aus einem prachtvollen Bassin mehrere Fontaines. Das Quartier des Selikdar-Aga befindet sich im ersten Stockwerke dieses Gebäudes. Neben dem Quartiere des Selikdar-Aga wohnen der Rikiabdar- und Chokodar-Aga, und ein anderer Salon neben der großen Marmor-Treppe ist dem Kaffedschi-Baschi eingeräumt.

Am Ende des einen der vorher erwähnten Blumenbette ist die Haza-Oda, ein gewölbtes Zimmer für die vierte und letzte Klasse der Idschoglans; sie machen die Kammer- und Leibpagen des Sultans aus. Ueber der Thüre der Haz-Oda steht die oft angeführte Inschrift: La Illaheh ꝛc.; an den vier Ecken liest man die den Muhamedanern so geehrten Namen Abubeker, Omar, Osman und Ali in

schwarzen Marmor eingegraben. Wenn irgend ein Großer des Palastes zum Pascha erhoben worden ist, und vom Kaiser Abschied genommen hat, geht er zu dieser Thüre hinaus; sobald er sie im Rücken hat, kehrt er sich um, und küßt demüthig und ehrfurchtsvoll den Tritt der Thüre; an welcher oben die heiligen Namen befindlich sind. Bei dem Eingange in die Haz-Oda sieht man auf der rechten Seite viele Sprüche aus dem Koran in viereckig vergoldete Plätze eingefaßt. Zur Linken an der Mauer ist ein Panzer-Hemd, nebst Helm und Schild angeschlagen, als ein Denkmal von Sultan Amurats Tapferkeit.

Vor der Haz-Oda sind unter der ziemlich langen Gallerie, welche auf beiden Seiten offen ist, und von Marmor-Säulen getragen wird, in vier großen Kästen die Kleidungsstücke und das Geräth der vier vornehmen Hof-Beamten, der Selikdar-Chokodar-Rikiabdar-Agas und Haz-Oda-Baschis.

Dieser Gallerie gegenüber steht die Moschee des Großherrn, ein Gebäude von mittelmäßiger Größe, mehr lang, als breit, von Norden nach Süden sich erstreckend. In der Mauer gegen Mittag hat, wie in allen Moscheen, in einer Nische, (Mihrab) der Iman seinen Platz. In einem reich verzierten Gemache, gerade dem Iman gegenüber, befindet sich der Kaiser mit seinen Leib-Vezieren und 40 Idschoglans. Zu beiden Seiten des Iman ist eine Reihe von 5 Säulen, deren einige aus grünem Marmor, an-

dere aus Porphyr sind. Den Boden bedecken köstliche Teppiche, die Wände sind aus weißem Marmor; an ihnen erblickt man eine Menge Sprüche aus dem Koran mit großen arabischen Buchstaben in Rahmen. In der Mitte der Moschee hängen an einem großen eisernen Zirkel eine Menge Lampen aus venetianischem Krystall; ähnliche Lampenkreise befinden sich auf den Seiten. Neben der Moschee ist ein prächtiger Springbrunnen.

Von der Haz-Oda kommt man in einen mit weißem und schwarzem Marmor gepflasterten Saal. In der Mitte steht ein marmornes Becken, aus welchem eine Fontaine 4—5 Schuhe hoch springt; das Wasser wird bei seinem Falle von einem muschelförmigen Becken aufgefangen, und aus diesem fällt es in ein drittes.

Der obere Theil des Saales endigt in eine Halbrotunde; die Seitenwände sind mit verschiedenen morgenländischen Malereien geziert. Aus dem Salon führt eine Thüre zur Rechten in ein Zimmer, in welchem sich zuweilen des Winters der Sultan aufzuhalten pflegt; eine andere zur Linken in den großen kaiserlichen Blumen-Garten.

Die Decke des Gemaches besteht aus kleinen, sich in einander ziehenden Wölbungen, welche Dreiecke bilden, und mit grünen und goldenen Stricken geziert sind. Von den Winkeln der Dreiecke fallen vergoldete Lampen herab. Die Wände sind mit schönem weißen

Marmor bekleidet, und ein künstliches Schnitzwerk von Gold geht rings herum. Das große Marmorpflaster ist mit kostbaren Teppichen belegt. Längs der Seitenwände erstrecken sich köstliche Divane, deren Polster mit Edelsteinen und Perlen verziert sind.

In einer Ecke des Zimmers findet sich ein kleiner 2 Staffeln hoher Divan, dessen Kissen, Decken und Matrazen aus Stickereien von Perlen, Rubinen und Smaragden bestehen.

Bei dem untern Theile des Divans wird in einer Nische an der Wand, in einem Kästchen aus Ebenholz, Mahomeds Siegel aufbewahrt. Es ist in Krystall eingefaßt, und mit Elfenbein umgeben, mag 4 Zolle lang und 3 breit seyn, wird für ein großes Heiligthum gehalten, und selbst ein Abdruck desselben sehr verehrt.

In demselben Gemache ist auch Mahomeds Hirka, ein orientalisches Gewand, mit großen weiten Aermeln aus weißem Kamelot von Ziegenhaaren verfertigt.

Den 14. Tag des Ramazan begibt sich der Sultan mit dem Selikdar-Aga in dieses Zimmer, um 60 Abdrücke von dem Siegel zu nehmen, welche er seinen Günstlingen und Favoritinnen in kleinen, mit Seide wohl verwahrten und versiegelten Rollen, als Zeichen seiner Gnade überschickt. Das Gewand wird gleichfalls zur Zeit des Ramazan von dem Großherrn aus dem Kasten genommen, ehrbietig geküßt,

von dem Kapi-Aga in ein Gefäß getaucht, und stark zusammen gedrückt, damit alles Wasser in das Gefäß fließt. Dann wird eine Anzahl venetianischer Flaschen damit angefüllt, und gleichfalls versiegelt und verschenkt.

Das heilige Gewand muß bis zum zwanzigsten des Ramazan abtrocknen, dann wird es vom Kaiser wieder verschlossen.

Sobald ein Vornehmer diese Geschenke erhält, nimmt er das Papier mit Mahomeds Siegel, taucht es etwas in das Wasser der Flasche, und schluckt sodann Wasser in Papier in voller Andacht hinab, ohne das Papier vorher zu öffnen.

Andere, welche bloß Wasser bekommen, lassen sich vom Iman Sprüche aufschreiben, und schlucken sie hinab. Man schreibt diesen dieselbe Kraft zu.

In diesem Salon hängt auch an der Wand ein kurzer Säbel von plumper Arbeit. Die Scheide ist aus grünem Tuche, und das Stück wird für eine Reliquie des so hoch verehrten Omar, des Nachfolgers Muhameds gehalten. Hier ist auch ein anderer langer Säbel aufgehängt, welcher dem Fanatiker Ebu-Nislum gehört haben soll. Dieser ließ alle in Stücke hauen, welche sich erdreisteten, Ketzereien in den wahren Glauben zu mischen. Er stand 400 Jahre nach Mahomeds Tode auf, und zerstörte eine Sekte beinahe völlig.

Zwischen diesem Reliquien-Saale und der Chas-

Oda, in welcher 40 Leibpagen Tag und Nacht zum Dienste des Sultans bereit seyn müssen, sind drei sehr schöne Portale aus Porphyr und Verde Antiko. Das mittelste derselben führt zu den eigentlichen kaiserlichen Gemächern, die beiden andern zu den Wohnungen des Chokodar- und Rikiabdar-Aga. Wegen ihrer tiefen Lage und Umgebungen von großen Vorgebäuden und Erkern war man nicht im Stande, diesen viel Licht zu geben. Seidene Teppiche zieren den Fußboden; an den schönen Marmor-Wänden sind flach gemalte Blumen-Urnen angebracht, himmelblau mit Gold vermischt. Unten liegen kostbare Divane mit gestickten, und durch goldene Trotteln verbrämten Polstern.

Dieses wären kurz die vornehmsten und merkwürdigsten Zimmer in den Gebäuden des innern Serail, welche den Hofleuten, die den Kaiser zunächst umgeben, eingeräumt sind. Außer diesen gibt es noch mehrere andere Gemächer und Säle, in welchen die vornehmsten Verschnittenen theils Befehle ertheilen, theils an ihre Untergebene Befehle und Aufträge ergehen lassen; andere sind zum gemeinschaftlichen Gebrauche für mehrere Arten von Hof-Bedienten bestimmt, noch andere dienen den Sklaven und Dienern der Serails-Großen zum Aufenthalte.

XX. Der Hippodrom.

Der Bau des Hippodrom, welcher in der Vorzeit der Römer- und Griechen-Herrschaft zum Mittelpunkte der großen öffentlichen Volksfeste diente, und noch heute von den muselmännischen Großherrschern zu gleichen Zwecken nach türkisch-orientalischem Zuschnitte benutzt wird, ward von Severus begonnen, und von Konstantin nach dem Modelle des Zirkus zu Rom beendigt. Zwei unabsehbare, lange, geschmackvolle Säulen-Reihen über einander und auf einer breiten Grundlage, umgaben denselben. Eine außerordentliche Menge von Statüen aus Marmor, Porphyr und Bronze, von Menschen und Thieren, Kaisern und Athleten, von der Hand der geschicktesten Meister Roms und Griechenlands diente ihm zur Zierde. Unter so vielen bewunderungswürdigen Gruppen befanden sich auch hier die vier bronzenen Pferde von Lysippus, welche aus Griechenland nach Rom und von da nach Konstantinopel wanderten, und in der Folge der Zeit nach Venedig gebracht wurden, wo sie die Frontispice der Markus-Kirche zieren.

Die Türken erinnern durch die Benennung Atmeidan (Pferde-Platz), noch an die ehemalige Bestimmung dieses Platzes. Er ist jetzt fast 400 geometrische Schritte lang und 100 breit. Seine Gestalt ist viereckig. Blickt man nach der Gegend der Sophien-Kirche, oder des großen Serails, so fällt das Auge

rechts auf die prächtige Dschamie des Sultan Achmed, deren Aeußeres weit größeren Eindruck macht, als die Sophia, und die an einem Ende dieses Platzes steht. Links auf der andern Seite am Hippodrom das Ibrahim-Pascha-Serai, ein großes Gebäude, welches Ibrahim, des Sultan Soliman II. Schwiegersohn und Günstling, auf eigene Kosten erbauen ließ. In den neuern Zeiten dient es zu großen Festen und Feierlichkeiten; ein Theil desselben ist zugleich Wohnung und Akademie für 400 Pagen des Sultan, welche auf kaiserliche Kosten ernährt und unterrichtet werden, und diesen Palast nicht eher verlassen, bis sie Epasi oder Kriegsleute werden.

Auf dem Platze befinden sich jetzt noch einige kolossale Alterthümer. Zuerst erhebt sich in der Mitte des Hippodrom eine noch sehr gut erhaltene Spitz-Säule aus ägyptischem Granit oder Porphyr. Sie ist 60 Fuß hoch und besteht nur aus einem einzigen Steine. Das Fußgestell hat die Höhe von 7 Fuß und ist gut proportionirt, auf demselben ruht die Spitz-Säule über 4 großen metallenen Kugeln. Die Säule selbst ist von schlechtem Verhältnisse. Die Spitze sowohl, als alle Seiten der Säule sind mit Hieroglyphen bedeckt, welche noch wohl erhalten sind. Das Piedestal ist mit vielen griechischen und lateinischen Inschriften und Bas-Reliefs, jedoch neueren Ursprungs verziert. Kaiser Theodosius ließ dieses Monument

wieder aufrichten, nachdem es lange auf dem Boden gelegen war.

Einige Schritte von diesem Obelisk erheben sich die Ueberbleibsel einer halb zu Grunde gegangenen 94 Fuß hohen Porphyr-Säule mit 4 Facaden, welche aus verschiedenen Marmor-Stücken zusammen gesetzt war. Konstantin Porphyrogenitus ließ sie mit vergoldeten Bronze-Platten bedecken, welches noch eine griechische Inschrift an der Basis anzeigt. An mehreren Orten ist sie bereits ganz zerfallen, und an andern wird sie noch durch eiserne Reife zusammen gehalten. Das Werk trägt übrigens an seiner zertrümmerten Gestalt die Merkmale des entferntesten Alterthums, und bleibt immer ein Räthsel für den Geschichtforscher.

Zwischen den beiden Monumenten in gleicher Entfernung steht die ewig denkwürdige Säule aus Bronze mit den drei großen Schlangen, welche sich schneckenförmig um sie winden, und oben ihre Köpfe und Rachen ausstrecken. Dieses Kunstwerk ist 15 Schuhe hoch, und ruht auf einem Fußgestelle. Es ist ohne Zweifel eines der sonderbarsten Monumente des Alterthums. Konstantin soll es aus dem Tempel zu Delphi geraubt haben. Es diente dort zur Stütze des goldenen Dreifußes, welchen die Griechen nach der Niederlage des Xerxes dem Apollo weihten. Als Sultan Muhamed II. Konstantinopel eroberte, betrachtete er dieses Schlangen-Denkmal als einen Talisman, welcher sich seinen Siegen widersetzte,

und hieb selbst einen dieser Schlangenköpfe mit seiner Streitaxt zum Beweise seiner Tapferkeit ab. Die andern beiden Köpfe erhielten sich bis zum Jahre 1700, wo sie gestohlen wurden, ohne daß die Thäter jemals bekannt wurden.

Die Säule Konstantins und jene des Arkadius unterlagen den Verwüstungen der Zeit.

XXI. Bagno.

Bagno, das Gebäude zur Wohnung für die Sklaven und Verbrecher, liegt zwischen Ayna-Serai und dem Arsenale nahe am Hafen. Man nennt es noch bisweilen das Gebäude von St. Paul. Es ist aus Steinwerk aufgeführt, und gehört zu den öffentlichen Anstalten. Sein Umfang ist beträchtlich, und das Innere gleicht mehr einer Scheune als einer für Menschen eingerichteten Wohnung. Es gibt weder einzelne Stuben, noch Gemächer. An den vier Wänden sind von dem Boden bis zur Decke kleine Behältnisse zur Wohnung für die Sklaven neben- und über einander angebracht. Ein jedes derselben ist nicht größer, als daß ein Mann der Länge nach darin liegen und schlafen kann, ist mit einem Geländer umgeben, ungefähr von einer halben Mannes-Höhe, und oben jedesmal offen.

Diejenigen Sklaven, welche oben ihre Schlafstellen haben, müssen von einem Behälter zum andern

hi auf klettern, sie können aber wegen ihrer Nähe leicht dieselben erreichen.

Der Kapudan-Pascha hat die oberste Leitung über alle in dieser Gegend liegenden Anstalten und Gebäude des Sultans; unter ihm steht auch das Bagno. Er ernennt jedes Mal den Aufseher darüber, welcher wieder Unter-Aufseher und Gehülfen hat. Das Bagno bewachen Marine-Soldaten, deren Kaserne in der Nähe sich befindet.

Die hier befindlichen Sklaven werden theils zu öffentlichen Arbeiten, theils zur Bemannung der kaiserlichen Galeeren angewendet. Auch von der Todesstrafe befreite Missethäter müssen ihre übrige Lebenszeit auf eine elende Weise im Bagno hinschleppen.

Ueber die Sklaven führen einige Türken, Guardians genannt, die Aufsicht; sie haben immer den Stock in der Hand, und der geringste Fehler wird scharf bestraft. Die Nahrung und Kost der Gefangenen besteht in Wasser, einigen kleinen Broden, Oliven, Gurken, grünen Suppen und Gemüsen. Die Luft im Innern des Bagno ist sehr verdorben und ungesund. Es befinden sich in dem Bagno auch noch drei Kapellen, eine für die griechischen und zwei für die lateinischen Christen. Eine der letztern gehörte ehemals den Franzosen, die andere den Venetianern und übrigen Italienern, Teutschen und Polen. Hier kommen sonst die in Pera und Galata wohnenden Missionäre Beichte hören, Messe lesen und Sakramente aus-

theilen, ja sogar nach einem Geschenke an den Ober-Inspektor mit aller Freiheit predigen. Ausgezeichnet war durch seine Bemühungen für die Christen-Sklaven der aus Turin gebürtige Abbé Cardini.

XXII. Die Vorstadt Dimitri.

Die griechische Vorstadt St. Dimitri liegt auf einer beträchtlichen Höhe, von welcher man eine äußerst reitzende Aussicht hat, zwischen Weinbergen und Gärten. Wegen der Ungleichheit des Bodens liegen manche Straßen höher, als die andern. Von den Häusern, welche eine tiefere Lage haben, übersieht man die Vorstädte Pera, Galata, Tophana, den Hafen, und die jenseits derselben sich erhebende Hauptstadt. Die Straßen an den höher liegenden Orten genießen außerdem noch die prächtige Aussicht auf den Kanal und dessen Gestade.

Die französischen Kaufleute nennen den Aufenthalt zu St. Dimitri einen Aufenthalt auf dem Lande, und den in Pera den Aufenthalt in der Stadt. Man genießt alle Annehmlichkeiten des Landlebens, und noch dazu in so großer Nähe der Hauptstadt.

Die wasserreiche Gegend von Konstantinopel bietet mannigfaltige Gelegenheit zur Fischerei an, die Jagd ist sehr ergiebig, der Garten und Landbau in diesem Klima ausgezeichnet, die Viehzucht vortrefflich;

dazu kommen noch die vielen Spaziergänge näher und entfernter liegenden Gegenden des Bosporus.

In St. Dimitri sind die Straßen voll Hunde, ebenso wie in Pera und Konstantinopel. Hier lernte ich bei einem französischen Kaufmanne einen Menschen von den Karai-Jaodis, oder sogenannten schwarzen Juden kennen.

Diese kleine hebräische Sekte, gehaßt von den übrigen Juden, führt in der Vorstadt Haskioi ein stilles, abgesondertes Leben. Der vorzüglichste Unterschied der Karaiten von den übrigen Juden besteht darin, daß sie sich bloß an die Bücher des alten Testamentes halten, und auf alle Auslegungen der Talmudisten, Rabbiner und Kabalisten keine Rücksicht nehmen. Zum Wegweiser bei ihren Gebräuchen nehmen sie die Thorah statt des Talmuds. Ihre Kleidung ist ganz morgenländisch; Turbane sieht man bei ihnen mehr, als Mützen. Den Kopf scheeren sie ganz, und unterscheiden sich dadurch von den übrigen Juden. Reiche Leute gibt es unter ihnen wenige. An Unsauberkeit stehen sie nicht unter ihren übrigen Glaubens-Genossen. Sie nähren sich vom Handel, treiben auch wohl einige Gewerbe. Bei Streitigkeiten ist einer der Aeltesten ihr Schiedsrichter.

Auffallend war mir, sagt der Reise-Beschreiber, in St. Dimitri zum ersten Mal einen Brunnentanz nach alt-hellenistischer Weise zu erblicken. Abends versammeln sich die griechischen Mädchen und Frauen

um einen Brunnen. Während die einen der Quelle sich nahern, in ihren Brunnen-Eimern das Wasser am Seile empor ziehen, und es in ihre Krüge schütten, sungen die andern Lieder der Freude. Ein Theil hat sich indessen in eine Gruppe vereinigt, und, indem der Gesang ertönt, fangen sie an, in fröhlichen Reihen zu tanzen. In allen ihren Wendungen und Biegungen zeigte sich die größte Lebhaftigkeit und Gewandtheit. Die Tours waren von ziemlicher Verschiedenheit. Bald ward von allen Tänzerinnen ein Arm hoch in die Höhe gehoben, bald dieser Fuß vorgesetzt, bald jener; bald war nur ein allgemeiner Kreis um den Brunnen, bald löste er sich in mehrere Kreise auf, Mannspersonen waren weit und breit nicht zu sehen.

Nachdem eine Hälfte der versammelten Griechinnen ihre Gesänge und Tänze vollendet hatte, ward sie von der andern abgelöst, welche bisher beschäftigt gewesen war, Wasser zu schöpfen, und nun näherte sich jene dem Brunnen, und füllte ihre Krüge. Als alle hinlänglich mit frischem Wasser sich versehen hatten, begaben sie sich verschleiert nach Hause, noch ehe die Nacht völlig einbrach.

In einem Zimmer, fährt der Erzähler fort, fanden wir eine ganze Gesellschaft mit dem Mankala beschäftigt. Es ist ein Lieblingsspiel der Türken, auch der Griechen, und das ganze Jahr an der Tages-Ordnung. Das Mankala-Spiel besteht aus einem Brette mit zwei Fingeln, wie ein Damen-Brett,

auf jeder Seite hat es sechs runde Vertiefungen. Nur 2 Personen können mit einem Brette spielen. Das Spiel ist so einfach wie unsere Dame, oder Domino.

XXIII. Zustand und Behandlung der Sklaven in der Türkei.

Man sieht die Sklaven, wie Hausgenossen an; sobald sie in das Haus treten, gehören sie zur Familie. Die Türken können den Sklaven die Freiheit geben, oder sie während der ganzen Lebenszeit im Dienste behalten. Die Kinder, welche sie mit allen ihren Weibern zeugen, haben gleichen Antheil an dem Erbe ihres Vaters, nur daß die von Sklavinnen gezeugten durch das väterliche Testament frei gemacht werden müssen. Geschieht dieß nicht, so bleiben sie Sklaven und fallen dem Aeltesten der Familie zu.

Ein Gesetz verbietet den Türken, eines Bruders Sklavin zu berühren, bevor sie nicht Eigenthum eines Dritten gewesen ist. Will ein Bruder dem andern mit einer Sklavin, bei welcher er schon geschlafen hat, ein Geschenk machen, so muß sie zuerst an einen Freund oder Verwandten verschenkt werden, von welchem der andere Bruder sie erhalten kann.

Durch den Koran ist verordnet: daß keine Frau ihren Sklaven heirathen, oder sich von ihm berühren lassen dürfe. Ein Herr, der eine Sklavin in seinen Harem aufzunehmen wünscht, welche mit einem seiner Sklaven verheirathet ist, braucht nur diesen

des Sklaven eigner Frau zu schenken. Sobald dieses geschehen ist, muß die Ehe getrennt werden.

In Ansehung der Religion lassen die Türken den Sklaven jene ihrer Väter beibehalten. Unter den Sklavinnen der Türkei gibt es so viele Schwarze, als Weiße.

Die schwarzen Frauenzimmer sind in der Türkei sehr gesucht; ihr Wuchs ist meistens zart gebildet, und das Auge von der äußersten Lebhaftigkeit. Die Türken behaupten, der Beischlaf mit Negerinnen in den heißen Sommer-Tagen gewähre unendlich mehr Reiz, als mit weißen Frauenzimmern, wegen der Kühle, welche sie in sich verborgen hätten. Es gibt wenige Harems vornehmer Muselmänner, in welchen nicht schwarze Frauenzimmer angetroffen würden.

Der Neger am türkischen Hofe ist üppig, träge, ausgezeichnet durch eine stolze Gleichgültigkeit gegen Alles Umgebende, durch Verachtung der Nebenmenschen. Die Türken nennen alle Schwarze meistens Arabs, und begreifen unter dieser allgemeinen Benennung nicht nur die Bewohner des eigentlichen Arabiens, sondern des ganzen innern Afrika.

Man findet in der Türkei Schwarze aus der Barbarei, Nubien und Abessinien, aus Goaga, Borno, Zanfara, Medra ꝛc. Ebenso verschieden ist auch das Vaterland der weißen türkischen Sklaven. Außer den Europäern, welche durch Zufall in die Sklaverei der Muselmänner gerathen, sieht man

hier besondere Individuen aus den kaukasischen Gebirgen, von Ava, Tipra, Osul, Arakan, Tibet, Pegu, Siam, Cochin-china, Tunkin u. s. w.

Zweiter Theil.

I. Nationalcharakter der Türken.

Der gemeine Türke gleicht noch in vielen Stücken, an Gesinnungen und Handlungsarten seinen alten Vorfahren, welche bieder, brav und fein von den Nationen des Occidents ein einfaches Leben führten. Doch von den Palästen der Großen ergießen sich die Begierden nach immer mehr zusammen gesetzten und verfeinerten Lebens-Genüssen auf die Stroh- und Binsen-Hütten der Armen so sehr, daß die Unsittlichkeit bei diesem Volke von Jahr zu Jahr mehr Feld gewinnt, und ihm endlich sein Grab bereitet. Arglist, Schlauheit, Verstellung, Ueppigkeit und Wollust herrscht oft in den Häusern der Großen. Doch indem Gewissenlosigkeit, Habsucht, Geitz und Unterdrückungs-Geist immer tiefere Wurzeln schlagen, so gibt es doch noch Familien und Individuen, bei welchen der ursprüngliche Charakter der Türken rein sich erhalten hat. Eine außerordentliche Redlichkeit offenbart sich unter den gemeinen Türken bei sehr vielen Gele-

genheiten. Wenn ein Türke sagt: Ich schütze dich, so kann man sicher seyn, daß, so lange er noch am Leben ist, einem kein Haar gekrümmt werde.

Zum gesellschaftlichen Umgange ist der Orientale wenig aufgelegt. Der Kreis seiner Kenntnisse und wissenschaftlichen Bildung ist zu sehr beschränkt, um die gehörige Mannigfaltigkeit in das Gespräch zu bringen, und eigentlicher Witz, die Würze unserer Gesellschaft, fehlt ihm fast ganz. Er redet wenig; oft erfolgt statt einer Antwort ein Lächeln oder Schmunzeln, und wenn der Türke sich zu reden bemüht, so spricht er kraftvoll, aber so kurz als möglich. Alle Handlungen der Türken tragen das Gepräge der Ernsthaftigkeit an sich. Sie finden Vergnügen an jungen Mädchen und Knaben in den üppigsten Stellungen und mit den wollüstigsten Geberden. Sie finden Annehmlichkeiten darin, bei dem Erwachen sich von schönen Gestalten und Formen umgeben zu sehen, und sich durch sie mit Kaffee, Tabak, Scherbet, Rosen-Essenzen, Ambra und Aloe bedienen zu lassen. Der Osmane liegt und schläft auf Polstern und Divans und hat viele Vorurtheile. So glaubt er z. B. an einen bösen Einfluß der Blicke der Menschen, und da er den ersten Blick für den gefährlichsten hält, so verwahrt er sein Haus durch Aufsteckung von Straußen-Eiern unter den Dächern dagegen. Der Türke verachtet alle andern Nationen, und belegt sie mit Schimpf-

namen. Seine Nation dagegen hält er für die erste, tapferste und herrschende auf der Erde.

Die Philosophie der Türken ist rein praktisch. Je mehr man überdieß mit den Türken zusammen lebt, desto öfter macht man die Erfahrung, daß sie nicht nur einen schnellfassenden und überblickenden Geist, sondern auch einen sehr hellen Verstand, und eine richtige Urtheilskraft haben. Der Glaube an Vorherbestimmung des Schicksals hilft ihm, Unglück und Gefahren leicht ertragen.

II. Die Frauenzimmer des Orients.

In dem ganzen Anstande, Tone und Betragen offenbaren die Orientalinnen ein gewisses Etwas, welches eben keine Neigung zum Platonismus zu verrathen scheint; um so fester aber umschlingt auch ihre Liebe den Gegenstand, welchen ihnen das Schicksal zugeführt hat. Die eheliche Treue findet in einem ganz besonderen Grade Statt. Obgleich es dem Muselmann erlaubt ist, sich vier rechtmäßige Frauen, Baschekadunen, beizulegen, und so viele Beischläferinnen zu halten, als seine Vermögens-Umstände erlauben, so ist doch selten der Fall, daß ein Mann mehr als eine Frau hat. Nur die Ueppigkeit und der Reichthum der Großen macht hievon eine Ausnahme. Wenn einer mehrere Weiber hat, so herrscht diese Einrichtung, daß meistens jede ihre besondere Wohnung und Bedienung hat, und daß das Gesetz alle in ihren besondern Rech-

ten schützt. Die erste Frau hat den Vorzug vor den übrigen. Diejenigen Frauenzimmer, welche sich entschließen, einem schon verheiratheten Manne ihre Hand zu geben, sind sehr selten aus einer reichen oder vornehmen Familie. Ein Mann von Ansehen und Vermögen würde seiner Tochter nie erlauben, eine solche Verbindung einzugehen.

Die Frauen, welche den Harem eines Mannes ausmachen, haben, wenn sie von guter Abkunft sind, eine besondere Wohnung; die von geringerem Stande wohnen entweder besonders, und alle zusammen, oder als Dienstboten in dem Hause der ersten Frau. Diese Weiber dürfen auch keine Eingriffe in die Rechte der vornehmsten Gattin wagen.

Die Orientalinnen leben meistens von dem männlichen Geschlechte entfernt, und lassen sich vor den Personen männlichen Geschlechts, ihren Gatten und die nächsten Verwandten ausgenommen, niemals ohne Schleier sehen.

Nur das Bad entfernt die Weiber aus ihren häuslichen Gemächern. Selten machen sie Lustfahrten, oder reiten in einiger Entfernung von der Stadt auf Mauleseln.

Vornehme Türkinnen vermeiden sehr das Gewühl der Straße, um ihre Ehre unbefleckt zu erhalten, und nicht den Beleidigungen des ungezogenen Pöbels ausgesetzt zu seyn. Sie gehen auch nie allein aus, sondern haben entweder ihre Sklavinnen allein, oder

nebst diesen einen oder mehrere Verschnittene bei sich. Sie bedienen sich hiezu der Gitterwagen und Kaleschen.

Weiber gemeiner Türken erblickt man übrigens in Menge auf den Straßen, und alle Spaziergänge sind mit ihnen angefüllt. Auf dem platten Lande, wo ein Frauenzimmer von dem Pöbel nichts zu befürchten hat, und in kleinen Städten und Dörfern erscheinen sogar die vornehmen Damen nicht selten zu Fuß. Zur Zeit der Dämmerung begeben sich die Türkinnen in ihr Haus zurück. Die orientalischen Frauenzimmer können ihre Freundinnen und Verwandten besuchen, ohne es vorher ihrem Manne zu sagen.

Je vornehmer die Türkinnen sind, desto weniger zeigen sie sich dann öffentlich. Ihr Stolz erlaubt es nicht anders, als mit großem Gefolge und orientalischem Gepräge auszugehen. Von allen Frauenzimmern zu Konstantinopel scheinen noch am meisten die Serails-Bewohnerinnen beschränkt zu seyn. Die meisten Odaliken kommen nie aus dem innern Thore des Serails, und nur wenige haben die Erlaubniß, einen Theil des Sommers in den kaiserlichen Lustschlössern am Bosporus zuzubringen. Diese Odaliken sind kaiserliche Sklavinnen, und keine kommt zur Würde der Gemahlin des Sultans.

Der Aufenthalt in dem Harem ist nicht freudenleer. Feste verschiedener Art wechseln mit einander ab; die Frauenzimmer mehrerer Häuser versammeln

sich an einem Orte, und verrichten ihre weiblichen Arbeiten. Musikanten, Tänzerinnen, Schattenspiele, Gespräche und Unterhaltungen verschiedener Art dienen zum Zeitvertreibe. Welche fremde Frauenzimmer den Harem besuchen, braucht der Mann nicht zu erfahren; eben so wenig bekümmert er sich, wohin seine Frau gegangen ist.

Die Morgenländerinnen verschleiern und vermummen sich dergestalt, daß sie nichts, als die beiden Augen und den obern Theil des Nasenblatts offen tragen. Die Frauen können bei ihren Freundinnen oft ganze Wochen bleiben. Während eines solchen Besuches haben junge Leute von 15 Jahren, unter der Benennung von Kindern, nicht selten Zutritt in diesen Zimmern, speisen mit den fremden Damen, und nehmen an ihren Unterhaltungen Theil. Die morgenländischen Frauenzimmer sind von allem Antheile an den Geschäften des Mannes, und von seiner Vorsorge für die Gäste befreit.

Die Dienstboten im Harem stehen ganz unter der Frau; sie kann dieselben wählen und wegjagen, je nachdem sie Lust hat, und erlaubt dem Manne auf keine Weise Eingriffe in diese ihre Rechte.

Wie die Familie zunimmt, wird die Sorgfalt der Mutter immer bedeutender. Im Alter werden die Frauen von ihren Männern sehr geehrt, und finden bei ihren Männern Trost und Unterstützung. Die Frauen haben auch das Recht, der Sitte gemäß, ihre

Kinder nach ihrem Willen zu verheirathen, und ihre Religion zu bestimmen. Gemeinlich wählen die Kinder den Glauben der Mutter, weil sie von Jugend auf beständig in ihrer Gesellschaft sind. So geschieht es oft, daß, wenn die Mutter von einer Sekte und der Vater von einer andern ist, die Kinder durch die Lehren und das Beispiel der Mutter bewogen, sich frühzeitig zu ihren Glauben bekennen, und von den Oberhäuptern der andern Sekte in des Vaters Gegenwart gering sprechen.

Die Orientalinnen werden außer dem Hause mit entfernter Achtung behandelt. Auf der Straße schaut ein wohlerzogener Türke sie nie an, um den Ruf ihrer Sittsamkeit nicht zu beleidigen; er kehrt vielmehr sein Gesicht nach einer andern Seite, oder schlägt seine Augen nieder.

Der Aufenthalts-Ort der Frauenzimmer wird für ein Asyl gehalten. Verbrecher flehen sogar im Namen des Harems, als der kräftigsten Art von Bitte, um Barmherzigkeit, und der bitterste Schimpf für einen Mann ist derjenige, welcher gegen seine Frauenzimmer gerichtet ist.

Die Gerichts-Diener dürfen nicht in einen Harem, wenn nicht der Scheikh von dem Bezirke der Stadt zugegen ist, und auch dann müssen sie den Frauenzimmern Zeit lassen, ihre Schleier umzuwerfen. Diese Vorrechte erstrecken sich nicht bloß auf Türkinnen, sondern auch auf Christinnen und Jüdinnen.

Sowohl Gesetz, als Sitte gewährt den Weibern die Herrschaft über das Vermögen des Mannes und über seine Kinder.

Durch das Gesetz sind den Weibern auch gleiche Rechte mit den Männern in Absicht auf die Kinder eingeräumt.

Nach Ehescheidungen bleiben die Söhne bei dem Vater, und die Töchter bei der Mutter. Gesetz und Sitte erleichtern den asiatischen Frauen die Trennung von dem Manne auf jede Weise. So verläßt oft eine Stunde nach dem Streite die Frau das Haus ihres Gatten mit ihren Kindern und Effekten, begibt sich zu ihrem Vater, oder ihren Verwandten, und kehrt nicht eher zurück, als bis der Mann ihr vollständige Befriedigung gewährt hat.

Endlich behaupten auch die Orientalen, sie müßten in der Regel den Weibern das Recht lassen, daß auf alle ihre Launen Rücksicht genommen werde, und daß sie nach dem Herkommen ihre Männer unaufhörlich unter jedem Vorwande zu quälen im Stande seyen. Dieses Vorrecht sollen sie als einen wesentlichen Vorzug der Schönheit betrachten.

Besucht daher eine Frau ihren Vater, so soll sie oft nicht eher zurück kehren, bis der Mann zwei bis dreimal gekommen ist, sie abzuholen. Haben sie Besuch von ihren Freundinnen, so schicken sie dem Manne sein Essen in sein Zimmer (Murdannah), und erlauben ihm bisweilen in geraumer Zeit keinen Zutritt.

An Mannerhaftigkeit kommen die schönen Orientalinnen den Europäerinnen nicht nur gleich, sondern übertreffen sie sogar. Ihnen ist die Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts anvertraut, die Knaben bleiben bis zur Zeit der Beschneidung in dem Harem.

Edel ist die Haltung der Frauenzimmer, liebenswürdig ihre Bewegung, angenehm und naiv wissen sie ihre Gedanken vorzutragen. Die Leichtigkeit, mit welcher sie die Worte aussprechen, das Melodische ihrer Töne, die Reinheit ihres Sprach-Organs, die Feinheit ihrer Empfindungen sind bewunderungswürdig.

Nach dem Tode des Gatten müssen die Frauen aufhören, glänzende Kleider und Schmuck zu tragen, und fröhlichen Gesellschafts-Zirkeln beizuwohnen.

Vor Gericht gilt das Zeugniß von zwei Männern, müssen aber Weiber Zeugniß ablegen, so erfordert das Gesetz vier derselben.

III. Die Jahreszeiten in Konstantinopel.

Die Atmosphäre ist höchst heilsam für die Gesundheit, und vortrefflich für die Sinne und den ganzen Organismus des Körpers. Die Abwechslung der Jahreszeiten ist lange nicht so regellos, als in unsern nördlichen Ländern, jede hat ihre eigenen Genüsse und Annehmlichkeiten. Bei uns verfließt das Jahr unter dem wechselseitigen Kampfe der Elemente; im Oriente rei-

ben sich während des Cyklus des Jahres die Zeiten sanft und freundlich an einander.

Im März scheint bereits der Winter mit raschen Schritten zu entfliehen; aber im April geht erst der rechte Frühling hervor, und eröffnet das Jahr durch eine überaus sanfte Temperatur der Luft. Im Mai steht die ganze herrliche Landschaft in voller Frühlings-Pracht. Der Himmel wird immer heiterer; nur selten regnet es einige Stunden. Der Uebergang zum Sommer ist zwar in seinen Abstufungen merklich, aber doch schleunig. Er fängt mit dem Juni an; der Himmel ist schön blau, beständig heiter und schimmernd, mit Ausnahme einiger weißen flockigen Wolken, welche sich zuweilen gegen Ost und Süd zeigen. Im Juli wird die große Hitze der Sonne durch die Nordwinde gemildert; sie herrschen ungefähr 9 Monate, und geben der Luft ihre Elasticität, welche so vortheilhaft für die Gesundheit ist. Der Berg Hämus, über welchen sie streichen, gibt ihnen diese wohlthätige Eigenschaft. Im August herrscht besonders Windstille und Schwüle; nur in den Wäldern findet man noch Schatten unter den grünenden Bäumen. Der Nordwind weht jetzt in bestimmten Stunden, von 3 Uhr Nachmittags bis zum Untergange der Sonne, und bereitet jene herrlichen Nächte vor, welche an die Stelle des heißen Tages treten. Melonen und andere saftige Früchte gibt es im Ueberflusse, und Weinstöcke hängen voll Trauben.

Der September, eine Fortsetzung des August, gehört noch völlig zur Sommerszeit. Erst zu Ende der Tag- und Nachtgleiche nimmt die Hitze ab. Die schwüle Jahrszeit ist zugleich jene der Gewitter, der Platzregen und der großen Verheerungen durch die Pest. Mit dem Oktober beginnt der Herbst; die Luft nimmt wieder die entzückende Temperatur des beginnenden Frühlings an, alles scheint neue Kraft zu gewinnen. Dieses ist die angenehmste Jahrszeit für Konstantinopel. Selten pflegen Südwinde anhaltend zu wehen, und die Atmosphäre bleibt stets dieselbe.

Der Uebergang vom Herbste zum Winter ist in der Regel langsamer, als der vom Frühlinge zum Sommer. Man sieht dann häufiger Regengüsse, und in den trocknen Zwischenzeiten den Himmel bewölkt. Die strenge Kälte wird häufig durch warme Südwinde gemildert. Oft blühen Narzissen, Veilchen und Primeln einen Theil des Winters. Das Jahr fängt fast mit Blumen an, und endigt mit ihnen.

Inzwischen bedeckt Schnee die Gebirge Asiens, während die Ebenen noch grün sind. Wendet sich der Wind nach Ost, so herrschen in der Stadt Schnee-Gestöber und Regen.

Auf dem schwarzen Meere toben furchtbare Stürme, Wirbelwinde erscheinen mit furchtbarem Getöse; die ganze Natur scheint dann oft in Bewegung. Dieses

ist auch die Zeit der Erdbeben für Konstantinopel; die Nordwinde herrschen nun am Bosporus.

Die Winter sind so wenig streng, daß die Eingebornen ganz der Oefen entbehren und sich mit Tenduns (einer Art Kohlen-Pfannen) behelfen können. Der Frost ist nie anhaltend, und selten hält sich der Schnee einige Zeit auf den Straßen. Im Ganzen kann man in einem gewöhnlichen Jahre 254 heitere Tage, und nur 20 mit bedecktem Himmel zählen; außerdem ist ungefähr an 40 Tagen die Witterung veränderlich, an 66 regnet es, an fünfzehn Tagen gibt es Donnerwetter, und nur an sechs auch Nebel.

IV. Wollüstige Tänze in der Türkei.

Muselmänner vom Stande halten das Tanzen für etwas Unanständiges. Selbst die gemeinen Klassen der Türken haben wenig Sinn dafür; es gibt aber desto mehr Leute in der Levante, welche ein Gewerbe aus dem Tanzen machen. Solche gemiethete Tänzer dürfen bei keiner Lustbarkeit, bei keinem Volks- oder Familien-Feste fehlen. In großen Städten erblickt man häufig auf den Straßen ganze Schaaren derselben.

Der türkische Tanz besteht in geilen Geberden, wollüstigen Mienen und Gliederspiele, und lüsternen — oft unanständigen Bewegungen. Die türkischen Tänze scheinen überhaupt nichts anders seyn zu sollen, als Pantomimen der Wollust, und würden die schönsten Geheimnisse der Sinnlichkeit ausdrücken, wenn sie auf

eine feinere Art dargestellt würden. Ihr Anblick reißet unwillkührlich zur Lüsternheit.

Wir sind auf dem Theater, wo sich die Tänzer versammeln. Eine Menge Volks strömt herbei. Die Künstler erheben sich, den Saraband zu tanzen. Unbeschreiblich ist das Spiel mit den Zügen in den Physiognomien der Tänzer. Einige Zeit haben sie sich begnügt, die wollüstigsten Blicke mit einer Kunst, welche nur den ausdrucksvollen, morgenländischen Physiognomien möglich ist, unter einander zu wechseln. Ein schmachtendes Sehnen scheint auf einmal ihre Gesichter übergossen zu haben, und die zärtlichsten Empfindungen entfalten sich plötzlich in ihren Antlitzen. Noch ein Paar Augenblicke, und das feurige Physiognomien-Spiel geht in ein rasches Leben aller Glieder über.

Die Tänze, welche aufgeführt werden, sind zwar sehr verschieden, allein fast alle kommen doch darin überein, Reitze zur Wollust und zur Lüsternheit zu wecken. Sittsame, ehrbare Türken sprechen daher nicht selten von solchen Tänzern mit Verachtung.

Ausgelernte Wollüstlinge unter den Türken, selbst aus den vornehmsten Ständen, versammeln sich dessen ungeachtet zuweilen in geschlossenen Zirkeln, und führen solche Tänze auf. Manche reiche Muselmänner unterhalten sogar unter ihrer Dienerschaft besondere Leute, welche sie, so oft es ihnen gefällt, durch üp-

pige Tänze unterhalten müssen. Es werden immer die schönsten Knaben und Jünglinge dazu genommen.

Die öffentlichen Tänzer, welche sich auf den Straßen und in den Häusern für Geld sehen lassen, sind nicht nur Türken und Araber, sondern auch Griechen und Armenier, welche häufig mit ihren mimischen Darstellungen die Nebenabsicht, thierische Brunst für sich selbst in den Zuschauern zu erwecken, verbinden. Nebst den Freuden-Mädchen gibt es in der Levante auch Freuden-Knaben.

Oeffentlich wird die Rolle der Frauenzimmer bei diesen Tänzen gewöhnlich von Knaben in weiblicher Kleidung gespielt. Wenn Frauenzimmer zusehen, so beobachten die Tänzer noch eine gewisse Art von Wohlstand, welche sie bei den Männern häufig ganz aus den Augen setzen. Manche der öffentlichen Tänzer sind oft komisch und grotesk vermummt.

Auch die Tänzerinnen haben Zutritt zu geschlossenen Männer-Gesellschaften. Sie tanzen ohne Schleier, und sind bisweilen sehr schön von Gesichts-Bildung und Wuchs. Vornehme Türken haben selbst unter ihren eigenen Frauenzimmern Sklavinnen, welche diese Kunst zu tanzen verstehen. Die Sklavinnen des Harems müssen jedoch in Gegenwart der übrigen Frauenzimmer, der Regel nach eine gewisse Art von Wohlstand beibehalten, auf welchen die öffentlichen Tänzerinnen nicht achten. Solcher Freuden-Dirnen gibt es sehr viele in Konstantinopel.

Gewöhnlich tanzen zwei Personen; es gibt aber auch Veränderungen, bei welchen viele zugleich handeln. Häufig sind die Tänzer mit Klapphölzern versehen, und von einer Zwischenzeit zur andern pflegen sie gewisse Stanzen zu singen, auf welche ein Chor folgt, mit welchem sie auch die Instrumente vereinigen.

V. Das Ramazan-Fest in Konstantinopel.

Nach dem Ende des Monats Chabaun erwartet man das Beginnen des Ramazan. Alles sieht begierig und im frommen Eifer dem ersten Erscheinen des Neumondes entgegen. Alles lauft dann eilfertig zurück nach dem nächsten Stadtquartiere, und bringt die Botschaft, daß der Fasten-Monat eingetreten ist. Arme Leute erhalten für diese Nachricht Geschenke, andere Dankſagungen. Sobald man Gewißheit davon hat, wird dieselbe feierlich der ganzen Stadt verkündigt.

Bei dem Untergange der Sonne donnern die Kanonen überall von den Batterien längs des Bosporus. Die vielen Thürme und Minarete der Moscheen, das Innere derselben, die Basars, alle Buden und Gewölbe prangen voll Lichter und Laternen, zuweilen ganz im chinesischen Geschmacke, und alle Straßen bieten die mannigfaltigsten Beleuchtungen dar. Diese Erleuchtung dauert die ganze Nacht, und wird in jeder Woche des Ramazan wiederholt. Vom ersten

bis zum letzten Tage des Monats Ramazan (Ramaſſan, Remaſſan, oder Ramadan) lautet das Gebot, ſoll kein Rechtgläubiger, ſo lange die Sonne am Himmels-Gewölbe ſteht, einen Biſſen Eſſen und einen Tropfen Getränk in den Mund bringen, ſondern nur während der Abweſenheit derſelben.

Die Regierung unterhält in der Hauptſtadt ein beſonderes Korps von Leuten, welche auf den Gebirgen jenſeits Skutari genau den Eintritt des Mondes beobachten. Zur Belohnung für ihre Mühe ſind ſie von den jährlichen Abgaben und Steuern frei, und haben ein beſonderes Oberhaupt, Gin Görmez. Dieſer muß ſogleich die Erſcheinung des Neumondes dem Stambul-Effendi bekannt machen, welcher dieſe Nachricht dem Vezier Aſſem und dem Sultane überbringt. Die Muezim machen nun mit ihren hellen Stimmen den Anfang der Faſten, von den vielen Thürmen herab, allen Stadt-Vierteln bekannt. Sogleich faſtet Jedermann mit der pünktlichſten Beobachtung ſeines Geſetzes. Mit Anbruch der Nacht kündigen die Muezim jedes Mal von Neuem das Ende der Faſten an, und machen laut bekannt, daß gegenwärtig Zeit ſey zu beten und zu eſſen. Alles überläßt ſich dann dem Wohlleben, und die ganze Nacht wird unter Vergnügungen zugebracht. Erſt mit dem Anbruche der Morgenröthe kehrt Jeder zur Beobachtung ſeiner Faſten zurück. Jeder Tag des vierwöchentlichen Ramazan iſt dem andern gleich.

Während der Tageszeit sind die Straßen und Plätze der volkreichen Hauptstadt überall wie ausgestorben, die Basars sind geschlossen, die Buden und Gewölbe verriegelt, die Thüren der muselmännischen Häuser stehen nicht mehr offen, die Fensterläden und Gitter sind zugemacht. Der Tag ist in diesem Monate die Zeit zur Ruhe für Muselmänner und Weiber; alle schlafen jetzt, nachdem sie die Nacht durchschwärmt haben.

Der Fasten-Monat hat viel Beschwerliches, besonders für arme türkische Handwerker. Er darf und kann am Tage nichts verdienen, und sinkt Abends vor Dürftigkeit und Schwäche auf sein Lager; für den Reichen ist er mehr ein Vergnügen, als eine Prüfung. Besonders hart ist es für die Bewohner der heißen Gegenden Asiens und Afrikas.

Triefend vom Schweiße und bei der brennendsten Hitze der Sonne darf er nicht einmal einen Tropfen Wasser auf die Zunge, nicht einmal einen Bissen Brod an die Lippen bringen.

Ungeduldig sieht die ganze muselmännische Nation dem Untergange der Sonne entgegen. Alles eilt an die wohlbesetzten Tafeln; überall, wo es das Vermögen des Hauses nur zuläßt, herrscht in diesen Tagen ein Reichthum und Ueberfluß an Speisen und Getränken, welcher oft in Erstaunen setzt, und seltsam genug der sonstigen Einfachheit der morgenländischen Lebensart widerspricht. Die arbeitende Klasse belagert

alle Bassins und Fontaines der Stadt, und das aufsteigende Wasser reicht kaum hin, alle Durstigen zu befriedigen. Andere Haufen, vor, auf und in den Häusern thun bei dem Pilav Bescheid, und halten die nahrhaften Reisschüsseln in dichten Gruppen umlagert. Nach dem Mahle schwärmen die Armen haufenweise auf den Straßen umher, besuchen alle Bekannte, und sehen so, daß sie noch mehr bekommen. Die Gastfreiheit hat in den Ramazans-Nächten den höchsten Grad erstiegen. Die Tafel eines Muselmanns ist für Alle besetzt, sein Haus steht um diese Zeit Jedem offen. Mancher Reiche speißt Tausende an diesem Tage; einige schicken sogar ihre Diener und Sklaven mit reichlich gefüllten Schüsseln auf die Plätze, Straßen und Kays, und lassen das Volk allgemein zum Genusse einladen.

In diesen dreißig Nächten stellen die Muselmänner einen Geist der Geselligkeit dar, von welchem man die ganze übrige Jahres-Zeit nur schwache Spuren bei ihnen antrifft. Nur in den Nächten dieses Monats dürfen in den muhamedanischen Städten alle Kaffee-, Trink- und Speise-Häuser offen bleiben, und jedes derselben ist, wie ein allgemeines Wirthshaus für alle Stände. Ueberall herrscht der Geist der Fröhlichkeit, der Mittheilung, der Theilnahme. Man sieht häufig Arme neben Reichen, Unbekannte neben Angesehenen; alle Stände scheinen aufgehoben, unzählige Gesellschaftliche Verhältnisse abgeschafft zu seyn.

Man nennt diese nächtlichen Freudenmahle in dem Monate Ramazan auch Iftar (Bruch), weil sie allzeit die Epoche sind, in welcher das Fasten täglich aufgehoben wird. Man überläßt sich hierauf allgemein dem vierten Tages-Gebete, und diejenigen, welche es nicht zu Hause verrichten, eilen in die Moscheen, welche durch eine ungeheuere Anzahl brennender Lampen einen herrlichen Anblick darbieten. Tausende von Menschen aus allen Ständen knieen andächtig darnieder. Die Vergnügungen, welchen man sich während dieser Nacht überläßt, sind verschieden; einige ergötzen sich an Tänzern und Marionetten- und Schattenspiele, andere fahren auf dem Wasser u. s. w.

Die Verhandlungen im Divan werden in diesem Monate jedes Mal theils ganz aufgehoben, theils abgekürzt. Nur sehr wichtige Gegenstände können Platz finden.

Wie die Ramazans Nächte beginnen, so endigen sie auch. Bei der Annäherung der Morgenröthe, eine halbe Stunde vor dem Früh-Gebete, setzt man sich von Neuem an die Tafel. Dieses Mahl heißt Imsak, indem es eine Vorbereitung zum Tages-Fasten ist. Es unterscheidet sich aber dadurch von der Abendmahlzeit, daß sie nur von der Familie ohne Zuziehung von Fremden genossen wird. Man speist entweder allein, oder mit den seinigen. Nur der Sultan speist beinahe, wie das ganze Jahr, in den Ramazans-Nächten allein. Bisweilen läßt er seine Kinder, die Prinzen seines

Hauses, selten die Sultaninnen, niemals aber einen Minister oder Vezier zur Tafel. Selbst nicht einmal gelangen die Kadinnen (Favoritinnen des Hofes) zu dieser Ehre.

Während der Sultan allein bleiben muß, ist der Groß-Vezier, als Stellvertreter des Groß-Herrschers verbunden, in diesen Nächten Ehren-Feste den vornehmsten Reichs-Beamten zu geben. Nur die sieben ersten Nächte kann er nach seiner Willkühr zubringen, die übrigen sind gewissen unabänderlich festgesetzten Festen eingeräumt, welche mit eben so viel Genauigkeit, als Glanz unter der unmittelbaren Leitung des Teschrifatdschi-Efendi (Groß-Zeremonienmeisters des Reiches), in dem Serai des ersten Vezier gegeben werden. Ein altes Herkommen bestimmt nicht nur die Nächte, an welchen diese und jene Feierlichkeiten vor sich gehen müssen, sondern auch die Anzahl der jedesmaligen Gäste und die Klassifikation derselben nach Rang, Würden und Alter.

Die zwei ersten Nächte ist z. B. der Vezier Assem völlig frei. Bei dieser Gelegenheit beginnen die großen Freudenmahle und gesellschaftlichen Vereine erst mit der zweiten Nacht. Die Gastmahle werden jedes Mal im Audienz-Saale (Arz-Odassi) nach dem Range und der Würde der Personen, nach einer bestimmten Ordnung, auf einer runden Tafel gegeben.

Alle Muselmänner, welche nicht zum Hofstaate

gehören, oder hohe Staatsämter begleiten, können die Nächte des Ramazan nach Belieben zubringen.

In der Beobachtung des Fastens gehen die Anhänger Muhameds weiter, als irgend eine Religions-Partei. Weder ein Tropfen Wasser, noch ein Bissen Speise darf während des Tages genossen werden. Verboten sind zu dieser Zeit aller Gebrauch des Rauch- und Schnupf-Tabackes, wohlriechende Wasser und der Beischlaf. Als Störung des strengen Fastens wird schon angesehen, wenn man im Schlafe Regen oder Schnee einschluckt, jedes innere Arzeneimittel, jeder Liqueur, welcher durch das Ohr in den Körper kommt; alles, was auf eine äußerliche Wunde gebracht wird, unschuldige Spiele zwischen Mann und Frau, Erbrechen, Baden, Besprengen mit Wasser bei der Hitze, Staub oder Rauch, welcher in den Mund kommt u. s. w.

Der Muselmann beobachtet genau diese Fasten; wer dieselben willkührlich übertritt, wird als ein Ungläubiger, und reif zur Hinrichtung angesehen. Das Zeugniß von zwei Männern reicht hin, ihn zu verderben; an Verzeihung ist nicht zu denken.

Alle, welche durch gültige Ursachen veranlaßt werden, das Fasten zu unterbrechen, unterlassen nie die versäumten Tage durch eben so viele andere, zu einer andern Zeit wieder einzuholen.

Von diesem Fasten sind befreit die Kranken, Reisenden, schwangere Frauen, Ammen, Frauenzimmer

während ihrer Monats-Periode, Minderjährige, Wahnsinnige, diejenigen, welche vom Hunger gequält werden, und in Gefahr sind zu sterben; endlich alle, welche hohen Alters wegen, die große Enthaltsamkeit nicht aushalten können. Die letztern ausgenommen, sind alle übrigen verbunden, nachher eben so viele Tage zu fasten, als sie im Ramazan es unterlassen haben. Der Gläubige, welcher ohne diese religiöse Schuld abgetragen zu haben, stirbt, ist zu einem Almosen (Fidieh) verpflichtet, welches in einem halben Maß (Sá) Getreide für jeden versäumten Fasttag besteht, von dem dritten Theile der Verlassenschaft des Verstorbenen genommen, und den Armen gegeben wird. Selbst Alte müssen für die Nachsicht des Gesetzes jährlich ein bestimmtes Almosen bezahlen.

Verschiebt ein Gläubiger die vernachlässigten Tage bis zum nächsten Ramazan, so muß er zuerst den gegenwärtigen Ramazan beobachten, und die versäumten Tage nachholen, ohne jedoch wegen seiner Nachlässigkeit Almosen austheilen zu müssen.

Während des Ramazan wird der Koran eifriger, als jemals gelesen, auch ein langes Gebet, Terawihh, welches allein für dieses Fest verfaßt ist, verrichtet. Es besteht in einem außerordentlichen Namaz von 20 Rikaths, welches jeder Rechtgläubige in jeder Ramazans-Nacht hersagen muß, nachdem die gewöhnlichen fünf Tages-Namaz vollbracht sind. Dieses lange Fasten-Gebet kann entweder zu Hause, oder

in einer Versammlung, oder in einer Moschee vollzogen werden. Es erheischt 10 Friedenswünsche und 5 Pausen; während letzterer kann der Gläubige entweder auf den Knieen sitzen, oder andere Verse aus dem Koran hersagen, oder ein andächtiges Stillschweigen beobachten. Den Bürgern von Mekka ist erlaubt, in dieser Zwischenzeit Umgänge (Tawaf) um die Kaabeh zu vollbringen. Auch ist lobenswürdig in diesem langen Namaz, und während der 30 Fasttage, eine allgemeine Lektüre des Koran und vor Aufgang der Sonne das gewöhnliche Gebet, Salat-witr, vorzunehmen.

In Ansehung der Bestimmung der rechten Zeit zum Anfang des Ramazan hält man sich ganz an das juristische Zeugniß der Ersten, welche den Neumond entdecken, und zwar in allen Städten der Levante. Erscheint er nicht, so wird der Tag, welcher dem 30. des Monats Schabann folgt, dafür angenommen. Ist der letzte Tag dieses Monats so neblig, daß die Erscheinung des Neumondes zweifelhaft bleibt (Yewmusch-schehk), so ist das Zeugniß einer einzigen Person hinreichend, welche den Mond gesehen hat, da sonst zwei Zeugen gefordert werden. In diesem Falle nimmt man weder auf Geschlecht, noch Stand, noch Alter des Zeugen Rücksicht. Selbst Sklaven und Missethäter werden als gültige Zeugen angenommen.

Sobald das Erscheinen des Neumondes sich be-

währt hat, beginnt die Fasten, und hiernach richtet sich die Bestimmung der Tage zur Feier des Beiram, ohne daß man darauf Rücksicht nimmt, ob die Zahl der Festtage wirklich 30 ist, oder nicht. Es kann sich nämlich allerdings ereignen, daß das öffentliche Fasten nur 29 und selbst nur 28 Tage dauert.

VI. Türkische Landhäuser um Konstantinopel.

Nur wenige Bewohner der Hauptstadt besitzen Wohnungen außerhalb der Städte. Die Landhäuser um Stambul sind nicht, wie bei andern Nationen, Schlösser und Lustgebäude, welche einzeln tief im Lande, unter Garten-Anlagen liegen, sondern sie machen vielmehr nur einen Theil der vielen Vorstädte aus, welche die beiden Ufer des thrazischen Bosporus schmücken. Diese Landgebäude (Joli) sind gemeiniglich nur von Holz, und sehr bunt bemalt. Personen, welche zur Geistlichkeit oder zu den Ulemas gehören, die Exminister und einfachen Partikuliers können dieselben am meisten benützen. Die Staats-Beamten und alle Angestellten bringen gewöhnlich nur die Nacht daselbst zu, weil in der Türkei alle Tage der Thätigkeit und Arbeit geweiht sind. Die beiden Beiram ausgenommen, ist jeder verbunden, beständig auf seinem Posten oder Departement zu bleiben.

In der Hauptstadt, wie in den Provinzen haben die Muselmänner keine Idee von entfernten Besitzun-

gen, Schlössern und Landgütern. Selbst Sultane scheinen nicht mehr Geschmack an ländlichen Belustigungen zu finden. Verändern sie bisweilen auch ihren Aufenthaltsort in der warmen Jahreszeit, so kommen sie doch nie aus dem Bezirke der Stadt im weiteren Sinne. Im Sommer verlassen sie gewöhnlich mit dem Harem das große Serail und beziehen einen ihrer Paläste in den Vorstädten, welche zwar in einer reitzenden Gegend liegen, aber nichts weniger als kostbar sind.

VII. Der große Beiram in Konstantinopel.

An das Ende des Ramazan reiht sich der freudebringende Schewal, mit dessen erstem Tage das religiöse Fest des großen Beiram beginnt. Dieses Wort entspricht dem arabischen Id (Brechung des Fastens), und deßwegen heißt auch der Beiram Id-fitr.

Die Nacht vor dem Beirams-Tage ist eine von den sieben heiligen Nächten. Gewissenhafte Muhamedaner befleißen sich in diesen der größten Enthaltsamkeit. Die Männer erlauben sich durchgängig nicht, ihren Weibern und Sklavinnen beizuwohnen. Der Aberglaube läßt von diesen Zeugungen gebrechliche und ungestaltete Kinder fürchten. Der Sultan allein ist dieser Enthaltsamkeit überhoben; indessen nur für die Nacht vor dem Beiram.

Diese Nacht ist auch die einzige im ganzen Jahre,

in welcher der Kaiser einen feierlichen, öffentlichen Auszug aus dem Serail hält, um in der Sophiendschamie sein Gebet zu verrichten. Feierlich und glänzend ist dieser Einzug; aber noch weit feierlicher und glänzender der großherrliche Rückzug aus der Moschee in das Serail. Durch herrliche Beleuchtungen geht der Zug; die Straßen und Plätze wimmeln bis zum äußersten Thore des Serail von gedrängten Volkshaufen.

Diese Beleuchtungen sind unter den Türken besonders in hochzeitlichen Nächten gebräuchlich, und die ähnliche Zeremonie bei dem Rückzuge des Sultan in der dem Beiram vorhergehenden Nacht bezieht sich auf diese herkömmliche Gewohnheit. Sobald er zu Hause angekommen ist, pflegt er mit einer jungfräulichen Sklavin seines Harem zu Bette zu gehen. Es herrscht allgemeines Frohlocken im Serail, wenn die Auserwählte das Glück hat, schwanger zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DR
425
J3
v.3

Jack, Joachim Heinrich
Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen in die Turkei

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C